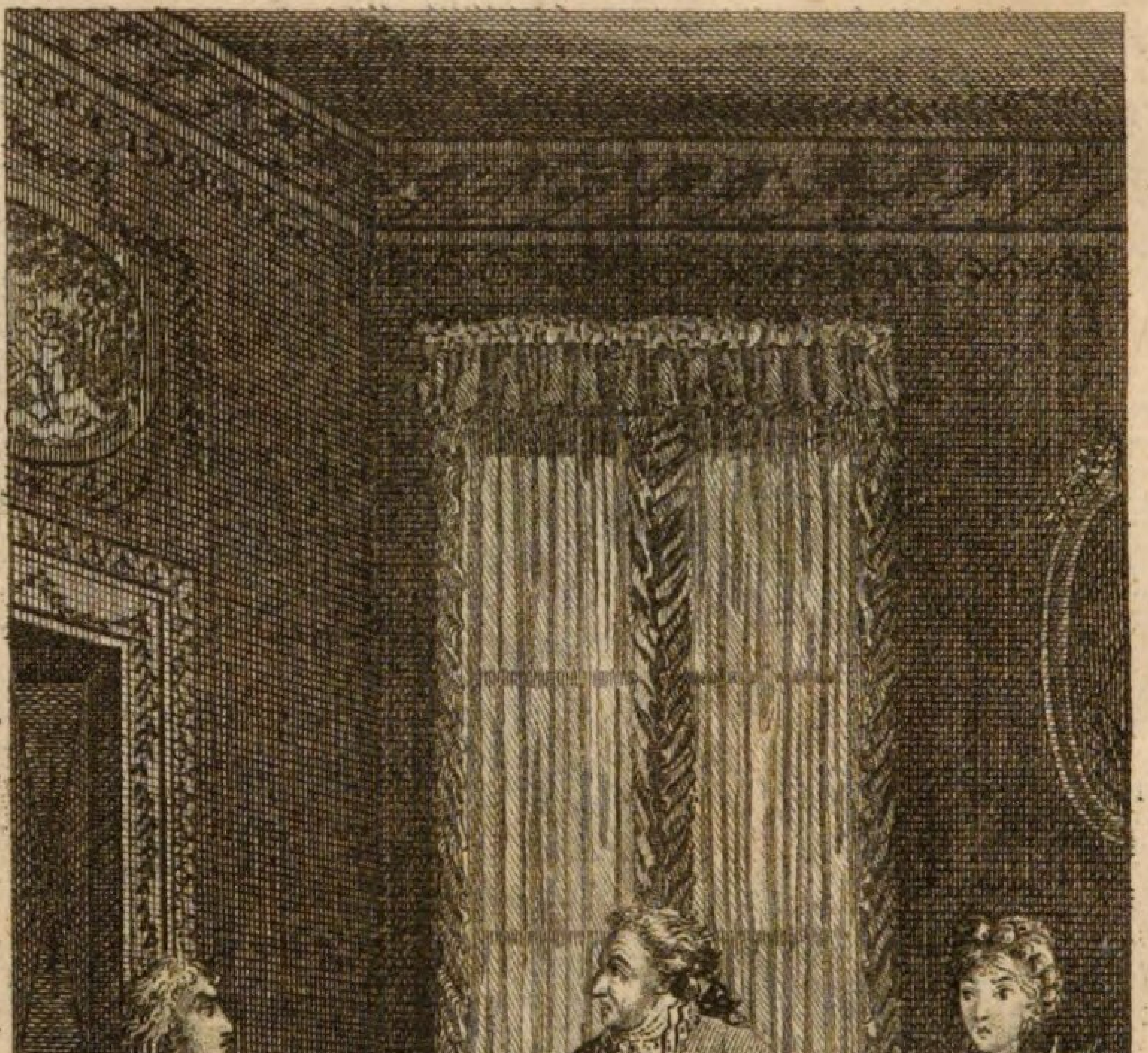
. o. germ. 2047 x
300
4



B. d. C. et fc.

Karl Engelmanns Tagebuch.

Eine Familiengeschichte

von

August Lafontaine.

Berlin 1800.

A 168 / 707

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Beruf zum Biographen.

Mein Oheim öffnete die Stubenthür, blieb aber auf der Schwelle stehen, und sagte mit einer rauhen Stimme und niedergeschlagenen Augen: ich wollte nur hören, ob du da des Jungen wegen etwas in der Stadt abzumachen hättest. Morgen früh reite ich hin. — „Nein," antwortete mein Vater, und besah verlegen von allen Seiten seine Pfeife, um nicht aufblicken zu dürfen: „nein; der Junge soll nun fürs erste nicht in die Stadt."

Der Oheim stand noch immer in der offenen Thüre, rieb die Stirn, schüttelte den Kopf, machte langsam, in Absätzen, die Thür wieder zu, und gieng die Paar Stufen davor noch langsamer hinunter. Jetzt gieng mein Vater schnell an die Thür, riß sie auf, und blieb gleichfalls auf der Schwelle stehen. Eben als der Oheim aus dem Hause treten wollte, sagte mein Vater: „du kannst in Gottes Namen meinen Rappen nehmen." Der Oheim blieb in der Hausthüre, und mein Vater trat eine Stufe hinunter, zu ihm hin. Beide sahen einander erst schweigend an, und dann kam

der Oheim zurück. Sie gaben sich, noch immer schweigend, die Hände, und giengen nun stumm im Zimmer neben einander auf und nieder. Beim Umkehren blickten sie einander jedes Mal verstohlen an. Endlich hob mein Vater seine Arme; mein Oheim stürzte sich mit Heftigkeit hinein, und es schien mir, als ob sie Beide weinten. Meine Mutter, die in Thränen zerfloß, sprang jetzt auf, und brachte ihrem Schwager seine gewöhnliche Pfeife, die schon gestopft war.

„Ist wohl zu trocken," sagte mein Vater. „Stopfe andern; denn die liegt da schon für dich, seit . . . seit . . . Stopfe andern!"

Der Oheim behielt aber diesen, und brummte etwas von Friedenspfeife. (Er war ein Jahr in Amerika unter den Englischen Truppen gewesen.) Mein Vater gieng noch langsam im Zimmer auf und nieder, und man sah an den Blicken, die er auf seinen Bruder warf, daß er sich jetzt mit ihm versöhnte. Meine Mutter bedurfte nie einer Versöhnung; sie rückte ihrem Schwager den Lehnstuhl zurecht, und holte ihm zu trinken. Der Oheim stand mit gerunzelter Stirn da. Ohne Zweifel fühlte er, daß er Unrecht hatte; aber sein Bruder sollte dennoch das erste gute Wort geben.

Stillschweigend langte mein Vater nun die Bibel in Folio von dem Geldschränkchen herunter, nahm die Feder, tunkte ein, und fieng an zu schreiben. Halt, Christian! rief sein

Bruder; eh du schreibst, noch ein Wort! Mein Vater schrieb ruhig weiter, bis der Oheim näher kam. Dann schob er diesem die Bibel hin, und ließ ihn lesen: „den 18ten habe ich mich durch Gottes Barmherzigkeit mit meinem lieben Bruder versöhnt. Ich war zu hart gegen ihn.“ Der Oheim legte die Pfeife auf den Tisch, und sagte gerührt: das warst du nicht, Bruder Christian! Mein Gewissen ist jetzt zuweilen härter gegen mich, als du es gewesen bist. Ich hatte Unrecht. — „Das hattest du,“ antwortete mein Vater zärtlich: „aber ich sammelte feurige Kohlen auf dein Haupt; und das — es steht zwar in der Bibel; doch es taugt nicht. Ich hatte Recht; soll man aber hart seyn, wenn man Recht hat?“ Sie drückten einander jetzt sehr kräftig die Hände, und die Versöhnung war geschehen. „Und,“ sagte mein Vater nun, indem er einige beschriebene Blätter in der Bibel zurückschlug: „hier und hier, und wieder hier! Bruder, wenn ich das las, so fühlte ich, wie hart ich gegen dich gewesen war.“

Schwager, sagte meine Mutter; seitdem Sie wegblieben, hat mein Mann uns alle Tage vorgelesen, was da von Ihnen steht: wie gut Sie gegen ihn gewesen sind, wie lieb Sie ihn gehabt haben; und dann sagte er jedes Mal: gegen diesen Menschen konnte ich so hart seyn!

Mein Oheim reichte seinem Bruder die Hand. Es war jetzt Dankbarkeit, Liebe, Rührung, was

ihn dazu bewog, nicht mehr die Versöhnung. Indeß nahm er die Pfeife wieder, um diesen sanftern Empfindungen, die er nur selten hatte, und die eben darum sein Herz zu sehr erweichten, ein Ende zu machen. Du schreibst noch immer eine schöne Hand, Christian, sagte er, und blätterte hinten in der Bibel, in die mein Vater alles Merkwürdige seines Lebens aufzeichnete.

„Und doch," antwortete mein Vater, und wurde blutroth vor Scham; — „und doch schreibe ich zuweilen mit zitterndem Herzen, wenn ich lese, was ich geschrieben habe. Aber für kein Rittergut wäre mir die Bibel feil." Mein Oheim lächelte. „Ja, Bruder," fuhr mein Vater fort; „denn trifft mich ein Unglück, das mir zu schwer scheint, so lese ich, wie mir Gott geholfen hat, ehe ich es dachte, z. E. Anno 60 oder 64. Sieh, dann fasse ich Muth, und sage freudig: Amen! Oder überläuft mich einmal der Zorn, wird mein Unmuth giftig, und lese ich dann, wie viel die Menschen mir vergeben mußten, wie viel Kreuz und Freude dazu gehörte, ehe ich so gut wurde, wie ich jetzt bin — und wie gut b i n ich denn? —: sieh, so vergeht mir Gift und Galle; ich beuge mich vor Gott und auch vor Menschen. Meinem Feinde kann ich die Hand drücken, und das von Herzen, auch wenn ich Recht habe. „Anfangs" — der Oheim setzte sich — „Anfangs schrieb ich: den und den war Hagel-

schlag, oder der Sturmwind riß mir die Scheune nieder, oder der Wetterstrahl schlug hier ein; aber an meinen Zorn, der schlimmer war, als der Sturmwind, und meinem Nachbar einen ganzen fröhlichen Tag oder eine fröhliche Woche einriß, oder an meine Härte, womit ich einem Armen seine Hoffnung niederschlug — daran dachte ich nicht. Als ich das Bein brach und vier Wochen liegen mußte, kam ich zur Erkenntniß, daß in unsrer Brust, so klein sie auch ist, mehr Stürme, Gewitter, Hagelschläge und Wolkenbrüche sind, als am ganzen großen Himmel. Seitdem schrieb ich, Bruder; und der Stürme, der Gewitter sind bei mir doch weniger geworden. Den Paar Blättern habe ich viel zu verdanken!"

So zum Exempel, daß ich wieder hier sitze und meine Pfeife rauche, sagte mein Oheim mit Schamröthe.

„Gott behüte!" rief mein Vater. „Daß ein Bruder bei dem andern sitzt, dazu bedarf es keines Schreibens; aber daß meine Härte dich nicht wieder von hier vertreiben soll, das habe ich gelernt, als ich aufschrieb, wie es kam, daß du zornig das Haus deines Bruders verlassen mußtest. Nein, diese Bibel soll der Junge da (er zeigte auf mich) nach meinem Tode erben. Und versprich mir, lieber Junge, daß du die leeren Blätter alle vollschreiben willst mit dem, was du Gutes und Böses thust. Versprich es mir!"

Mein Vater war aufgestanden; sein Auge funkelte, seine Stimme war feierlich geworden. Auch der Oheim stand auf, und legte die Pfeife nieder; meine Mutter stand auf, und faltete die Hände. Die Scene, wobei Alles still war, hatte für mich etwas Feierliches. Ich kam hinter dem Tische hervor, und gab meinem Vater die Hand. Er nahm bei meinem Handschlage die Mütze ab. Dann reichte mein Oheim mir die Hand. Meine Mutter küßte mich mit weinenden Augen. Amen! sagte mein Vater; auch mein Oheim und meine Mutter sagten Amen! Ich stand mitten im Zimmer, mitten zwischen ihnen Dreien. Nie habe ich nachher wieder eine so feierliche Stunde gehabt; es war mir, als würde ich zu einem wichtigen Amte eingeführt.

Eine Minute währte das Schweigen noch; dann nahm mein Oheim seine Pfeife wieder, und mein Vater legte die Bibel auf den Geldschrank.

Und ich wollte, es würde gedruckt, sagte mein Oheim laut. „Möchte es doch!" erwiederte mein Vater. — Wer weiß? setzte mein Oheim hinzu, und sah mich dabei an. In demselben Augenblicke füllten sich seine Augen mit Thränen; er stand auf, und verließ, die Hände ringend, das Zimmer. Mein Vater folgte ihm weinend. Ich dachte an nichts. Schon die Vorstellung, daß auch ich einmal meinen Lebenslauf in die Bibel schreiben soll-

te, hatte mein Gefühl sehr gehoben; die aber, daß er gedruckt werden könnte, brachte alle Schwingen meiner kindischen Phantasie in Bewegung. Dieser Gedanke verließ mich nie wieder; und als ich das nächste Mal in die Stadt kam und mit meinem Oheim (ich bat ihn mit Thränen darum) eine Druckerei besuchte, gieng ich stolz zwischen den Pressen hin und her. Ach, ich ahnete nicht, mit welchem gedrückten Herzen ich oft die Feder würde ergreifen müssen, um ein Thränenstück aus meinem Leben niederzuschreiben! Bei allen meinen Handlungen war ich mir immer bewußt, sie würden einmal gedruckt werden; und das gab ihnen eine gewisse Haltung, etwas Feierliches, etwas Geschliffenes. Ich achtete mehr auf mein Inneres, — auf die Gewitter, auf die Stürme in meiner Brust, wie mein Vater sie nannte —; ich achtete mehr auf die Menschen um mich her, weil sie in meinen künftigen Lebenslauf gehörten. So lebte ich gleichsam uur, um schreiben zu können. Mein wirklicher Lebenslauf war, möchte ich sagen, nur ein Mittel zu meinem Zweck, dem beschriebenen. Ich las alle Bücher, die mir in die Hände fielen, lernte Stellen, die mir schön klangen, auswendig, um sie einmal wieder zu gebrauchen, und merkte mir Situationen, die ich interessant fand, um sie irgend einmal in meinem wirklichen Leben zu erschaffen, damit ich sie beschreiben könnte. So hätte ich können

ein Heuchler werden; und in einem gewissen Sinne war ich es auch. Aber nie kam ich auf den Einfall, etwas sagen zu wollen, das ich nicht gefühlt hatte.

Schon damals — ich war gerade zwölf Jahre alt — merkte ich, daß eine Biographie durch Leiden interessant wird. In meinen frohesten Stunden wünschte ich mir daher alles mögliche Unglück, um durch die Beschreibung desselben recht viele Augen naß machen, recht viele Herzen brechen zu können. Ach, als die Leiden kamen, dachte ich nicht mehr an fremde Herzen; denn mein eigenes brach. Aber der Gedanke an die Beschreibung einer solchen bittern Stunde, der mich nie verließ, gab mir dennoch einen Muth, der tausend Andern fehlen würde. Dem Buche, das ich schreiben wollte, habe ich viel zu verdanken. Ich lebte nicht, wie andere Kinder, in den Tag, sondern in meine Biographie hinein; und wie andere Menschen unbezweifelt das Recht haben zu leben, so habe ich das Recht zu schreiben, so gut oder schlecht ich kann.

Die Brüder.

Mein Vater und mein Oheim liebten einander, wie Brüder sich selten lieben; und dabei hatten sie eine so zarte Achtung für einander, wie sie noch seltener gefunden wird. „Das macht," sagte mein Vater, „wir haben Beide mit einander Elend und Leiden getragen; und die sind ein guter Kitt für die Herzen. Wir haben erfahren, was es hilft, wenn man fest zusammen hält; und das erfährt der Mensch nur im Unglück."

Sie waren die Söhne eines Landschulmeisters. Im Kriege wurde das Dorf, worin ihr Vater wohnte, ganz abgebrannt, und nun flüchtete er sich mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen. Eine Zeitlang irrten sie auf dem schrecklichen Schauplatze des Krieges hin und her, um ihrem Dorfe nahe zu bleiben; aber das Elend folgte ihnen auf jedem Schritte.

In diesem Meere von Jammer, in diesem furchtbaren Zustande, wo das Unglück noch größer war, als jede Besorgniß davor, wo alle Hoffnungen zerstört wurden, drängten sich diese vier Menschen desto enger in Liebe zu-

sammen. Die schmerzlichen, trostlosen Blicke der Mutter, und ihre stummen geduldigen Seufzer, die allein sie dem Zorne des Schicksals noch entgegen setzte; der finstre, ungeduldige Kummer des Vaters, der das brechende Herz seiner Frau mit erlogenen Hoffnungen zu trösten vermeinte, und die schwerere Hälfte des Unglücks, die Furcht vor jedem kommenden Morgen, allein trug: das machte die Herzen der Söhne weich. Als aber die Mutter, von dem langen Elende verzehrt, todt vor ihnen lag; als der Vater, er, der seine Frau so zärtlich liebte, jetzt wahrhaft froh ausrief: Gott Lob! und als dennoch der Gram über den gewünschten Tod seiner Frau auch sein Herz langsam zerdrückte; als beide Söhne nun an seinem Grabe standen, und daran dachten, daß sie jetzt nur noch allein leiden konnten: da bekamen ihre Herzen eine ruhige Unbeugsamkeit, einen sanften Trotz gegen das Unglück des Lebens. Der ältere Bruder setzte sich auf das Grab, und sagte mit Stärke: Christian, das Uebrige hat nun nichts zu bedeuten! Ich weiß auch nicht einmal recht, was uns gefehlt hätte. Wir haben doch nothdürftig zu essen gehabt, ein Obdach meistens auch. Und jetzt, da ich nicht mehr die bleichen Gesichter, die nassen Augen und das Händeringen unserer Eltern sehe, jetzt mag es kommen, wie es will. Sieh, ich habe seit vorgestern, da der Vater starb, recht eigentlich darüber nachgedacht. Die Furcht

vorher ist das Unglück; weiter nichts. Fidel da hat alles Unglück mit uns ausgehalten, gehungert, wenn wir nichts hatten; und doch hüpfte und sprang er, sobald er satt war, bloß weil er sich vor morgen nicht fürchtete. Trockne dir die Augen, Christian. Gott Lob! wollen wir sagen, und gehen. Wir Beide werden es wohl aushalten.

Sie sagten Beide: Gott Lob! und giengen muthiger und stärker in das Dorf zurück, worin ihr Vater gestorben war. Am folgenden Morgen setzten sie ihre Reise in gerader Richtung fort, anstatt daß sie sich sonst immer in einem Kreise um das väterliche Dorf gedrehet hatten. Der ältere Bruder, mein Oheim, fand bald sein Unterkommen als Knecht bei einem Bauer; mein Vater, der ein Jahr jünger war, wurde auf einem adeligen Gute in eben dem Dorfe Bedienter der Bedienten. Sie brauchten ihn Theils zum Laufen in die nahe Stadt, Theils zu mancherlei kleinen Geschäften des Hauses; und als man zufällig erfuhr, daß er rechnen und schreiben konnte, ließ ihn auch der Verwalter Rechnungen abschreiben. Nach einigen Jahren wurde mein Vater ordentlich als Schreiber angenommen; mein Oheim aber, dem das Leben als Knecht nicht gefiel, ließ sich von einem Hannöverischen Unteroffizier, der in dem Dorfe Verwandte hatte, anwerben. Er freuete sich sehr über seinen neuen Stand; denn Soldat zu seyn, war immer der

Wunsch seines unruhigen Temperaments gewesen. Aber dennoch hätte er sich beinahe wieder anders besonnen, weil er sich von seinem Bruder trennen sollte. Die ganze Erbschaft von den Eltern, Fidel, behielt mein Vater; er mußte aber dafür durchaus die Hälfte von dem Handgelde seines Bruders annehmen. Du sollst ihn nicht allein ernähren, Christian, sagte mein Oheim hitzig. Er ist mein so gut wie dein; und ich nähme das Thier mit, wenn es sich nicht so an dich gewöhnt hätte. Mein Vater mußte nach einem zärtlichen Streite nachgeben. Er begleitete seinen Bruder einige Meilen, und dann nahmen sie so wehmüthig von einander Abschied, daß der Unterofficier dadurch gerührt wurde.

Das Schicksal schien sich mit ihnen ausgesöhnt zu haben. Mein Vater wurde Verwalter des adeligen Gutes, heirathete dann die einzige Tochter eines Freisassen (meine Mutter), und erbte nach dem Tode seines Schwiegervaters dessen nicht ganz kleines Gut. Auch mein Oheim, welcher Wachtmeister geworden war und sich in Amerika ein kleines Vermögen gesammelt hatte, heirathete ein wohlhabendes Mädchen, nahm nach dem Tode seiner Frau den Abschied, zog mit seiner einzigen Tochter, Suschen, in unser Dorf, und kaufte ein kleines Gütchen, dessen Ackerbau mein Vater besorgte, da er selbst nur die Blumenzucht in einem Gärtchen trieb, das seine ganze Freude

ausmachte, so wie meines Vaters Steckenpferd die leeren Blätter in der Bibel waren.

Beide Brüder liebten einander noch immer mit jugendlicher Zärtlichkeit. Mein Vater stand ganze Stunden mit seinem Bruder an dem Amphitheater voll Blumen in dessen Gärtchen, und ließ sich die Namen aller von oben bis unten vorlesen. Die schönste Aurikel hieß, trotz dem Blumen-Katalogus, immer: Christian; mein Vater hätte aber dennoch die Namen aller angehört, wenn auch nicht Eine so geheißen hätte. „Was gehen," sagte er, „mich die Namen an, die mein Bruder selbst nicht versteht! Ich halte mich an die frohen Blicke, mit denen er sie mir hernennt. „Seid fröhlich mit den Fröhlichen!" heißt es." Wenn dann mein Vater dagegen die Blumen seines Lebens, die fröhlichen Tage, die er erlebt hatte, aus der Bibel der Reihe nach vorlas, so hörte der ungeduldige Wachtmeister lächelnd zu, und sagte weiter nichts, als daß er zuweilen, wenn mein Vater feierlich anfieng, „den 19ten Mai," etwas leise einfiel: an dem Tage blühete die Prinzessin von Oranien auf! Das war ein Paar Male geschehen; und mein Vater sagte: „warum soll der gute Wachtmeister das nur flistern? Zwar ein vergnügter Tag ist mehr als eine Blume; indeß . . ." — Er nahm die Bibel und schrieb: „den 19ten Mai blühete zu meines Bruders und unser Aller Freude die Prinzessin von Oranien auf." Mein Oheim

empfand die zarte Liebe seines Bruders, und sprang, als er das zum ersten Male lesen hörte, mit funkelnden Augen auf. Er reichte meinem Vater, mit Thränen in den Augen, die Hand, und seine Blumen erhielten jetzt Namen von den Begebenheiten, die in beiden Familien vorfielen. So flochten die beiden wohlwollenden Herzen fremde Freuden durch ihre eigenen, und waren glücklicher, als vorher. Ach, warum sieht der Mensch so kalt, so ohne Theilnahme, die Freude des Andern? Warum wollen wir nur unsre Spielereien, unsre Beschäftigungen für ernsthaft, für beglückend halten? warum nicht den Menschen lieben, um durch ihn glücklich zu seyn? — Waren denn die glücklichen Tage meines Vaters etwas anders, als Blumen, welche blühen und welken?

Suschen.

Mein Oheim hatte eine einzige Tochter, Suschen; und über sie war der Zank zwischen ihm und meinem Vater entstanden. Bis in ihr zwölftes Jahr, da ihr Vater zu uns zog, hatte er ihr in Hannover eine städtische Erziehung geben lassen; und da er sie unbeschreib-

lich liebte, so gab er ihr auch auf dem Lande mancherlei Putz, der sie vor allen Bauermädchen auszeichnete. Sie besorgte die kleine Haushaltung ihres Vaters, und wuchs unter seinen Blumen, die schönste von allen, auf. Mein Vater hatte eine hohe Meinung von ihrem Geiste; das zeigt sein Tagebuch, worin er ihrer von Jahr zu Jahr mit immer größerer Zärtlichkeit erwähnt. Kurz, wir liebten sie Alle; und hatte ihr Vater eine Blume von dem glänzendsten Weiß und einem sanften Roth, so nannte er sie (doch nur vor sich, oder höchstens gegen seinen Bruder): Suschen; hütete sie vor jedem Insekt, und begoß sie immer selbst. Er theilte sogar seine Blicke zwischen der Tochter und den Blumen, wenn sie mit ihm im Gärtchen umhergieng. Doch betrachtete er sie nur verstohlen mit zärtlicher Aufmerksamkeit; denn der seltsame Mann glaubte, es schade seinem väterlichen Ansehen, wenn er seine Tochter merken lasse, wie sehr er sie liebte. So betrug er sich denn kalt, gebieterisch gegen sie, und schien seine ganze Vaterzärtlichkeit auf die Blume zu wenden, die ihren Namen hatte. Versah sie eine Kleinigkeit, so redete er in einem rauhen Tone mit ihr, um sich nichts zu vergeben; dann suchte er aber sogleich einen Menschen auf, gegen den er ihr eine Lobrede halten konnte, um das Unrecht, das er ihr gethan hatte, wieder gut zu machen.

Suschen liebte ihren Vater; sie zitterte aber vor ihm und vor dem Ernste, den er ihr immer zeigte. Dagegen hatte sie zu meinen Eltern das süßeste, kindliche Vertrauen. Kam mein Oheim bisweilen dazu, wenn sie meinen Vater zärtlich umarmt hielt, so sah er das mit einem fröhlichen Neide, und hätte viel darum gegeben, daß Suschen sich nur Einmal so an seinen Hals gehängt hätte. Er näherte sich ihr dann behutsam, und streichelte ihr mit Blicken voll inniger Liebe die Wangen; das war aber alles, und er trat dann sogleich vor ein Fenster, weil er sein Herz zu schwach werden fühlte. Suschen, die nun sogleich ihre Unbefangenheit verlor, gieng aus dem Zimmer, und Alles blieb, wie es gewesen war.

Mein Oheim hörte von Herzen gern aus dem Tagebuche meines Vaters ein Stück vorlesen, das Suschen betraf, und saß dann immer mit Blicken eines Seligen da; aber er selbst lobte sie gegen meinen Vater nicht, obgleich wohl einmal gegen Andre. Zuweilen brachte er indeß meinem Vater Nachrichten für sein Tagebuch, so ungeduldig er auch ehemals beim Vorlesen gewesen war. Es ist doch, sagte er bei dieser Gelegenheit einmal, eine hübsche Sache um eine solche Schreiberei. Gerade wie mit meinem Blumenbuche, Christian. Ich klebe Blätter von meinen schönsten Blumen hinein, und da weiß ich nach Jahr und Tag noch, wie vergnügt ich gewesen bin, und freue mich noch

einmal, wenn ich das Blatt ansehe, wie du dich freust, wenn du liesest, welche frohe Tage du gehabt hast. Gerade eben so!

„Mehr, Jakob!“ erwiederte mein Vater sanft; „denn ich schreibe auch die unglücklichen Tage auf. Es ist ganz anders.“

Mein Oheim wollte sein Blumenbuch nicht gern sinken lassen, und doch fand er nichts, wodurch er es hätte retten können. Er sann darüber nach. Ich möchte, fing er nach einer Pause auf einmal an, ein solches Buch doch nicht führen! — Mein Vater lächelte. — Nein, nein, sagte mein Oheim hitzig; nicht, als wollte ich es heruntersetzen, sondern — Sieh, Bruder, wenn dein Junge einmal einen schlechten Streich begienge, oder es fiele etwas in unsrer Familie vor, das — Gott verhüte es! — uns Schande machte; so wäre dein Buch zu Ende, oder du müßtest lügen und heucheln. Ja, du hast gut schreiben! Unsre Eltern waren unglücklich, aber gute Menschen; das kann die ganze Welt wissen. Ich, du, und deine Frau, — was thun wir, das nicht die ganze Welt erfahren könnte? Deine Kinder und mein Suschen — Gott erhalte sie dabei! — sind gut und fromm. So lang alles in Ehren zugeht, so lange schreibst du wohl, und denkst: mag es doch jeder lesen. Wenn aber, zum Exempel, dein Junge ein Betrieger würde, oder mein Suschen liederlich. Gott bewahre und behü-

te! daran mag ich nicht einmal denken. Ich könnte den umbringen, der mich nur darauf ansähe; aber nun gar aufschreiben!

Mein Vater antwortete nicht eine Sylbe; an diesen Punkt hatte er nie gedacht. „Du hast Recht, Jakob!" sagte er endlich; „und könnte so ein Fall einmal kommen, so würde der Tod mir das Schreiben wohl verwehren." Beide saßen nun still. Gott gebe, sagte mein Oheim, daß du bis an deinen Tod ruhig fortschreiben kannst! — Das gebe Gott! wiederholte mein Vater. Bei aller Sanftheit hielt er doch eben so streng auf Familien-Ehre, als der Wachtmeister. So viel sie von ihren Vorfahren wußten, hatte nie einer von ihnen etwas Schlechtes begangen. Diesen Ruhm suchten sie zu erhalten; aber, ach! sie sollten ihn nur zu bald verlieren.

Suschen traf das schreckliche Loos, ihn zu vernichten. Sie war in einem Alter von siebzehn Jahren ein sehr schönes Mädchen; und es hatte sich auch eine Veränderung mit ihr ereignet, die Niemand begreifen konnte. Ihre Sprache wurde auf einmal schön; sie drückte ihre Gedanken mit Worten aus, die sie in ihrem Umgange nicht gelernt hatte. Ihr Wesen bekam etwas Festes, etwas Erhabnes. Die kindische Heiterkeit, die laute jauchzende Fröhlichkeit hörte auf, und in ihre Stelle trat eine heitre Ruhe, eine bescheidne, edle Würde. Sie erfüllte jetzt die Pflichten der Haushaltung mit

musterhafter Sorgsamkeit. Dann übte sie sich bis in die Nacht im Schreiben; und was sie schrieb, erregte die Bewunderung meines Vaters: so einfach schön, so voll edler Gefühle war es. Sie schien von einem Zaubergeiste beseelt zu seyn, und wurde jetzt der Stolz ihrer Verwandten, das Glück meines Vaters. Man behandelte, sie mit einer ganz uufreiwilligen Achtung; selbst ihr Vater nahm einen sanften und gütigen Ton gegen sie an. Ich liebte sie: denn sie unterrichtete mich im Lesen und Schreiben; und noch jetzt bringt das Andenken an ihren Unterricht, an die sanfte Rührung, mit der sie zu mir sprach, alle Saiten meiner Seele in Bewegung. Ach, warum konnte sie nicht glücklicher seyn, da sie so gut war!

Mein Vater und sein Bruder unterredeten sich fast immer von Suschen, und zerbrachen sich die Köpfe über die Ursache der Veränderung, die jedem an ihr auffiel. Sie hatte zwar wohl besseren Unterricht gehabt, als die Bauermädchen; doch das war ja schon lange her. Christian, sagte mein Oheim endlich; Pflege und sörgsame Wartung bringen oft die herrlichste Blume mit wunderschönen Farben hervor. Mein Vater schüttelte den Kopf ein wenig; indeß bestritt er den Satz nicht, weil mein Oheim ihn mit triumphirender Miene gesagt hatte: denn er konnte es nicht über sein Herz bringen, irgend eines Menschen Triumph zu

verderben, so sehr er auch die Wahrheit liebte. Er gestand in seinem Tagebuche sehr ehrlich, daß er den Grund nicht wisse; und das will in einem Tagebuche, welches dazu bestimmt ist, einmal in andre Hände zu kommen, sehr viel sagen.

Nach einiger Zeit verlor sich Suschens heitre Ruhe mit der schönen Röthe ihrer Wangen, und ihr Wesen bekam etwas Gespanntes. Sie war gegen uns Alle verlegen, finster, mißtrauisch, ängstlich. Zuweilen, wenn sie allein war, standen ihre Augen voll Thränen, und sie erröthete, wenn ihr oder mein Vater die Worte; „unsre Familie,“ aussprach. Man suchte auch die Ursache dieses geheimen Kummers, fand aber keine; und weil man keine fand, beruhigte man sich, ob gleich gerade das meine Verwandten am meisten hätte beunruhigen sollen. Nur meine Mutter wurde nicht ruhig, weil sie gegen die Thränen und die blasse Farbe des geliebten Mädchens weicher war, als die beiden Männer. Sie befragte Suschen, erfuhr aber nichts. Nun spürte und forschte sie heimlich, vermuthete, fürchtete, und zitterte zu vermuthen, was sie schon errieth. Aber sie irrte sich nicht: Suschen war schwanger.

Das sagte sie Suschen, als ihr Vater eben nach Herrnhausen gereist war, auf den Kopf zu. Suschen sank bleich und zitternd zu ihren Füssen hin, und umschlang ihre Kniee mit beiden Armen; doch zu einer weitern Erklärung war

sie durchaus nicht zu bringen. Meine Mutter kam todtenbleich zu Hause, und fragte mich mit bebender Stimme, ob der Vater allein sey. Ich wurde blaß, als ich diese Töne hörte; denn sie hätten jedem Ohr ein Unglück angekündigt. Sie ging, wahrscheinlich um zu überlegen, wie sie meinem Vater die Nachricht beibringen sollte, erst eine halbe Stunde im Garten auf und nieder; dann trat sie gefaßter zu meinem Vater in das Zimmer.

Er las gerade mit herzlichem Vergnügen in seinen beschriebenen Blättern. Sie setzte sich, und seufzte dreimal, immer lauter. „Nun?" fragte mein Vater, und sah sie an. — Wenn das mit dem Kinde, dem Suschen, nur gut geht! sagte sie, und schüttelte den Kopf. „Hm! das wird sich geben," erwiederte mein Vater, und wollte fortlesen. Sie hob wieder an, und hielt eine lange, verwirrte Rede: wie leicht der Mensch fehlen könne, und daß in der Bibel stehe, vergebet, so wird Euch vergeben. Mein Vater hörte halb, und las halb; darum begriff er nichts von dem, was sie sagte, bis sie endlich, weil sie seine Aufmerksamkeit nicht anders zu fesseln wußte, damit schloß: ich weiß nun, warum das arme Mädchen sich so abgrämt.

„So?" sagte mein Vater höchst neugierig. Er rückte schon das Tintenfaß, und nahm die Feder, um sogleich die Ursache von Suschens Kummer in die Bibel zu schreiben. „Nun, so sag doch her?" Meine Mutter machte wieder

einen langen Eingang, den er aber überhörte, weil auch er in Gedanken einen zu dem machte, was er schreiben wollte. Indeß, da mein Vater sie dabei starr ansah, und einige Male mit dem Kopfe nickte, so glaubte sie, er wäre genug vorbereitet, und antwortete auf ein „Nun?" von ihm: Suschen, Gott erbarme sich! ist schwanger.

Mein Vater ließ die Feder aus der Hand fallen, und saß bleich, ohne Bewegung, da. Er hob nun langsam seine Hand gegen die Stirn, als wollte er die starren Augen bedecken. Furchtbar fing die gehobene Hand an zu zittern, und das bleiche Gesicht wurde immer bleicher. Meine Mutter fuhr schreiend auf ihn zu, rieb ihm die Stirn, schluchzte dabei, und verwünschte Suschen. Je weicher sie gegen ihren Mann wurde, desto härter wurde sie gegen das arme Mädchen. Mein Vater erholte sich nach und nach. „Schwanger?" stammelte er, und hob an laut wie ein Kind zu weinen. Dann fiel er in ein tiefes Nachsinnen, und legte die Stirn in seine Hand. Meine Mutter redete ihm zu. Lieber Mann, sagte sie zärtlich: denke doch nur, was du uns so oft vorgelesen hast, von Anno 60. Haben wir da nicht mit Gottes Hülfe überwunden? Er schüttelte den Kopf. Komm her, fuhr sie fort; ich will dir aufschlagen, was du schriebst, und was ich niemals angehört habe, ohne für jedes Unglück Trost daraus zu schöpfen. Sie zog die

Bibel zu sich, schlug das Jahr 60 darin auf, rückte sie ihm hin, und sagte: sieh, lieber Christel, hier! Lies doch: der Herr hat's gegeben, der . . . —

„Das hat der Herr nicht gegeben!" sagte mein Vater trostlos, und faltete die Hände. Seine Blicke fielen auf die geliebte Bibel. „O," rief er, von Schmerz durchdrungen, indem er das Ende seines Tagebuches aufschlug und den unbeschriebenen Raum des Blattes betrachtete: „o, ich dachte, von nun an sollte die Freude meine Feder führen. Mit Dankgebeten habe ich sonst die leeren Blätter angesehen; und nun? und nun? Ach, wenn ich die Feder in Blut und Thränen tauchte, sie könnte doch das Elend, das jetzt angeht, nicht schildern! Was habe ich noch zu schreiben? O, guter Gott! was? Suschen eine . . .! . . . Mein Bruder! ach, mein armer, armer Bruder! des Todes vor Schrecken und Angst, ich! ich! wir Alle! Für jeden von uns kann ich nur ein Kreuz hieher setzen; denn das ist unser Aller Tod." Bei diesen trostlosen Ausrufungen benetzte er die aufgeschlagenen Blätter mit Thränen. Meine Mutter wollte ihm das Buch wegziehen; er sagte aber: „laß, laß! Thränen gehören auf diese Blätter; sonst nichts als Thränen. O, es ist vorbei! es ist gewiß vorbei!" Mit einer Art von Heftigkeit ergriff er die Feder wieder. „Die gottlose!" rief er und tunkte ein, „Nein, fluchen will ich ihr nicht!

Ich habe sie in diesem Buche so oft gesegnet!" Mit der Röthe des Zorns auf den Wangen, ergriff er jezt die Feder zum zweiten Male. „Suschen," schrieb er mit großen Buchstaben in die gefallenen Thränen; ... die Buchstaben verliefen. „Recht so!" sagte er, und nun schrieb er unten hin: „trauriges Ende unseres Glückes und dieser Blätter." Nach einer Pause schlug er die Bibel zu, gab sie, die größte Freude seines Lebens, meiner Mutter, und sagte: „trag sie auf die Hinterkammer, und leg das Kleidchen unsers seligen Wilhelms darüber. Es ist vorbei!"

Meine Mutter gehorchte, und dankte Gott, daß er wenigstens zürnen konnte; sie kam indeß sogleich wieder, um mit ihm abzureden, was mit Suschen werden sollte. Aber noch brannte der Zorn meines Vaters zu heftig. „Was werden!" sagte er. „Sie ist, was sie werden wollte, Nie soll sie mir wieder vor das Gesicht kommen, so wenig wie die Bibel. Und ich sage dir, Frau," — setzte befehlend hinzu — „du sollst kein Wort mit ihr reden." Meine Mutter erwiederte: wie du willst, lieber Mann. Aber dein armer Bruder, und seine schreckliche Hitze! Wenn nur nicht ein größeres Unglück geschieht, das wir verhüten könnten! Meine Mutter redete fort, und meines Vaters Zorn verflog unter ihren sanften Vorstellungen und Bitten. Er übernahm es, seinem Bruder die schreckliche Nachricht anzukündigen, sobald er käme; und schon morgen wurde er er-

wartet. Suschen sollte so lange in unsern Hause versteckt bleiben, bis die erste Hitze ihres Vaters vorüber wäre.

Am folgenden Morgen früh holte meine Mutter Suschen zu uns ab, und führte sie oben in das Haus, auf die Hinterkammer, die über unsrer Wohnstube lag. Mein Vater war höchst erbittert, und wollte sie nicht sehen; doch ihre Fußtritte, die er über sich hörte, (sie gieng auf und nieder) besänftigten ihn nach und nach. Er suchte das zu verbergen; aber doch warf er von Zeit zu Zeit unruhige Blicke an die Decke. Als Suschen schneller und unruhig gieng, wurden auch seine Blicke nach obenhin ängstlicher, und er seufzte. „Ich kanns hier unten nicht aushalten,“ sagte er zuletzt, und gieng hinaus. Aber er war sogleich wieder da, und als er Suschen nicht mehr hörte, sagte er sehr ängstlich: „sieh einmal nach. Es ist so still oben, und“ — (stockend, als schämte er sich) — „rede ihr zu, und sag, ich lasse sie — grüßen.“

Der Vater.

Auf einmal hörten wir die Stimme des Wachtmeisters vor unserm Fenster. Er hatte einen Boten bei sich, der allerlei Gewächse trug, rief uns nur zu: guten Morgen! und eilte vorüber. Mein Vater, wurde bleich, nahm

aber seinen Hut, gieng ihm nach, und traf ihn schon in seinem Garten. Christian! rief der Wachtmeister ihm mit funkelnden Augen entgegen: in Herrnhausen — nein, du hast noch nichts gesehen! Da giebt es Blumen! das hier ist alles nichts! Aber ich habe auch mitgebracht, für mein Gewächshäuschen. Ich will noch meine Kammer dazu nehmen; kann ich doch in der Stube schlafen! Erstlich, sieh hier, ein Rhododendron, blühet hochroth, und hält im Winter aus; und dann —

Mein Vater unterbrach ihn; aber der Wachtmeister zog den Rock ab, und ergriff den Spaten, um seine neuen Pflanzen in den Boden zu bringen. Ferner habe ich drei Oenotheren. lieber Christian, fuhr er fröhlich fort: die mit rothen Blumen, die mit gelben, und die langblumige, ein prächtiges Sommergewächs. Hier ist alles aufgeschrieben, wie man sie fortpflanzt. Der Tausend! wenn du erst einmal in die Bibel schreibst: heute blühete die —

„Und ab Abend ist sie verdorrt!" unterbrach ihn mein Vater zitternd; die Erinnerung an die Bibel durchschnitt sein Herz.

Verdorrt? Ich sage dir, sie blühet, die langblumige, vom Julius bis in den Oktober. Und hier habe ich eine Wurzel von der Fulmonaria, stammt aus Virginien, und blühet blau. Die liebt den Schatten.

„Großer Gott! Jakob, wenn du nur hören wolltest! Es ist ein Unglück . . ."

Und hier—aber das hat mir Bitten und Flehen gekostet — ein Calycanthus. Unschätzbar, Bruder! Riecht wahrhaftig wie das schönste Gewürz. Ich habe ihn zwar noch nicht gerochen; aber in zwei Jahren wollen wir unsre Freude daran haben. Und dann habe ich eine Passionsblume mitgebracht, die von dem Leiden Christi so heißt. Aber . . .

„Ach, Bruder!" unterbach ihn mein Vater aufs neue; „wir haben die ganze Passion, das bitterste Leiden, bei uns, in unsern Häusern. Mit meinem Tagebuche hat es ein Ende." Der Wachtmeister sah auf, und bemerkte das bleiche, angstvolle Gesicht seines Bruders. Nun drang er eben so eifrig mit Fragen in ihn, als er ihn bisher eifrig unterbrochen hatte. — Es war ihm weder in Freude noch in Schmerz anders beizukommen, als mit dem heftigsten Schlage; denn als er nur den Namen Suschen hörte, setzte er sogleich zehn der schrecklichsten Unglücksfälle hinzu. Todt! schrie er, erblassend: gewiß im Teiche ertrunken; oder unter die Mühlräder gekommen; oder vergiftet! Sprich! sprich! — Dabei faßte er meinen Vater an beiden Schultern.

„Sie lebt, und ist gesund!" stöhnte mein Vater. Sein Bruder ließ ihn wieder los, und sagte leichter athmend: nun denn! — Mein Vater aber wollte ihm den Schrecken nicht zweimal machen; er fuhr daher sogleich fort: „leider Gottes, schlimmer als todt, Bruder; sie

ist schwanger.“ Der Wachtmeister sah meinen Vater, betäubt, lange an. Endlich sagte er, wie mit Ruhe: das ist ein Anders: aber die Worte kamen aus zitternden, bleichen Lippen. Er lehnte sich schwer an sein Amphitheater voll Aurikeln und Hyacinthen. Mein Vater wußte gar nicht, was er noch sagen sollte, und sah ihn nur mit Blicken voll des wehmüthigsten Mitleidens an. Der Wachtmeister strich sich zweimal über die Scheitel und das Gesicht; dann gieng er langsam in das Häuschen, wo seine Blumengeräthe standen, riß die Vogelflinte von der Wand, und trat auf einmal mit dem dunkelrothen Gesichte des heftigsten Zornes vor meinen Vater hin. Wo ist sie? rief er, und legte den Finger an den Hahn der Flinte. Mein Vater wollte ihn entwaffnen; der Wachtmeister sträubte sich aber wüthend. In diesem Handgemenge gieng die Flinte los, und ihr Schlag warf meinen Vater zur Erde.

Der Wachtmeister glaubte, der Schuß habe seinen Bruder getroffen; und dieser neue heftige Schrecken milderte die erste Empfindung. Er warf sich über den geliebten Bruder hin, und fragte mit schreckenvoller Angst: Christian! Herzens-Christian, wo? wo? — Mein Vater faßte mit der Hand auf die Brust, welche die Flintenkolbe getroffen hatte. Die Angst des Wachtmeisters nahm bei dieser Bewegung fürchterlich zu, bis mein Vater sich aufrichtete, und ihn so, auf der Erde sitzend, in seine Arme

schloß. „Thu mir einen Gefallen, Jakob,“ sagte mein Vater, den die Szene heftig angegriffen hatte, mit schwacher Stimme. — Alles, Bruder, rief der Wachtmeister; alles, was du willst. Bei dem barmherzigen Gott schwör' ich dir! Nur steh auf. Du bist doch nicht verwundet? — Sie standen Beide auf. Meines Vaters blasses Gesicht und sein Zittern erregten des Wachtmeisters zärtlichstes Mitleiden. Der heftige Mann war so sanft wie ein Lamm. Mein Vater fühlte, daß er den Augenblick nützen mußte; er ließ sich daher das Versprechen des Wachtmeisters wiederholen, und sagte dann: „vergieb deiner Tochter!“ Bei diesem Namen flammte der Zorn des Wachtmeisters wieder auf. Er antwortete nicht, sondern gieng heftig auf und nieder. Doch mein Vater gewann den Sieg; denn der Wachtmeister hatte geschworen, und sein Schwur war ihm heilig.

Mein Vater ließ ihn nun im Garten auf und nieder gehen; er selbst setzte sich matt auf eine Bank, und wartete, bis sein Bruder sich erholt haben würde. Nach einer Viertelstunde trat dieser vor ihn hin, reichte ihm zitternd die Hand, und sagte finster: ich habe es geschworen. Wer ist der Verführer, Bruder? Zugleich hob er furchtbar die Hand auf, und schrie: bei dem höchsten Gott, dem vergebe ich nicht! Wer ist der Teufel? — Das konnte mein Vater nicht beantworten.

Da sie noch Lust hat zu leben, fuhr der

Wachtmeister nach einer Pause fort, so mag sie leben; ich habe es geschworen. Wäre sie lieber todt — es würde für uns Alle besser seyn! ... Wo ist sie? — Das wollte mein Vater nicht beantworten.

Der Wachtmeister fragte nicht weiter, sondern gieng von neuem den Garten auf und ab. Mag es doch! sagte er, so oft er in die Nähe meines Vaters kam, mit einer schneidenden Kälte. Bruder, sagte er dann wieder mit wilden Augen; du hättest mich nicht sollen schwören lassen: so wäre es vorbei; Gott und Menschen wüßten jetzt schon, daß ich nicht ihr Hehler bin!... Was wird nun?

Mein Vater zog ihn zu sich auf die Bank, und sagte, man könne ja das Unglück verbergen. Verbergen? rief der Wachtmeister. Nein, da ist nichts zu verbergen. Ich bin ein ehrlicher Kerl, und will nicht betriegen. Ihre Tugend ist hin, unser ehrlicher Name dazu. Das Gott erbarme! da ist nichts mehr zu retten. Wir können unsre Augen schon nicht mehr gegen einen ehrlichen Menschen aufschlagen; und betrögen wir, so könnten wir es noch weniger. Es ist Alles vorbei! Alles!

Dagegen konnte mein Vater nichts sagen; er fühlte das eben so tief, wie sein Bruder. Nach einer Stunde, die sie seufzend und überlegend, jeder vor sich, zugebracht hatten, sagte der Wachtmeister kalt und entschlossen: ich will sie sehen. Jetzt nicht; ich bin noch zu heiß.

Es ist vorbei, und nicht zu ändern. Aber sehen will ich sie, heute Abend um acht Uhr. Ich verspreche dir noch einmal, daß ich ihr nicht ein hartes Wort sagen will. Kann auch nichts helfen; denn was sie ist, das ist sie. Sie verdient kein hartes Wort. Ich will sie nicht anrühren; aber sehen muß ich sie.

Mein Vater wollte wissen, was seine Absicht wäre; der Wachtmeister antwortete aber trocken: ich bin Vater. Genug, ich will ihr nichts zu leide thun. Aber geschehen muß doch etwas. — „Was, Bruder Jakob?" — Sie muß fort, antwortete der Wachtmeister hitzig; und das will ich mit ihr abreden.

„Bruder, ich dächte, eine solche Unterredung müßte für dich ein Schwert durch die Seele seyn." — Ja! Aber ich muß! — „Und für deine Tochter! Bedenke, Jakob, du bist ihr Vater, und hast sie so lieb gehabt!" — Nun, wenn es ihr weh thut — fuhr er zornig auf —: soll es ihr etwa nicht weh thun? Soll ich etwa sagen: Suschen, weine nicht; du hast mir einen Gefallen gethan? Es soll ihr weh thun! Ich sage dir, heute Abend will ich sie sehen, Punkt acht Uhr. Dann kannst du sie schicken. Ich halte meinen Eid; das ist alles. Und nun geh!

Mein Vater ließ sich noch einmal versprechen, daß er seiner Tochter nichts zu leide thun wolle: und dann gieng er.

Die Rache.

Meine Mutter verschwieg von Suschen viel, was sie wußte: nemlich, daß diese, nachdem sie sich von der ersten Angst bei dem Geständnisse erholt hatt, sich gar nicht für so lasterhaft halten wollte, als sie in ihres Vaters und ihres Oheims Augen war. „Ich habe gefehlt," hatte sie gesagt; „aber ich bin nicht lasterhaft." Noch am Morgen, als meine Mutter sie zu uns abholte, gieng sie mehr auf die Bitten derselben mit, als aus Ueberzeugung, daß ihr Vater berechtigt wäre, sie hart zu behandeln. Meine Mutter begriff das nicht; indeß die Ruhe des Mädchens machte sie selbst ruhiger, weil sie sehr richtig fühlte, diese Ruhe müsse sich auf etwas Beruhigendes gründen. Sie suchte nun den Namen des Verführers von Suschen herauszubringen, fieng es aber ganz verkehrt an, da sie sagte: die ganze Wuth des Wachtmeisters, würde auf diesen Menschen fallen. Jetzt erblaßte Suschen wieder; als sie sich aber einige Sekunden besonnen hatte, kehrte ihre Farbe zurück, und sie sagte: „mein Vater wird nie erfahren, wer es ist. Meine Mutter stellte ihr nun die Größe ihres Vergehens vor; Suschen widersprach ihr aber bescheiden. Da meine Mutter dachte, sie müßte das Herz der Sünderin nothwendig zerknirschen, so schilderte sie ihr den Jammer ihres Vaters über die Schande seiner Tochter; Suschen

wollte aber davon nicht so recht viel glauben. Kurz, meine Mutter konnte mit dem Mädchen nicht zurecht kommen; je mehr sie disputirte und je mehr sie ihre Nichte erniedrigte, desto reiner fand sich diese, desto höher hob sie sich.

Es gehörte die ganze Herzensgüte meiner Mutter dazu, sich ihrer noch weiter anzunehmen, und meinen Vater zu überreden, daß sie ihr Vergehen tief empfinde und bereue. Diese Vorstellung söhnte meinen Vater wieder mit Suschen aus; ich aber mußte durch einen Zufall ihre Ruhe vernichten. Mir, der ich sie mehr liebte als jeder Andre; mir, der ich ihr Alles, Alles vergeben hätte; mir, dem Thränen in den Augen standen, als ich sie so schüchtern mit meiner Mutter die Treppe hinaufgehen sah: — mir gab der beleidigte Engel ihrer Unschuld das Rachschwert in die Hand, und ich führte es ohne Schonung. Freilich wußte ich in meiner Unschuld nicht, was ich that; aber dennoch klopft mir noch jetzt, da ich dies schreibe, bei dem Andenken an diesen Tag, das Herz vor Reue, Betrübniß und Scham. Nur Einmal möchte ich die Arme wiedersehen, nur Einmal ihr sagen: ich habe es mir nie verziehen, daß ich die schwerste Stunde deines Lebens über dich brachte! Ach, ich fühle, ich weiß, armes Suschen, was du mir antworten würdest: du habest mir längst vergeben. Aber das müßte mein Herz noch mehr zerreißen, an-

statt es zu beruhigen; denn — würde ich nicht an deinen nassen Augen sehen, daß jene Stunde dich noch immer schmerze?

Mein Vater, der sich vor meiner Mutter nur härter gegen Suschen stellte als er war, und der noch weichherziger von seinem Bruder zurückkehrte, dessen Herz jeden Unglücklichen in Schutz nahm, und der schon jetzt alle die Leiden fühlte, die Suschen am Abend in der Unterredung mit ihrem Vater ertragen sollte — mein Vater flisterte mir heimlich zu, (eben, als meine Mutter die Stubenuhr aufzog; denn sie sollte nicht wissen, wie weich er geworden war): „Geh ein wenig zu Suschen, mein Sohn, aber leise, und bleib bei ihr." Er hatte schon ein Paar vergebliche Versuche gemacht, einen Vorwand zu finden, unter dem er selbst zu ihr gehen könnte. Aber er schämte sich; denn er fühlte, daß er ihr alles vergeben würde, so wie er den Morgen einige Unordnungen des Gesindes hingehen ließ, ohne etwas Andres zu sagen, als: „laß doch, laß doch, liebe Frau! . . . Es sind ja Menschen, die fehlen können," setzte er mit unterdrücktem Weinen hinzu.

Ich gieng hinauf, ohne aus Allem, was ich gesehen und gehört hatte, mehr zu wissen, als daß Suschen etwas Unrechtes gethan habe. Suschen war ziemlich ruhig. Ich fieng an mit ihr zu plaudern, und erzählte ihr auf ihr Verlangen, was ich wußte: daß der Vater ge-

weint, und daß die Mutter die Bibel hinaufgetragen habe. „Die Bibel?" (Das Buch war uns Allen merkwürdig.) „Warum denn? wohin denn?" fragte Suschen etwas ängstlich. Da liegt sie, antwortete ich; die Mutter hat müssen des seligen Wilhelms Kleid darüber decken: das wollte der Vater. Suschens Aengstlichkeit nahm bei diesen Worten zu. Sie stand zitternd auf, trat vor den Tisch hin, auf dem die Bibel unter dem Kleide meines verstorbenen Bruders lag, und hatte schon Thränen in den Augen. Mit zitternden, scheuen Händen nahm sie das Kleid weg, und heftete lange nachsinnende Blicke auf die Bibel. Endlich fragte sie mit sehr furchtsamer Stimme: „warum mußte denn die Mutter das Buch wegbringen?" — Das konnte ich nicht beantworten. Sie faltete die Hände, und ihre Thränen flossen mild. Nun öffnete sie die Bibel, und las hier und da. Ich sah aus Neugierde mit hinein; denn wir Alle durften sonst das Buch nicht anrühren. Sie bemerkte die Stellen, die sie betrafen: die Segnungen, das Lob meines Vaters, die Beweise seiner großen Liebe. Ihre Thränen flossen immer häufiger, je mehr sie las, und ihr Gesicht wurde immer blasser. Sie schlug weiter um, und kam an das letzte der beschriebenen Blätter. „Vorgestern!" sagte sie, als sie das Datum sah, und blickte, durch die Thränen in den großen blauen Augen, an

die Decke. Der Tag enthielt noch Segen über sie. Mit einem Blicke, als fasse der Tod ihr Herz, streckte sie die bebende Hand aus, das Blatt umzuwenden, und zog sie ängstlich wieder zurück. So machte sie es einige Male; und als sie nun noch immer zögerte, wendete meine grausame Hand das Blatt um. Sie fuhr zusammen, erblickte mit erhobenen, zitternden Händen ihren Namen, der in Thränen zerflossen war, und las die schrecklichen letzten Worte: „Trauriges Ende unseres Glückes und dieser Blätter.“ Fest, krampfhaft, hielt sie sich an dem Tische, sank in die Kniee, und weinte auf das Blatt. So lag sie mit der kalten, bleichen Stirn auf den schrecklichen Worten. Mir wurde angst, und ich redete ihr zu; sie hörte mich aber nicht. Endlich erhob sie sich wieder, und sah langsam, mit starren Blicken, um sich. „So unglücklich,“ sagte sie jammernd, in Absätzen, „habe ich Euch gemacht!“ Sie sank auf einen Stuhl, und blieb in tiefem Nachsinnen sitzen.

Ich gieng ängstlich um meine geliebte Muhme her, faßte ihre Hände, und schüttelte sie, so stark ich nur konnte. O, ich will die Mutter holen! rief ich zuletzt; und das erweckte sie. Nun hielt sie mich, bat, daß ich bleiben möchte, und erzwang, um mich zu beruhigen, ein Lächeln. Endlich sagte sie mir, ich möchte jetzt, aber heimlich, nach ihres Vaters Hause gehen

und ihr Nachricht bringen, wo er sey, und was er mache.

Ich schlich leise zum Hause hinaus und von hinten an den Garten meines Oheims, weil ich nachgerade anfieng zu merken, daß etwas Wichtiges vorgefallen sey. So eben vernichtete mein Oheim in stillem Grimme seine theuern Blumen. Hier lagen alle Aurikeln zertreten, dort alle Hyacinthen; selbst die Wunder aus Herrnhausen, die Oenotheren, der unschätzbare Calycanthus, lagen zwischen den Trümmern der Töpfe und des zerstörten Amphitheaters.

Ich vergaß mich, und rief über die Hecke: ach, lieber Oheim! ach, Jammer und Schade! die schönen Blumen! — Jammer und Schade! wiederholte er kalt und bitter. Ja, Jammer und Schade! rief er noch einmal, und warf eine Reihe herrlicher Tuberosen von dem Gestelle herunter, und zertrat sie. Es ist aus mit mir! sagte er bitter lachend. Als er sah, daß ich über den Verlust der Blumen schmerzlich weinte, warf er einen wüthenden Blick auf mich, und ich floh nach Hause. Dort schlich ich die Treppe wieder hinauf, und erzählte Suschen weinend, was ich gesehen hatte. „Meines Vaters ganze Freude!“ sagte sie jammernd, und schlug die Hände vor die erloschenen Augen. Nun gieng sie leise auf und nieder, und drückte dabei die Hände auf ihr Herz. Endlich zog sie ein Bleistift hervor, und schrieb etwas in die Bibel.

„O," rief sie auf einmal, laut schluchzend: „ich bin schrecklich gestraft; und jetzt fühle ich, daß ich es verdiene." — Sie bat mich, hinunter zu gehen. Sobald ich in das Zimmer trat, fielen meines Vaters unruhige Blicke auf mich. Er sah mich an, als suchte er Trost in meinem Gesichte. Ich weinte noch über die Blumen, über Suschens Thränen; und er schüttelte mitleidig den Kopf.

So wie es Acht schlug, stand er auf, und gieng unruhig im Zimmer hin und her. Meine Mutter fürchtete, Suschen möchte sich weigern, zu ihrem Vater zu gehen. Suschen war aber sogleich bereit dazu; sie umarmte meine Mutter, und sagte: „jetzt weiß ich, wie sehr ich mich vergangen habe." Als meine Mutter äußerte, daß sie ihren hitzigen Schwager fürchte, sagte Suschen still: „ich werde Alles leiden, Alles! Ach, wie unglücklich habe ich Sie Alle gemacht! Ich konnte das wissen. Lassen Sie uns gehen!"

Sie giengen die Treppe herunter. Mein Vater hatte sie nicht sehen wollen; als er aber ihre Tritte hörte, riß er die Stubenthür auf, und rief, mit ausgebreiteten Armen: Suschen! Suschen! — Sie verbarg das Gesicht in ihre Schürze. Suschen! rief er jetzt noch weichherziger. Sie sank auf die Kniee; da eilte er die Stufen hinunter, umfaßte sie, und rief: ich will dich hinbringen. Wo ist mein Hut? — Suschen bat ihn sehnlich, zu bleiben, und

schluchzte: „er ist mein Vater. Ach, ich habe kein Mitleiden verdient." Mein Vater mußte ihr versprechen, nicht aus dem Hause zu gehen. Meine Mutter brachte sie hin, und führte sie durch den Garten. Ich lief, mit einem Tuche vor den Augen, neben her. Der Wachtmeister stand am Fenster; er verbarg sich aber sogleich hinter der Gardine. Suschen blieb an den Trümmern des Amphitheaters stehen, hob noch Einmal die gefaltenen Hände heftig in die Höhe, und gieng zitternd den Weg nach dem Hause. Der Wachtmeister öffnete die Stubenthür, und rief meiner Mutter finster zu: sagen Sie meinem Bruder, Schwägerin, daß ich Wort halte. Ich will ihr nicht einmal etwas Hartes sagen. Komm herein! Gute Nacht, Frau Schwägerin. — Meine Mutter wollte reden; aber der Wachtmeister machte die Stube zu, führte sie an die Hausthür, und schloß hinter uns zu. Wir kehrten still und traurig nach Hause zurück.

Mein Vater gieng noch den Abend zu seinem Bruder; er bekam aber Suschen nur durch das Fenster zn sehen, weil er durchaus darauf bestand. Suschen sagte zu ihm mit Thränen: „mein Vater ist gütiger gegen mich, als ich es verdient habe;" und so kam er beruhigt wieder.

Sobald der Wachtmeister hinter meiner Mutter abgeriegelt hatte und mit Suschen allein im Zimmer war, sagte er: ich habe mei-

nem Bruder zugeschworen, daß ich dir nichts zu leide thun will, und werde mein Wort halten. Auch danke ich Gott, daß ich dich nicht in der ersten Hitze angetroffen habe. Meine Freude auf dieser Welt ist aus, und meinetwegen möchtest du jetzt leben, wie du willst: das ist nun einerlei. Du hast uns Alle beschimpft; und — Ehre verloren, Alles verloren! Aber du könntest mir doch noch einen Gefallen thun, noch Einen; und wenn du das thätest, so wollte ich dir vergeben. „Alles, alles!" sagte Suschen. „Nichts in der Welt ist mir zu schwer. O, Vater, ich will Alles thun. Nur," — setzte sie zögernd hinzu — „Eins, Eins kann ich nicht." Der Wachtmeister runzelte die Stirn. Den Teufel nicht nennen, der das Unglück über dich gebracht hat? . . . Aber ja, es ist besser. Nenne ihn keinem Menschen; denn ich habe zu Gott geschworen, ihn umzubringen, sobald ich ihn weiß. Es ist gut. Alles Andre also, was ich dir befehle, willst du redlich thun, es sey, was es sey? — Suschen versprach es. Nun wohl! sagte der Wachtmeister. Er gieng in seine Schlafkammer, und kramte in Gelde. Mein Vater kam während dessen, und gieng wieder weg, nachdem er seine Nichte gesehen hatte.

Um zehn Uhr brachte mein Oheim Suschens Kleider und Wäsche, die er vorher zusammen gepackt hatte, und legte sie in einen Tragekorb. Dann nahm er Hut und Stock,

hängte einen schweren Tornister über den Rükken, und sagte: so höre! Hier hast du deine Kleider und deine Wäsche. In diesem Tornister sind fünf hundert Thaler und ein Paar Juwelen von deiner Mutter, Ringe, Halsband und Ohrringe. Du sollst weg von hier. Nun gieb mir die Hand darauf, weit zu gehen, und nicht hieher zu schreiben, daß ich nie wieder etwas von dir höre. Willst du das?

Suschen erschrak heftig, und sagte: „gar nicht hieher?“ — Gar nicht, an keinen Menschen, antwortete der Wachtmeister schon hitzig. „O Vater!“ rief Suschen jetzt, wie begeistert: „es ist nicht Ihre Hand, die mich jetzt trifft; es ist die Hand der göttlichen Rache. Nicht Sie wollen das Opfer, der Himmel will es, und ich muß es bringen. Ich habe Ihr Glück zerstört; der Himmel zerstört das meinige! Ja,“ rief sie wie verzückt, die Arme gegen den Himmel emporhebend, mit den Accenten des tiefsten Jammers: „ich will es. Ich will nie wieder schreiben, niemals!“ Nun sank sie ermattet auf einen Stuhl. Der Wachtmeister fand sich wunderbar gerührt; aber der ruhige, kalte Ton, mit dem Suschen nun fragte: „ist das Alles? was soll ich noch?“ zerstörte schnell die Empfindung des Mitleidens, die sich in seiner Brust hob. Er hielt das für eine Art von Trotz, und sein Grimm, dem der Schwur, ihr kein Leid zu thun, eine furchtbare Kälte gab, brach wieder hervor. Daß er

seinen Zorn nicht auslassen konnte, gab dieser Leidenschaft eine unnatürliche Dauer.

Feindlich kalt hob er wieder an: Versprich mir auch, daß du einen andern Namen führen willst, als den Namen meiner ehrlichen Eltern und meines rechtschaffenen Bruders. Beschimpft ist er schon, setzte er hitzig hinzu; du sollst ihn aber nicht weiter beschimpfen. Und dann, fuhr er sanfter fort, bitte ich dich: betriege keinen Mann. Bleib unverheirathet; büße dadurch dein Vergehen, und der Himmel wird dir vergeben, daß du uns — so unglücklich machtest.

Suschen gab ihm die Hand darauf, ohne weiter etwas zu sagen. Dann half der Vater ihr den Tragekorb auf, und sie giengen Beide schweigend in die nächste Stadt. Unterweges dachte er an nichts als an das Hohnlachen der Leute, wenn sie Suschens Schande erfahren würden. Sein Zorn stieg oft fürchterlich, und kaum konnte er sich enthalten, das Mädchen zu mißhandeln.

Sie kamen vor das Posthaus. Als der Wachtmeister einen Blick auf sie und dann auf den Postwagen warf, der so eben abfahren sollte, fragte Suschen, ob sie noch mit könnte; und man antwortete Ja. Ihr Vater bezahlte. Sie warf sich schnell an seinen Hals, sagte leise: „in der Ewigkeit sehen wir uns wieder!“ und stieg mit dem Korbe und dem Tornister in den Wagen. So wie er fortrollte,

stand der Wachtmeister da wie eingewurzelt, und es flossen heiße Thränen aus seinen finstern Augen.

Wenn ich noch zehn Töchter hätte, sagte er, um sich gegen sein Vaterherz zu rechtfertigen; sie müßten alle zehn so fort! — Und wenn ich vor Schmerz vergienge, setzte er stärker hinzu; sie müßten fort! — Ja, wenn es mein Leben kostete! rief er, mit dem Stocke auf die Erde stampfend. Das wird es mir auch kosten! sagte er leise, und gieng, tief gebückt, den Kopf auf der Brust hangend, den Weg nach unserm Dorfe. Als er die Hausthür öffnete, sagte er: ich könnte eben so gut in mein Grab gehen, wie hier in das Haus. Dann würde ich nicht daran denken, wo sie nun seyn, wie es ihr nun gehen mag. Das Schlimmste, fürchte ich, kommt erst.

Der Zank.

Um elf Uhr trat der Wachtmeister zu uns in die Stube. Mein Vater war sehr geneigt, Alles zu billigen, was sein Bruder gethan haben konnte; denn meine Mutter hatte schon am Abend vorher gesagt: das ist ein Tyrann, und kein Vater! und es war wieder ihr erstes Wort, als sie am Morgen aus der Kammer trat. Sie hatte geglaubt, der Wachtmeister

würde Suschen in ihrer Gegenwart verhören; und nun schickte er sie fort, ohne daß sich aus seinem Benehmen nur errathen ließ, was seine Absicht wäre. Ein Tyrann ist er, sagte sie; und kein Vater! — Mein Vater, der gewohnt war, jeden Menschen zu vertheidigen, nahm sich seines Bruders an. „Das verstehst du nicht, liebe Frau. Auf wen fällt die Schande als auf den Vater?“ Anstatt Suschen zu vertheidigen, was meine Mutter doch eigentlich wollte, griff sie nur den Satz meines Vaters an. Auf den Vater? sagte sie. Auf uns so gut, wie auf den. Sind wir nicht die Reichsten im Dorfe? Haben wir nicht immer mehr auf Ehre und guten Namen gehalten, als die Andern? Nun werden sie hohnlachen; nun werden sie spotten, und sagen: seh doch einer! Sie mahlte die Wirkung, welche dieser Vorfall in dem Dorfe thun würde, in dem genauesten Detail aus, rechtfertigte auf diese Art den Zorn des Wachtmeisters, und machte, daß auch mein Vater wieder erbittert wurde. „Nun denn,“ sagte er heftig: „siehst du, daß der Wachtmeister Recht hat?“ — Ein Tyrann ist er, und kein Vater! rief meine Mutter aufs neue. Am folgenden Morgen hob der Streit abermals an, und meine Mutter kämpfte für und wider den Wachtmeister mit gleicher Heftigkeit. Mein Vater war daher völlig entschlossen, alles recht zu finden, was sein Bruder gethan hatte, und bot diesem, als er herein trat,

sogleich die Hand, um seinen Entschluß deutlich anzukündigen.

Der Wachtmeister blieb mit niedergeschlagenen Augen stehen, und traute nicht recht. Wo ist Suschen? fragte meine Mutter sanft; denn des Wachtmeisters trübsinniges Gesicht hatte ihren Unwillen über ihn schon völlig entwaffnet. — Ich habe sie weggebracht; denn hier konnte sie doch nicht bleiben. — „Nein, das konnte sie nicht,“ sagte mein Vater. „Recht; sie mußte fort.“ — Wohin, fragte meine Mutter, haben Sie das unglückliche Mädchen denn gebracht? — Der Wachtmeister stockte; er wollte sein Verfahren mildern, und fieng an zu erzählen. Sein Eingang war die unerträgliche Schande, die Suschen auf sie Alle gehäuft habe. Dieser Gedanke erhitzte ihn, so wie meinen Vater; und nun sagte er gerade heraus, was er gethan hatte. Mein Vater stand vor ihm, und hörte aufmerksam zu; nach und nach aber wurde er unruhig, gieng auf und nieder, und flisterte schon zuweilen: „das arme Kind!“ Als dann der Wachtmeister sagte: sie mußte mir versprechen, daß wir nie wieder etwas von ihr hören sollten; da trat mein Vater an das Fenster, um seine Thränen zu verbergen.

Meine Mutter lächelte und fragte: wo ist sie denn nun eigentlich geblieben? — Mein Oheim, der seinen Bruder bedenklich betrachtete, ließ den Ton sinken, und sagte stockend, mit halber Stimme: es war, als ob es Got-

tes Wille wäre, daß sie . . . Vor dem Posthause hielt gerade ein Postwagen. — Mein Vater wendete sich schnell um, und ließ unbedenklich sehen, daß er weinte. „Nun?" fragte er dringend; „was weiter?" — Der Wachtmeister antwortete leise: Suschen ließ sich einschreiben, und fuhr . . . — „Wohin?" rief mein Vater jetzt heftig; „wohin?" — Der Wachtmeister schwieg, und war bestürzt darüber, daß er diese Frage nicht beantworten konnte. „Wohin?" wiederholte mein Vater heftiger. „Ich werde doch wohl wissen dürfen, wohin meines Bruders Tochter verstoßen ist?" — Wir können es ja leicht erfahren, erwiederte der Wachtmeister noch bestürzter. — „Weißt du es denn nicht?" fragte mein Vater mit großen Augen. Der Wachtmeister erzählte, und mein Vater rief laut: „du bist ein Tyrann und kein Vater! . . . Laß mir das Pferd satteln! Ich will nach." Bruder! sagte der Wachtmeister sanft und bittend. „Ei was," erwiederte mein Vater; „wer sein Kind verstößt, so verstößt, der kann seinen Bruder ermorden. Wer nicht Vater ist, kann noch weniger Bruder seyn; und Vater bist du nicht! O," — er schlug die Hände traurig zusammen — „um eine Zeile, die ihre Hand geschrieben hätte, gäbe ich jetzt mein ganzes Vermögen." Als mein Vater das sagte, sprang ich auf, lief oben auf die Kammer, holte die Bibel, in welche Suschen geschrieben hatte, und

trat damit in das Zimmer. Eben wollte ich sagen: hier hat Suschen etwas hergeschrieben; da riß mein Vater mir die Bibel aus der Hand, und sagte jammernd: „ach, nun ist es ganz vorbei! Ich würde doch, hoffte ich, noch einmal etwas von Glück hier hineinschreiben können; aber," fuhr er mit Kopfschütteln fort, und schlug die Blätter um, „der Vater da! der harte Vater!" — Auf einmal schwieg er, und las bestürzt vor sich, was Suschen auf die letzte angefangene Seite geschrieben hatte. „O, du gütiger Gott!" sagte er dann, vor Betrübniß vergehend: „Suschen, wie hart bin ich gewesen! Ach, dein Herz mag tausendmal gebrochen seyn, als du das schriebst! Hier steht es!" (Er zeigte auf das Blatt.) „Das hat sie geschrieben! Da les't, les't! Ach, sie hält es nicht aus! sie stirbt! Verstoßen! in die Welt gejagt! Nein, Suschen, ich habe dich nicht verstoßen! Ich habe dich geliebt! Ich bin unschuldig! Da les't! Das hat sie geschrieben!" — Wo? was? fragte der Wachtmeister.

Mein Vater las mit brechender Stimme: „Theurer Oheim, meine Schande hat deinen wohlthätigen Lebenslauf geendigt. O, mit welchen heißen Thränen habe ich den Namen Suschen benetzt — den Namen deiner unglücklichen Nichte, der alle deine Freuden endigt! O, bei dem Sterbekleide deines Sohnes, der diese tödtlichen Buchstaben bedeckt, schwöre ich dir: ich war nur unglücklich, nicht laster-

haft! — Möge bald das Grab dies gebrochene Herz bedecken! Dann nimm die Feder, theurer Oheim, und schreib zu meinem Namen das Wort Vergebung. Setze deinen Lebenslauf fort, und vergiß den kurzen, unglücklichen des armen Mädchens, das du einst liebtest. O, dann finde mein Vater wieder Freude unter seinen Blumen, die er aus Abscheu gegen seine unglückliche Tochter zerstört hat; und jede verwelkte, jede, die ein Sturm zerknickt, nenne er Suschen! Ich bin sehr unglücklich!"

Mein Vater mußte sich mehrere Male erholen, ehe er die wenigen Worte endigen konnte. Der Wachtmeister stand bleich, mit starren, erloschenen Augen da. Bruder, lieber Bruder! rief er. „O geh!" sagte mein Vater bitter. „Ich habe ihr vergeben; du hast sie hinausgeworfen in die Welt! O Suschen!" Er nahm die Feder, und schrieb zu ihrem Namen: „Vergebung!" und darunter: „der Segen des Himmels folgt dir, und meine Liebe, du von deinem Vater Verstoßene!"

Das las er laut. Der Wachtmeister drückte mit einem Fluche seinen Hut zusammen, und gieng im größten Zorn aus unserm Hause. „Es ist gut," sagte mein Vater heftig. „Es ist mir einerlei! es ist mir lieb!" Sein Pferd wurde gebracht, und er sprengte davon. Es waren fast in derselben Stunde drei Posten abgegangen, und auf allen Frauenzimmer; Suschens Name stand aber nicht in der Postkarte. Mein

Vater mußte sich gedulden, bis die Postillione zurückkamen; und nun ritt er, der Nachricht des einen von ihnen zufolge, auf die nächste Station. Hier war Suschen gewesen, aber zu Fuß weiter gegangen, und man wußte nicht, wohin. Mein Vater brachte mit seinen Nachforschungen noch drei Tage vergebens zu; Suschen blieb verschwunden, und er kam, in der That sehr erbittert über die Härte seines Bruders, wieder nach Hause.

Nach acht Tagen radirte mein Vater die Worte: „du von deinem Vater Verstoßene!" wieder aus seinem Tagebuche weg. Nach vierzen Tagen gab er in der Erzählung von Suschens Schicksal, das er aber nicht deutlich ausdrückte, sich die ganze Schuld der Feindschaft zwischen ihm und seinem Bruder. Wieder acht Tage darauf ermahnte er meine Mutter und mich, Herr über unsre Hitze zu werden, und führte sich zum Beispiel an. „Ich war hart gegen meinen Bruder," sagte er, „hart wie ein Kieselstein!" Dann las er uns vor, wie sehr ihn sein Bruder geliebt habe. Acht Tage später verbot er uns, wenn sein Bruder bei uns sey, den Namen Suschen zu nennen. Dann schaffte er eine seltne Blume an, ließ sie durch mich seinem Bruder ins Fenster stellen, und sagte: „heute kommt er gewiß; und kommt er nicht, so gehe ich zu ihm." Sein Bruder kam; sie versöhnten sich, und dabei erhielt ich

den Beruf zum Biographen. Suschen wurde nicht genannt, aber nie vergessen; die kleinste Anspielung auf sie machte die Herzen der beiden Brüder weich. Mein Vater las ihren Abschied, den er behutsam mit Tinte überzogen hatte, nie ohne Thränen; mein Oheim holte jedes Mal, wenn er allein war, die Bibel von dem Geldschranke, und betrachtete mit finstrer Rührung die letzten Worte seiner verstoßenen Tochter. Ihm gaben seine Blumen, und meinem Vater sein Tagebuch wieder Beschäftigung. Suschens Andenken hinterließ aber in Aller Herzen eine Trauer, die das frohe Auge meiner Verwandten mit schöneren Thränen der Freude bedeckte, und zu jedem Entzücken eine Sehnsucht mischte, die es nur geistiger machte. Keiner gab die Hoffnung auf, sie wiederzusehen. Ihren Verführer konnte niemand errathen. Es ist gut, sagte mein Oheim; denn ich habe geschworen. — Es ist gut, sagte mein Vater; denn ich kann nicht für mein Herz stehen. Suschen habe ich so herzlich lieb gehabt; ich würde ihren Verführer haben.

Der Taugenichts.

Was mein Vater seinem Bruder am Tage der Versöhnung sagte, daß ich nun fürs erste nicht in die Stadt sollte, hatte wirklich seine

Richtigkeit. So ganz eigentlich war man noch nicht entschlossen gewesen, was man aus mir zu machen hätte; in die Stadt, auf das Gymnasium sollte ich aber, um doch studieren zu können, wenn man sich ja zu dieser Standeserhebung entschlösse, für die mein Oheim und meine Mutter eben so sehr waren, als mein Vater dagegen. Der Junge hat Kopf, behauptete mein Oheim. — „Sag mir nur etwas von ihm," erwiederte mein Vater, „das nicht die meisten Kinder hier könnten, so soll er noch heute weg. Der Junge hat Kopf! das sagen alle Eltern von ihren Kindern." — Mein Großvater war Pastor in Breinrode, und sehr gelehrt, sagte meine Mutter; und unser Sohn ist ihm ähnlich wie Ein Wassertropfen dem andern. — „Dein Großvater war ein ehrlicher Mann," erwiederte mein Vater; „aber seine Gelehrsamkeit wollte nicht viel sagen." Nun sprang meine Mutter auf; denn dies war ihre empfindliche Seite. Mein Vater nahm ein Pack Papiere aus dem Geldschranke hervor, und sah meine Mutter auffodernd an. Dann setzte sie sich wieder, und er legte die Papiere (des Großvaters Predigten) uneröffnet weg. Der Streit über des Großvaters Gelehrsamkeit wurde immer auf diese Art geendigt. Dann hielt mein Vater eine kleine Rede, worin er bewies, daß von den Eltern mehr auf die Kinder erbe, als Nase, Augen, Gestalt, Gang;

daß auch ihre Fehler, ihre Gewohnheiten, ihre Tugenden, ihre Art zu denken, ihre Neigungen, ihre Kunstfertigkeiten oft auf die Kinder übergingen. „Und so," schloß er, „ist es am besten, wenn der Sohn bleibt in dem, was seines Vaters ist."

Mein Oheim widersprach. Unsre Vorfahren, sagte er, waren Schulmeister, Christian; ich bin Wachtmeister, du ein Freisasse. Alles ehrliche Leute, das ist wahr; aber keine Schulmeister. — „Wohl wahr, Jakob; aber erstlich hatte der selige Vater in seiner Jugend Soldat werden wollen, und zweitens sitzt uns Scheiben und Rechnen im Blute, dir, mir, deinem Suschen, und dem Jungen dazu. So etwas von Schulmeister steckt in uns. Suschen lehrt den Jungen, was sie weiß, und wahrhaftig besser, als unser Schulmeister, der auf die Schuljugend loshämmert, weil sein Vater ein Schmid war."

Mein Oheim lächelte hier, so ungeduldig er auch über jeden Widerspruch wurde; denn er liebte das Systemmachen, besonders wenn es der Phantasie zu thun gab. Das Hämmern des Schmidsohns auf den Amboß, die Schuljugend, leuchtete ihm ein. Er gab sich gefangen; aber seinen Plan ließ er nicht fahren. Nun gut, so laß den Jungen auf einen Schulmann studieren. Dann fällt doch die Bibel da einmal in gute Hände, und wenn du schon lange todt bist, schreibt doch noch jemand auf die

leeren Blätter. Mein Vater lächelte und sagte: wir wollen ja sehen! Er soll in die Stadt!" Nach Suschens Unglück aber war mein Vater andrer Meinung geworden. Er zitterte bei dem Gedanken, daß auch ich, wenn er mich nicht mehr unter seiner Aufsicht hätte, einmal mit etwas Aehnlichem, wie Suschen, seinem Tagebuch ein schreckliches Ende machen könnte. „Das Bischen von Freude," sagte er zu meiner Mutter, „das ich nach dem Unglücke noch haben kann, ist mir zu werth; ich behalte den Jungen bei mir." Und was meine Mutter und mein Oheim auch dagegen sagte, es blieb dabei: ich kam nicht von Hause weg.

Mein Vater hatte eigentlich nichts dagegen, daß ich studiren sollte, und so wurde ich nicht zu andern Beschäftigungen angehalten. Was man für diesen Zweck thun konnte, geschah; man kleidete mich gut, und ließ mich alle Bücher lesen, die man bekommen konnte. Kurz, ich wäre, da ich nicht von Hause weg sollte, um etwas zu lernen, und zu Hause keine Geschäfte trieb, weil man mich zum Studieren bestimmt hatte, ein verlorner Sohn geworden, wenn nicht der Zufall, dem das Menschengeschlecht mehr zu verdanken hat, als seine Eitelkeit gestehen will, sich auch meiner angenommen hätte. Ich wurde als Erbe der Bibel, und als der rechtmäßige Nachfolger meines Vaters in seiner Biographie angesehen; daher mußte ich zuweilen Stücke daraus vorlesen hö-

ren, und sogar zuweilen Kleinigkeiten, die mich betrafen, selbst aufzeichnen, z. B., daß mein Geburtstag mit einem Kuchen gefeiert worden war; denn etwas Merkwürdiges wollte mir durchaus nicht begegnen, und so konnte ich noch nicht als eigentlicher Biograph angestellt werden. Meinem Oheim half ich die Blumentöpfe im Herbst in die Winterquartiere und im Frühjahr ins Feld bringen, wie er sich ausdrückte. Das waren meine Beschäftigungen. Uebrigens ließ man mich, wenn ich ein Buch in der Tasche hatte, gehen, wohin ich wollte; und so bekam ich bald nach Suschens Unfall einen guten Freund, der den größten Einfluß auf mein Leben hatte.

Es war ein Herr von Waldenburch, dessen Bekanntschaft ich machte, der aber in unserm Dorfe unter dem Namen: der Taugenichts, bekannter war, als unter seinem wirklichen. Der junge Mann schien diesen Namen zu verdienen. Nicht nur das Gerücht, sondern seine eigenen Eltern, alle Bedienten in seines Vaters Hause, die ihn von Jugend auf gekannt hatten, sagten einstimmig von ihm, er sey der furchtbarste Bösewicht, den je die Erde getragen habe. Er hatte auf seinen Vater den Degen gezogen, und seine Stiefmutter verführen wollen. Jeder betrachtete ihn mit Abscheu, und er wurde überall zum Beispiel angeführt, daß mancher Mensch durchaus keiner Verbesserung seiner natürlichen Bosheit fähig sey. Von Ju-

gend auf hatte nemlich der Taugenichts die unbeugsamste Starrköpfigkeit gezeigt; und, was ihn noch gefährlicher machte, war sein heller Verstand und seine vielen Kenntnisse. Auf der Akademie hatte er so arge Streiche gemacht, daß man genöthigt gewesen war, ihn zu relegiren. Sein Vater hatte ihn schon in verschiedenen Fächern anstellen lassen; nirgends aber konnte er, und nirgends konnten Andere es mit ihm aushalten. Sein Vater, der allgemein als der rechtschaffenste, beste Mann bekannt war, und ihn herzlich liebte, hatte ihn endlich in unser Dorf, wo er ein Vorwerk besaß, verbannen müssen. Hier lebte er, gänzlich von seinen Eltern getrennt, in einem artigen Landhause, das sein Vater ihm aus des Verwalters Wohnung hatte in Stand setzen lassen. Seine Beschäftigungen waren der Anbau eines ziemlich beträchtlichen Gartens, Bücher, ein Flügel und der Pinsel. Mein Oheim, der zuweilen an dem Garten vorbeigieng, und die Blumen sah, welche der Taugenichts mit vielem Glücke zog, hätte gern seine Bekanntschaft gemacht; aber nein! sagte er; Gott soll mich bewahren! Die Blumen sind schön. Er hat eine Lady Belton, eine Aurikel, Bruder, groß, mit einem schneeweißen Auge, und von dem Griffel siehst du nicht eine Spur. Ja, ich könnte einen Finger dafür hingeben, und meinen König Herodes dazu; aber nicht rühr an! Vatermörder! Gott bewahre! — Mein Vater mochte nicht

einmal in den Garten hineinsehen. Waldenbruch lebte in unserm Dorfe wie ein Einsiedler, und that Niemanden etwas zu leide. Die Hände sind ihm gebunden, sagte der Verwalter; denn sein Vater hat hoch und theuer geschworen, daß er ihn bei dem ersten dummen Streiche lebenslang will einsperren lassen. Aber ihr solltet nur hören, wie er über die Menschen spottet, und wie er sie verwünscht! — Jedermann zitterte vor diesem abscheulichen Bösewicht, und Niemand stand ihm Rede. Ein dunkles Fichten- und Buchen-Hölzchen, das dicht an seinen Garten stieß, und worin er sich am meisten aufhielt, („wie ein Mörder im Dickicht," sagte der Verwalter,) wäre von Niemanden betreten worden, auch wenn er es nicht hätte einhegen lassen. Obendrein hatte er rothes borstiges Haar; ein Schrecken mehr für Alle, die ihm begegneten.

Ich fürchtete mich nicht weniger vor ihm, als jeder Andere im Dorfe, ob ich ihn gleich nicht kannte. Ungefähr vier Wochen nach Suschens Abreise begegnete ich in dem Birkenwäldchen, worin ich täglich spazieren gieng, um mich über das Brüten der Vögel zu freuen, einem jungen Manne, der mir, trotz seinem rothen Haare, keine Furcht einjagte, weil ich ihn schon sonst gesehen hatte. Er war mir, wenn ich ehedem mit Suschen gieng, zuweilen begegnet, und sie hatte ihn im Vorübergehen freundlich, wie einen Bekannten, gegrüßt. Er fragte

dann etwas, das ich nicht verstand; Suschen antwortete ein Wort, das ich eben so wenig verstand, und wir giengen weiter. Freilich hatte er rothes Haar; aber ein Mann, den Suschen freundlich ansah, konnte unmöglich der Taugenichts seyn. Nun traf er auf mich in dem Birkenwäldchen, und sah mich an. Nach einem kurzen Besinnen befragte er mich um meine Vogelnester mit einer so freundlichen, sanften Stimme, daß ich dabei an jedem Andren eher, als an den Taugenichts, hätte denken können. Er gieng mit mir, und erzählte allerlei von der Lebensart der Vögel, von denen ich noch nichts als die Nester kannte. Ich zeigte ihm meine Nester; er nahm aus seinen Taschen mancherlei Arten von Samen, und streute ihn umher. Wir setzten uns dann in die Ferne; die Alten holten den Samen, und ich war vergnügt wie ein König. Dabei erzählte der Mann mir die angenehmsten Geschichtchen. Auch ich erzählte: von meinen Eltern, von meinem Oheim, und von Suschen; doch nicht von ihrem Unfall: denn das war mir verboten. Er sagte mir, daß er der Jäger des alten Herrn von Waldenbruch wäre; und seine Kleidung widersprach dem nicht. Endlich fragte er, wo Suschen wäre. Das wußte ich nicht zu beantworten, und was ich wußte, verschwieg ich.

Er gab mir eine Taschevoll Samen, meine Vögelchen zu füttern, sagte mir, daß er dieses

Wäldchen oft besuchte, nannte mir die Stunde, und verließ mich dann. Ich gieng sehr heiter nach Hause, und plauderte von dem Jäger; man achtete aber nicht darauf. Am folgenden Tage traf ich ihn wieder, und hörte von ihm neue Geschichtchen. Auf Suschen kam das Gespräch, ich wußte nicht wie. Als ich ihm von ihr erzählte, umarmte er mich mit Feuer, und es kam mir so vor, als ob seine Augen naß wären. Er sagte mir beim Abschiede, daß ich ihn am folgenden Tage hier wieder finden würde. Als ich kam, erbot er sich, mich an einen Ort zu führen, wo ich tausend Vögel brüten sehen sollte. Er führte mich an das Fichtenwäldchen des Taugenichts. Ich wollte nicht hinein; er sprach mir aber Muth zu, und ich folgte ihm in den dunkeln Schatten, welche der Schlag von hundert Nachtigallen, und der Gesang unzähliger Vögel lebendig machten. Das Vertrauen und die Treue schienen hier ihren Tempel zu haben; die Vögel hüpften um uns her ohne aufzufliegen, als wir ihnen aus einem Beutel Futter hinstreueten. Es kam mir seltsam vor, daß der Vatermörder die Vögel so zutraulich hatte machen können, und ich sagte das meinem Begleiter, für den ich in der That schon eine zärtliche Liebe gefaßt hatte. „O,“ erwiederte er lächelnd! „Waldenburch ist so schlimm nicht, als du denkst, mein Sohn. Die Menschen lieben ihn nicht; aber diese unschuldigen, guten Thiere lieben

ihn desto mehr, weil er ihnen wohlthut." Wir setzten uns auf die Bank vor dem Häuschen, das mitten unter schönen Buchen stand. Ein Paar Tauben flogen von dem Dache herunter auf seine Schultern. Da erschrak ich; denn ich merkte, daß es der Taugenichts selbst war, der bei mir saß.

Er sah meine Verlegenheit, und gestand mir, daß er der junge Waldenbruch sey; dieses Geständniß machte er aber unter so zärtlichen Liebkosungen, daß er meine Furcht vollkommen beruhigte. Dann schloß er mir sein Häuschen auf, zeigte mir die Kupfer im Büffon, führte mich auf seinen Taubenboden, wo er die schönsten Tauben hatte, und unterhielt mich so gut, daß der Abend da war, ehe ich daran dachte.

Als ich gehen wollte, faßte er meine Hand, und sagte traurig: „wenn deine Eltern erfahren, daß du bei mir gewesen bist, so darfst du nicht wiederkommen, und ich könnte dir doch so viele schöne Sachen zeigen." Er zog einen Folianten hervor, schlug ihn auf, und ließ mich die schönsten Bilder erblicken. Mit großer Freude sagte ich: nein, ich lasse mir nichts davon merken, daß ich hier gewesen bin, und komme morgen wieder. Er küßte mich, nnd führte mich an eine Stelle, wo ich ganz unbemerkt in das Hölzchen gehen konnte. Ich verschwieg mein Abentheuer wirklich; die schönen Bilder, die Tauben, die Erzählungen meines Freundes lockten mich allzu stark, und ich besuchte ihn

aufs neue. Mit jedem Male zog mich dieser Mann, trotz seinem rothen Kopfe, fester an sich. Nach vier Wochen konnte ich nicht mehr ohne ihn leben; alle meine müßigen Stunden (und die hatte ich beinahe den ganzen Tag) brachte ich in dem Hölzchen mit ihm zu.

Es fanden sich aber bald Hindernisse; der Prediger des Ortes mußte mir täglich zwei Stunden Unterricht in der lateinischen Sprache und in einigen Schulwissenschaften geben. Er trieb das indeß sehr nachlässig, und ließ mich meistens nur eine Menge Wörter auswendig lernen. Ich lernte schnell, damit ich Zeit hätte, Waldenbruch zu besuchen, und nahm so gar mein Buch, mit zu ihm. Waldenbruch lächelte über meinen Fleiß, und fing an mich zu unterrichten; das heißt, er las einen römischen Schriftsteller mit mir. Ich liebte meinen neuen Lehrer, und die Liebe half mir alle Schwierigkeiten besiegen, welche mir im Anfange vorkamen, so daß ich beim Uebersetzen ein Stück der Grammatik nach dem andern lernte. Mein Prediger wunderte sich eben so sehr über meinen fähigen Kopf, als über die Wirksamkeit seiner Methode, von der er selbst nicht viel gehofft hatte.

Die meisten Stunden, die ich bei Waldenbruch zubrachte, waren dem Unterrichte gewidmet. Und welch einem Unterrichte! O, mein theurer Lehrer, wann werde ich dich einmal wiedersehen, dich, der du, wie die Sonne,

Licht und Wärme (jenes dem Kopfe, diese dem Herzen) zugleich ertheiltest; der du mir nicht den schweren, unbehülflichen Goldbarren der Gelehrsamkeit gabst, sondern ihn erst ausprägtest, und auf jedes Stück den Stempel der edelsten Humanität drücktest! Wie viel habe ich deinen Kenntnissen zn danken! aber wie viel mehr noch deinen nassen Augen, deiner bewegten Stimme, dem Feuer auf deinen blassen Wangen, wenn du von der leidenden Menschheit, von der Tugend, von der besten Hoffnung des Menschen, der Zukunft, redetest! O, dann sprachst du von dir selbst. Meine Thränen flossen, und ich wußte nicht, daß ich sie dir weinte; wußte nicht, daß ich den unglücklichsten und den edelsten aller Menschen an mein bewegtes Herz drückte. Die Menschen hatten dich aufgegeben, du nicht die Menschen, du nur dein eignes Glück, nicht ein fremdes. Du gönntest, du schufest den Menschen Freude auf der Erde, die du nicht kanntest, weil eine andere Welt vor deinen nassen Blicken schwebte: eine Welt, nach der alle gute Menschen sich sehnen.

Nach einigen Jahren wußte ich viel: das habe ich erst lange nachher einsehen lernen; denn damals glaubte ich, sehr wenig zu wissen. Ich verstand Latein, und las ziemlich fertig Griechisch. Es war mir lieb, daß man endlich entdeckte, der Taugenichts sey mein Lehrer. Man ließ es hingehen, weil ich viel bei

ihm lernte; aber die Apologieen, die ich ihm hielt, bewirkten weiter nichts, als ein zweifelhaftes Kopfschütteln sowohl von meinem Vater als von meinem Oheim. Man hätte mir gern verboten, ihn wiederzusehen; allein man wagte es nicht, weil man schon bei dem ersten Versuche merkte, daß es mir unmöglich war, zu gehorchen. Jetzt gieng ich öffentlich zu Waldenbruch, den ich wie einen Bruder liebte und wie einen Vater ehrte. Er hatte mein ganzes Herz; und ein Gedanke, eine Empfindung, die ich ihm verschwiegen hätte, würde mir ein Verbrechen geschienen haben. Sein Vertrauen gab er mir nicht. Zwar kannte ich sein Herz, aber nicht seine Begebenheit, die mir wie Geheimnisse der Geisterwelt vorkamen. Ich grübelte, mir eine Vorstellung davon zu machen, und schauderte vor ihnen; aber ich befragte ihn nie darum, so viel ich auch merkte.

In seinen traurigsten, wie in seinen heitersten Stunden, sprach er von Suschen. Schon längst hatte ich im Alles erzählt, was ich von ihrem Schicksale wußte; aber wohl tausendmal ließ er sich von mir wiederholen, wie sie vor dem Tagebuche meines Vaters auf den Knieen gelegen, und wie ich ihr den Dolch ins Herz gestoßen hatte. Das alles hörte er schweigend, lächelnd und mit nassen Augen an, und hörte es nie genug. Ach, ich ahnete, ich wußte, daß er mit Suschens Unglück

in der genauesten Verbindung stand; doch nie konnte ich es ihn merken lassen. Einmal fragte ich ihn, warum er mich so angelegentlich an sich gezogen hätte. Er sah mich mit sanfter Betrübniß an: „weil Suschen dich liebte; du (seine Blicke von mir abwendend) Suschen ähnlich bist, und weil ich gern . . . “— Er brach ab.

Und weil er gern Suschens Schicksal von mir erfahren wollte. Nie kam von allen diesen Gesprächen ein Wort über meine Zunge. Meine Verwandten gaben sich noch immer vergebliche Mühe, zu errathen, wer Suschens Verführer gewesen sey. Ich schwieg, und schweige noch, obgleich der Unglückliche vielleicht nicht mehr lebt. Aber wenn auch sein Herz schon in Erde zerfallen ist, so bleibt mir sein Geheimniß doch so heilig, wie es sein Schmerz mir war. Nein, nur Segen, du Unglücklicher, soll um dein Grab schweben, keine Verwünschung meines Oheims, kein hartes Wort meines Vaters. Diese Blätter wird kein Menschenauge sehen, das für dich etwas Anderes hätte, als eine Thräne des Mitleids.

Der erste Abschied.

Ich sollte auf die Universität, und mein Koffer war schon weggeschickt. „Geh mein Sohn,“ sagte mein Vater, als das Pferd vorgeführt wurde, auf dem ich in die Stadt reiten sollte; „geh, mein Sohn, und werde ein ehrlicher Mann. Wenn du mit Menschen in Unfrieden zusammen geräthst, und du hast Recht, so gieb nach; denn es ist schon hinlänglich, Recht zu haben. Hast du aber Unrecht, so gieb nach, weil du Unrecht hast. Sieh mein Sohn, der Mensch ist nie leichter unbarmherzig und hart, als wenn er Recht hat. Man kann in allen Stücken Recht haben, und ist doch wohl ein Schurke. Recht haben, ist nicht gerecht seyn. Verwunde kein Menschenherz; denn es läßt sich leicht vernichten: kein frohes, weil du ihm seine Freude nähmest; ein schon trauerndes noch viel weniger, weil mit dem sogar der gerechte, eifrige Richter im Himmel Mitleiden hat. Uebrigens denke daran, daß du einmal die Blätter da fortsetzen sollst. Unglück, mein Sohn, und nasse Augen kannst du immer mit zu dem Buche hinbringen; nur keinen schlechten Streich! Amen!“

Keinen schlechten Streich, rief der Wachtmeister; der läßt sich nirgends hinbringen. Also sey treu, ehrlich gegen Gott und Menschen, wie gegen dich selbst. Laß dir aber von keinem Men-

schen, er mag gering oder vornehm seyn, auf der Nase trommeln. Und siehst du in Leipzig gute Aurikeln, so vergiß mich nicht.

Meine Mutter allein weinte; sie umfaßte mich und sagte: bleib gesund und sey glücklich, mein Sohn! (Ihr mütterliches Herz brach unter diesen Worten.) Thue, was sie dir gesagt haben. Ich bitte Gott, daß er dich glücklich machen möge! — Amen! riefen sie alle Drei.

Wer kann sich losreißen aus zitternden umfangenden Armen, ohne vor Schmerz und Freude mit zu zittern? wer von nassen Augen mit einem trockenen? Wer kann mit Kälte die Wünsche anhören, die ihn begleiten? wer jemandes letzte Ermahnungen, und wenn sie auch nichts seyn sollten, als Schutzreden seiner eigenen Schwäche, oder der Triumph seiner eigenen Tugend?

Mein Vater war, wenn er Recht hatte, sehr nachgebend; mein Oheim in gleichem Falle hart und anmaßend. So lange also mein Vater stritt, behauptete, disputirte, so lange zankte mein Oheim dagegen; denn er merkte aus meines Vaters Heftigkeit, daß dieser Unrecht haben müsse. Wenn aber mein Vater den Ton sinken ließ, des Wachtmeisters Hand ergriff, dessen Gründe selbst verstärkte, und die empfindlichsten Worte nur mit Güte erwiederte; dann sagte der Wachtmeister: habe ich Unrecht? und der Streit war gewöhnlich zu Ende. Mein

Vater und mein Oheim empfahlen mir also jeder seine Tugend. Ein Geitziger würde mir gesagt haben: halte dein Geld zu Rathe. Ein Philosoph hätte mir das Princip der Moral entwickelt; eine Geliebte mir keine andre Tugend zu empfehlen gehabt, als Treue gegen sie. Meine Mutter, die nichts wußte, als daß sie uns herzlich liebte, und die mir keine Tugend besonders empfahl, weil sie jede hatte — meine Mutter sagte mir: sey glücklich! Sie forderte nichts von mir, nicht einmal Liebe; es genügte ihr, wenn ich nur glücklich war. Was sie Alle bei dem Abschiede auch denken mochten, ich fühlte nur ihre Liebe, ihre heißen Umarmungen, die bebenden, kräftigen Händedrücke. Langsam ritt ich den Weg zur Stadt, mit nassen Augen über den Abschied, den ich genommen hatte, und voll trauriger Sehnsucht nach dem, welchen ich noch nehmen sollte.

Der zweite Abschied.

Am Abend schlich ich wieder aus der Stadt, unserm Dorfe zu. Es war eine schöne Frühlingsnacht; eine schmale Streife des Mondes hieng blutroth in Westen zwischen leichten Dunstwolken, und über mir schimmerten tausend Sterne. In meiner Brust regte sich noch sanft die Wehmuth über den Abschied von meinen Ver-

wandten; es war mir, als käme ich nach dreißig Jahren wieder in das Dorf, um die Gräber meiner Geliebten zu besuchen. Und dabei fühlte ich eine sanfte Sehnsucht, ein frohes Erwarten der hohen Bewegung, in welche das Lebewohl meines Lehrers mich versetzen würde. Ich gieng um das Dorf weg, blieb einen Augenblick stehen, und sah das Licht in meines Vaters Hause. Jetzt zeichnet er, dachte ich, unsern Abschied auf, und schreibt zu meinem Namen seinen Segen. Ich flisterte: du weißt es nicht, guter Vater, guter Mensch, daß ich hier stehe, und auch deinen Namen mit zitternder Hand an das Gewölbe des Himmels, zwischen die Sterne, zeichne. Das that ich wirklich; diese dankbare Spielerei machte meinem Herzen Freude, und hob es über die Sterne, in eine andre Welt. Nun gieng ich ruhiger, nur sanft bewegt, in das Fichtenwäldchen, wo mein edler Lehrer mich erwartete.

Ich sah schon von weitem das Licht in seiner Wohnung schimmern, und als ich um das Gebüsch bog, sah ich ihn selbst in der Hütte sitzen und zeichnen. Nie in meinem Leben brachte ich eine bessere Stimmung zu einem Abschiede mit, als diesen Abend; und doch stand ich kalt und verlegen da, als ich den Fuß über die Schwelle setzte. Waldenbruchs Verlangen, daß ich nach dem Abschiede von meinen Verwandten noch eine Nacht mit ihm in seinem

Fichtenwäldchen zubringen sollte, ließ mich eine Feierlichkeit erwarten; und jede Feierlichkeit hat mich von Jugend auf kalt und verlegen gemacht.

Mein Lehrer sagte auf seine gewöhnliche Art guten Abend, und reichte mir die Hand über den Tisch. Als ich sah, wie sehr ich mich in der Erwartung einer Feierlichkeit geirrt hatte, wollte ich mich wieder in die vorige Empfindung versetzen; aber vergebens. Er sah mein Bemühen, und zeichnete fort. Ich gieng während dessen hinaus, wo der Schimmer des Lichts durch die Blätter eine sehr schöne Wirkung that, und warf meine Blicke in die Sterne; aber dennoch blieb ich kalt, und gieng endlich wieder in die Hütte. Was zeichnen Sie da? fragte ich. „Die Statüe des Memnon." Sie war es; gerade so, wie sie im Leben des Apollonius, das aufgeschlagen bei ihm lag, beschrieben wird: ein sitzender Jüngling von schwarzem Marmor, dessen Füße aus Einem Stücke die Aegyptische Kunst in ihrer Kindheit bezeichnen. Er stützt sich mit beiden Händen auf den Sitz, als wollte er sich aufrichten, der aufgehenden Sonne entgegen.

Diese Figur, sagte ich, hat so wenig Anmuth. — „Und sie sollte ein Andenken für dich seyn!" antwortete er lächelnd. Ich betrachtete sie näher, und sagte: wahrhaftig, ich sehe nichts daran. — „So geht es dir, wie dem Apollonius und seiner Gesellschaft." Er wies

auf das Buch. Ich las, und er zeichnete mit großer Rührung fort. „Und ist denn,“ hob er auf einmal sehr sanft an, „dieser Memnon nicht das beste Symbol des Menschen? Sieh, da sitzt er, dieser Sohn der Morgendämmerung, diese dunkle Gestalt des Leidens, festgeheftet mit den unbeweglichen Füßen an die niedere Erde, stumm und gefühllos, bis der erste Strahl der Sonne, nach welchem er sich sehnt, ihn trifft. Dann erst redet der verschlossene Mund, dann erst funkelt das todte Auge, und die Brust hebt sich voll Lebens und Glückes. O, auch wir, die Kinder einer zweifelhaften Dämmerung, wir Menschen — heften uns nicht unsre Leidenschaften fest an die dunkle, niedere Erde? Umhüllt nicht auch uns die Trauerfarbe unserer Leiden, unserer Unfälle? Sind wir nicht hart und gefühllos, wie dieser Marmor, bis der Strahl aus einem andern Leben, das schimmernde Licht der Ewigkeit, unsre Brust erweicht, und ihr Empfindung giebt? Doch, das wollte ich dabei nicht sagen; auch das nicht, Jüngling, daß du, wie Memnon, immer emporstreben sollst von der Erde, der kommenden Sonne entgegen — von der Erde, die dennoch dich festhält. Diese Figur sollte nichts seyn als ein Andenken an einen Unglücklichen, der sich von der finstern Erde weg zu der hellen Ewigkeit hinsehnt, ein Andenken an mich.

Hier schwieg er, und — was ich noch nie

gesehen hatte — es rollten Thränen über seine Wangen, ohne daß er sie zu verbergen suchte. Doch nur einige Sekunden stand er so. Dann setzte er sich wieder, vollendete die Figur, schrieb, anstatt des Namens Memnon, eine Anspielung auf die Absicht der Zeichnung und auf den Namen Memnon selbst, das Wort MEMNHO (erinnere dich!) darunter, und gab sie mir.

„Du trittst nun," hob er an, „in die Welt, unter die Menschen, ohne sie zu kennen. Erinnere dich, mein Freund, was ich dir oft gesagt habe: daß die Schlimmen nicht immer so schlimm sind, als sie scheinen, daß die Guten nicht so gut sind, als sie seyn könnten, und daß auch der beste Mensch die Tugend mehr liebt, als ausübt. Gute wie böse Menschen werden in deinen Weg treten und deinem Herzen weh thun; verachte darum die Tugend nicht! Böse wie gute Menschen werden dir wohlthun; liebe darum das Laster nicht! Und erfährst du endlich, woran dein Herz bis jetzt noch immer zweifelt, wie wenig gut die Menschen sind, so verachte den Menschen nicht. Bedenke, daß die ewige Weisheit den Menschen nicht verächtlich finden kann, da sie ihn immer reichlicher segnet. Vergiß nie, daß auch Männer wie Sokrates Menschen waren, daß zu einer schönen Harmonie das Stimmen der Instrumente gehört, und daß ohne den Dünger keine Ernte wäre. Deine Leidenschaften werden erwachen, und dich öfter täuschen als die Menschen; sie

werden dich höchst glücklich und höchst unglücklich machen. Vergebens würde ich dir sagen: es giebt keinen Schmerz, es giebt keine Freude. Ich habe beides gefühlt. Aber, Jüngling, vergiß nie, wenn du glücklich und unglücklich bist, daß Freude und Schmerz vergänglich sind, und daß du auf deinem Grabe stehst, worin allein Ruhe ist. Die edelsten Entschlüsse sind oft nichts als Stolz, und die schimmerndsten Handlungen oft nichts als Eitelkeit; aber dennoch ist eine Tugend. Es giebt Edelgesteine, die, so klein sie auch sind, den Werth ganzer Königreiche haben; es giebt Gedanken, Empfindungen, Entschlüsse, Handlungen, von denen Niemand etwas weiß, und welche dennoch die Tugenden ganzer Jahrhunderte aufwiegen. O Jüngling, das größte Unglück ist, Unglück verdient zu haben, so wie der Gedanke, des Glükkes werth zu seyn, das höchste Glück ist. Ich kenne beides." Hier schwieg er.

Ich bat ihn fortzufahren; denn ich sah, wie schwer der letzte Gedanke auf sein Herz fiel. Er sagte aber nur lächelnd: „die Erfahrung muß dich belehren." Jetzt holte er aus einem kleinen Kabinette zwei Papiere, und gab mir das eine mit den Worten:: „lies das. Es enthält mein Leben. Um deiner Tugend willen, mußt du wissen, daß ich nicht lasterhaft war. Lies, und dann versiegle es wieder. Hier ist mein Petschaft. Ich fordere diese Papiere einst von dir zurück. Verwahre sie wohl!"

Er riß die Siegel ab, gab mir die Schrift, und verschloß sich dann in sein Kabinet. Ich erstarrte beim Lesen, und benetzte die Papiere mit Thränen. Der Morgen dämmerte schon, als ich fertig war, und nun mit zitternden Händen versiegelte.

Die Thür des Kabinets gieng auf, und ich warf mich bebend an die Brust meines Lehrers. Unglücklicher, edler Mann! sagte ich. Er antwortete nicht, sondern gab mir ein anderes Papier, mit den Worten: „für Suschen, wenn sie gefunden wird; für dich, wenn sie nicht gefunden wird. Erbrich die Papiere nicht zu früh. Jetzt leb wohl, mein Lieber! Sey gut und sey glücklich!“ Er gab mir einen Ring von Werth, drückte mich an seine Brust, gieng mit mir an den Ausgang des Hölzchens, und war dann auf einmal verschwunden. Hier, unter der ältesten Fichte, warf ich mich nieder auf die Kniee, und beugte das glühende Gesicht in das thauige Gras. Ich betete nicht; aber meine Seele zerfloß in den erhabensten Empfindungen. Dann hob ich mich gestärkt empor, und sah frei, muthig, um mich her. Ich war gewiß, daß ich nie lasterhaft werden konnte; — nie unglücklich, wollte ich so eben sagen: doch Waldenbruchs Geschichte fiel mir ein. Aber, rief ich, es ist ja ein Grab, und jenseits desselben die Morgenröthe, der helle Tag des ewigen Lebens. Ich gieng eilig durch das Dorf, worin sich schon Men-

schenstimmen hören ließen, den Weg zur Stadt. Den ganzen Tag brachte ich damit zu, Waldenbruchs Geschichte niederzuschreiben. Als ich fertig war, wurde ich auf die Post gerufen. Nach drei Tagen befand ich mich in Leipzig; aber mein Herz war noch immer bei meinen Verwandten und in dem Fichtenholze bei meinem unglücklichen, geliebten Lehrer.

Memnon.

Der Rothkopf.

Warum zittre ich, da ich die Feder nehme, das Leben dieses Mannes zu erzählen? Weil seine Leiden nicht verschuldet waren? Sind denn die Seufzer der Tausende, welche der Krieg auf seinen blutigen Altären, den Schlachtfeldern, geopfert hat, verschuldet? — Weil die erste Ursache aller seiner Unfälle oft eine große Kleinigkeit war? Macht denn die Natur nicht ihre heftigsten Stürme, ihre furchtbarsten Gewitter, aus dem Athem der Menschen? — Ach, ich zittre dennoch, wie ich es auch anfangen mag, mir Waldenbruchs Schicksal gleichgültiger zu denken. Die Alten sag-

ten: „das eiserne Geschick, die harte Nothwendigkeit, beherrscht Götter und Menschen unwiderstehlich.“ Mich würde dieser Glaube nicht trösten; das heißt nichts weiter, als dem Unglücklichen die Zunge nehmen, um seine Klagen zu endigen. Armer, trostloser Mensch!

Waldenbruchs Unglück war, daß er mit rothen Haaren geboren wurde. Seine Mutter hatte schon drei Söhne, alle schön wie Liebesgötter, als sie noch diesen vierten bekam. Sein Haar wird nachdunkeln, sagte sie; es wurde aber mit jedem Jahre rother und härter. Sein Gesicht blieb häßlich, und sein Gemüth finster, als ob er sein Geschick geahnet hätte. Seine Brüder waren freundliche, schmeichlerische Knaben, die liebkosend um ihre Eltern her hüpften. Der häßliche Rothkopf (so nannte ihn seine Mutter) stand in der Ferne (eben weil sie ihn so schalt), sah finster und neidisch der Liebe zu, die man auf seine Brüder häufte, und wurde mit jedem Tage finsterer. Nahm ihn die Mutter einmal auf, so seufzte sie dabei über Haar, Gesicht und Wesen. Der Knabe wurde verschlossen, weil er nirgends Liebe fand, und störrig, weil man ihm in jedem Streite mit seinen Brüdern Unrecht gab. So liebte er denn schon früh eine dunkle Einsamkeit.

Der Hofmeister der vier Söhne, ein Mann von vielen Kenntnissen, aber von schlechtem Herzen, schmeichelte den Eltern durch Lobeserhebungen, die er den drei ältern Brüdern mach-

te, und durch Vergleichungen derselben mit dem Rothkopfe, die allemal zum Nachtheile des letztern ausfielen. Hier fand nun Memnon (so will ich den Unglücklichen nennen), daß ihm auffallend Unrecht geschah; denn er wußte weit mehr als seine Brüder, weil er durch die lange Weile zum Lernen angetrieben wurde. Darüber, daß der Hofmeister ihm so wissentlich Unrecht that, faßte Memnon einen Widerwillen gegen ihn; der Hofmeister vergalt ihm das mit Kälte, und, als der Widerwille zunahm, mit Spott und endlich mit einer erkünstelten Verachtung.

Der Knabe rächte sich durch manche Possen, die er dem Hofmeister spielte, durch bittre Urtheile über die zu sehr geliebten Brüder, durch Vernachlässigung seiner Eltern. Er war noch nicht zehn Jahre alt, da nannten ihn schon Eltern, Hofmeister und Domestiken im ganzen Hause und auf dem ganzen Gute den Taugenichts. Von allen Menschen verlassen, stand der Knabe da, mit dem ewigen Zeichen der Verwerfung, dem rothen Haar, und hörte oft mit Zähneknirschen: hüte dich vor dem, den Gott gezeichnet hat! — Was wird denn aus dir werden, du Unglücklicher? fragte der Vater oft, und warf mit Widerwillen unruhige Blicke auf ihn. — Nichts, sagte die Mutter, und streichelte einem ihrer andern Söhne die schöne Wange. Der Hofmeister zuckte die Achseln dazu. So öffneten sie das Herz des Kna-

hen dem fürchterlichsten Hasse; doch er haßte nicht, weil eine andre Idee — Eltern, Hofmeister und Brüder zu beschämen — ihn beschäftigte. Von jetzt an brachte er dem Hofmeister seine Arbeiten nicht mehr, stellte sich, als wäre er bei dem Unterrichte nicht aufmerksam, und beantwortete jede Frage verkehrt oder albern. Heimlich aber machte er seine Arbeiten mit großem Fleiße, gab genau Acht, und las in der Einsamkeit alle Bücher, die er erhalten konnte. Da diese Idee die einzige Befriedigung seines Stolzes war, so verfolgte er sie mit unglaublicher Kraft und sehr glücklich. Er hieß aber immerfort der Einfaltspinsel, der Tuckmäuser, der Taugenichts, und gab sich nicht die geringste Mühe, diesen Namen zu entgehen. Man konnte es endlich nicht länger mit ihm aushalten, und freuete sich sehr, als die Großmutter des Knaben, eine vortreffliche Frau, sich seiner sowohl als des ganzen Hauses erbarmte, und ihn zu sich nahm.

Diese edle Matrone lös'te durch den warmen Hauch ihrer Liebe die Eisrinde der Menschenfeindschaft, welche sich schon um das Herz des Knaben gelegt hatte. Sie rettete von seinem Herzen, was noch zu retten war: das Edelste, die Liebe zur Tugend. Jetzt loderte die Flamme des Wohlwollens für alle Menschen hell in seinem Herzen auf; doch in seinem finstern Blicke, in seinem kalten, unfreundlichen Gesichte zeigte sich nichts davon. Er machte

seiner Großmutter, so unbeschreiblich er sie auch liebte, nie eine Liebkosung. Sein Herz brach, seine Augen standen voll Thränen: das war alles, was er für ihre Liebe hatte.

Leider währte dieser glückliche Zeitpunkt nicht lange. Schon nach einem halben Jahre starb die Großmutter. Sie hatte nur so eben noch Zeit, dem dreizehnjährigen Knaben zu sagen, sie liebe ihn sehr, und würde ruhig sterben, wenn sie nur wüßte, daß er seine Eltern nie hassen werde. Das versprach er unter tausend Thränen und mit einem gebrochenen Herzen. Die Großmutter vermachte ihm, und ihm allein, sobald er zwanzig Jahre alt seyn würde, das Vorwerk in unserm Dorfe zu seinem freien Gebrauche, weil sie von der Zukunft nichts Gutes hoffte. Nun gieng er aus dem Hause der Liebe wieder in das Haus seines Vaters, wo ihn jetzt, nach der Erbschaft des Vorwerks, ein geschärfter Unwille erwartete. Er fand alles so wieder, wie er es verlassen hatte, beugte sich aber nicht mehr unter das Joch des allgemeinen Widerwillens. Gegen seine Eltern bewies er zwar die unterwürfigste Geduld; doch nicht gegen seine Brüder, denen er jetzt seinen gekränkten Stolz und sein Uebergewicht in Kenntnissen offen zeigte. Sie hatten ihn bisher als einen Dummkopf gering geschätzt; so reitzte es denn ihre Eitelkeit, daß er jetzt Achtung von ihnen foderte, und ihre Herzen wendeten sich gänzlich von ihm ab. Alle drei gien=

gen auf die Akademie; er blieb zu Hause. Nicht lange, so kam der dritte Sohn mit der schrecklichen Nachricht zurück, daß seine zwei älteren Brüder bei dem Baden ertrunken wären. Der Jammer hatte noch nicht seine größte Höhe erreicht. Der dritte Sohn bekam die Blattern, und war am siebenten Tage todt. Dies schreckliche Schicksal wurde noch schrecklicher, als die tief gebeugte Mutter sich einer Stelle aus einem Briefe der Großmutter erinnerte, die ihr vor mehreren Jahren geschrieben hatte: „nimm dich in Acht, meine Tochter, daß du nicht einst die Unglücksfälle, die deine geliebten Söhne treffen können, für eine Strafe des Unrechts halten mußt, das du deinem jüngsten thust.“ Wovor die weise Matrone gewarnt hatte, geschah itzt. Die Mutter hielt den Tod ihrer drei Söhne für ein Gericht der Vorsehung, und scheuete sich, den noch übrigen jüngsten zu sehen. Sie vergaß sich in ihrem Schmerze, und beneidete den Jüngling, daß Er, gerade Er, noch lebte. Als sie ihn nach einem Monate zum ersten Male wiedersah, wendete sie das finstre Auge mit Schrecken von ihm ab, und sagte: großer Gott! die, welche ich liebte, sind dahin; und den, den habe ich noch!

Memnon wurde bleich, und blieb in der Entfernung wie eine Bildsäule stehen. Sein Vater führte ihn zu der trostlosen Mutter, und sagte sehr unverständig: „laß uns ihn lieben! Wer kann etwas gegen Gottes Schickung?“

Er umarmte den Sohn; dieser erwiederte aber die Umarmung nicht, und stand, ohne ein Wort zu sagen, da. „Unmensch!“ rief der zornige Vater. Kalt erwiederte Memnon: Sie haben einen Sohn; aber dieser Sohn hat keine Eltern. Mit Unwillen über diesen anscheinend trotzigen Vorwurf, den die weichste Empfindung dem Sohne in den Mund gelegt hatte, wendete der Vater sich ab. Die Mutter sagte: o, wir Unglücklichen! Nein, wir haben keinen Sohn mehr! Die Herzen verschlossen sich mehr als je gegen einander, und die Mutter starb aus Gram über den Tod ihrer älteren Söhne, ohne den Widerwillen gegen den jüngsten verloren zu haben.

Nun war der Vater mit dem Sohne allein, und wollte wieder gut machen, was verdorben war. Memnon bekam Bedienten, eine volle Börse, reiche Kleider, und wurde mit einem sehr ansehnlichen Jahrgelde auf die Universität geschickt. Nie foderte er etwas; er bekam aber alles, was er zu wünschen schien: alles, nur nicht Liebe; und die allein foderte er.

Durch die Bildung, die der junge Mensch in der Einsamkeit so ganz sich selbst gegeben, und durch die Behandlung, die er erfahren, hatte er eine innere Energie bekommen, von der äußerlich auch nicht die kleinste Spur zu bemerken war. Seine sehr mannigfaltigen Kenntnisse lagen tief in seiner Seele begraben, so wie der große Scharfsinn, den sein Studie-

ren ohne Anweisung ihm gegeben hatte. Neigung zu scharfer Satire war das Einzige, was ihn zuweilen lebendig machte; und jedes Unrecht, das einem Menschen geschah, setzte ihn außer sich. Sein kaltes, finstres Wesen gab ihm das Ansehen, als ob er immer verlegen wäre, ohne daß er es jemals war. Er blieb zu allen Zeiten ernst, besonnen und entschlossen, ohne je an den Dingen um sich her vielen Theil zu nehmen.

So kam dieser junge Mensch mit vielem Gelde auf die Universität, und man drängte sich zu ihm. Zwar übersah er die meisten jungen Leute, die seine Bekanntschaft suchten, sehr weit; indeß war ihm das Gefühl, gesucht, geliebt zu werden, so neu, daß er sich allen hingab. Dieses Gefühl stimmte ihn so fröhlich, daß er sehr viele Thorheiten mitbegieng, oder vielmehr nur ruhig zusah, wenn sie begangen wurden. Er war freigebig, weil er mit dem Gelde sonst nichts anzufangen wußte. Man betrog ihn; er sah es, und schwieg. Immer machte er nur Andere auf seine Kosten fröhlich, ohne es selbst zu werden; man hielt ihn daher für einen Tropf. Wie erstaunten aber die jungen Leute, als er, bei dem Anblicke eines gemißhandelten Menschen, auf einmal alle Verlegenheit verlor, entschlossen und fest erklärte, daß er so etwas nicht zugeben werde, sich einem ganzen Schwarme von tobenden jungen Leuten allein entgegen warf, ihnen mit einem

kalten Lächeln die bittersten Satiren sagte, den berühmtesten Schläger ganz leicht behandelte, und sich für einen Andern mit großer Kälte und großem Muthe schlug!

Bei dieser ersten Gelegenheit hatte er die Prahlerei der Renomisten verachten lernen. Die Wirkung seiner Kälte, seiner Entschlossenheit schien ihm interessant, und er warf sich nun zum Schiedsrichter in allen Händeln der jungen Leute auf. Bei jedem Streite, bei jeder Unruhe, bei jedem Lärmen war Waldenbruch mit im Spiele. Nach seinem Plane sollten die Orden auf der Universität verächtlich werden; das gelang ihm zwar nicht, aber sich machte er ihnen furchtbar. Dabei besuchte er, weil er sich nun einmal an seine Art zu studieren gewöhnt hatte, nur selten ein Kollegium, ob er gleich die Stunden, worin die Bibliothek geöffnet war, nie versäumte. Kurz, Waldenbruch hatte unaufhörlich Händel, und hielt es bei den meisten nicht der Mühe werth, sich zu rechtfertigen. So stand er denn in dem übelsten Ruf, und die Universität mußte sich am Ende entschließen, ihn als den ärgsten Unruhestifter zu relegiren.

Sein Vater empfieng ihn mit den Worten: „ich habe nie etwas Anderes von dir Taugenichts erwartet,“ und schickte ihn bald nachher wieder aus dem Hause. Er sollte, da er nun doch einmal der einzige Sohn war, ein

Jahrlang reisen, d. h. von einem Hofmeister an den Deutschen Höfen umher geführt werden. Aber nicht lange, so hatte er den Hofmeister verlassen, weil er seine Zeit nützlicher anwenden zu können glaubte. Er schrieb aus Rom den ehrerbietigsten Brief an seinen Vater. Dieser schickte ihm eine Summe (nur so eben genug zur Rückreise), und schrieb ihm dabei: er möchte mit dem Gelde seinen Plan ausführen, wenn er könnte. Zur Verwunderung des Vaters führte er seinen Plan wirklich aus. Er theilte sein Jahr zwischen Italien, die Schweiz und Frankreich, kehrte zurück, ohne einen Hof gesehen zu haben, und war so wortarm wie vor seiner Reise.

„O, der rothköpfige Taugenichts!“ sagte sein Vater, als er zu Fuß ankam, und weiter nichts mitbrachte, als ein Portefeuille voll Handzeichnungen, und Anmerkungen zu den Römischen Schriftstellern, die er in Italien geschrieben hatte.

Nun ließ sein Vater ihn anstellen. Bei seinem Examen wunderte man sich über seine großen Kenntnisse, und wünschte dem Vater Glück. Diesrr aber schüttelte seufzend den Kopf, und flisterte: „o, der Rothkopf!“ Er hatte Recht. Sein Sohn war, nachdem er ein Jahrlang satirisirt, und bei jedem Mißbrauche, bei jeder Nachsicht gegen einen großen Verbrecher, ohne Schonung die Wahrheit gesagt hatte, allgemein gehaßt. Er mußte sich freuen, daß man ihm

nur erlaubte, seinen Abschied selbst zu nehmen. „Der rothköpfige Taugenichts!“ sagte sein Vater, als er ihn aus dem Wagen steigen sah, und verschloß sich in sein Kabinet.

Bin ich denn schuldig? sagte Memnon, als ihm angedeutet wurde, daß sein Vater ihn nicht sprechen wolle. Er suchte seine alte Einsamkeit, den buschigen Theil des Gartens, wider auf. Hier studierte er, und zog sich Blumen, von allen Menschen mit Abscheu betrachtet, von seinem Vater mit der strengsten Kälte behandelt.

Die Geliebte.

Endlich erbot sich ein Verwandter, den Rothkopf zu humanisiren, und dieser mußte zu ihm in die Stadt. Es war ein feiner, geschmeidiger, immer lächelnder Hofmann, der die große Mühe über sich nahm. Waldenbruch hätte es sonst nicht eine Stunde mit diesem Manne ausgehalten; aber der Haß aller Menschen, mit denen er in Verbindung war, hatte nach und nach sein Herz zerdrückt, und er gab sich jetzt mit einem seufzenden Lächeln hin.

Der Kammerherr von Tiefenthal erwartete, so wie sein ganzes Haus, — drei Töchter, und eine arme Nichte — in dem jungen Waldenbruch einen rohen Wilden; es trat aber

ein junger Mensch mit funkelnden blauen Augen, und einem sehr edlen Gesicht, auf dem nur ein Zug von sanfter Schwermuth lag, in das Zimmer, und kündigte sich mit zarter Feinheit als den an, der hieher verbannt sey, um ein Mensch zu werden. Alle wunderten sich, doch Niemand mehr als die Nichte Julie, weil Waldenbruch die üble Lage, worin sie hier im Hause war, sogleich bemerkte, und ihr in trauernden Blicken ein reines Mitleiden zeigte. Das arme Mädchen hatte eine edle Gestalt und ein schönes Gesicht; deshalb ließen ihre häßlichen Cousinen sie doppelt fühlen, daß sie arm war.

Waldenbruch fieng hier seine Lebensart wieder an: er theilte seine Zeit unter die Wissenschaften und die schönen Künste, einige Stunden ausgenommen, die er täglich in der Gesellschaft seiner Hausgenossen zubringen mußte. Der Kammerherr fand nichts an ihm auszusetzen; indeß wollte er doch irgend eine Rolle spielen, da er nun einmal versprochen hatte, den Wilden humaner zu machen. Er tadelte und hofmeisterte also den jungen Mann über Alles, was er von ihm sah. „Denn,“ meinte er, „das Böse muß doch irgendwo an ihm stecken.“ — Ich will es tragen, hatte Waldenbruch mit geduldiger Resignation gesagt, als er vor Tiefenthals Hause abstieg; und er schwieg bei des Kammerherrn ewigem, unvernünftigem Tadeln.

Julie, die keine bessere Rolle spielte, schloß

sich natürlicher Weise an niemanden mehr an, als an den duldenden Waldenbruch. Er nahm das Mitleiden, die Theilnahme eines menschlichen Wesens mit der vollen Dankbarkeit seiner Seele auf. Noch nie hatte sein verborgenes, stilles Herz für ein Mädchen geschlagen; jetzt öffnete es sich in den heißesten Flammen der Liebe gegen Julien: denn in ihren schönen Augen hiengen Thränen eines wahren, aufrichtigen Mitleidens für ihn.

Juliens Herz war noch weich aus ihrer Kindheit her, die sie in den Armen einer guten Mutter verlebt hatte. Nach dem Tode derselben kam sie von einem ihrer Verwandten zu dem andern. Dadurch, daß sie sich in so vielerlei Menschen schmiegen mußte, hatte ihr Wesen eine so biegsame Geschmeidigkeit, und ihr Verstand einen so sichern Takt für das Zuviel und Zuwenig in der Behandlung der Menschen bekommen, daß sie sich überall, wenigstens mit einem Theile der Familie, (hier mit dem Kammerherrn) recht gut stand. Sie nahm jeden Ton, der in einem Hause herrschte, ganz ungezwungen an, und milderte ihn bei sich bis zur Grazie. Der Zwang aber, den sie sich überall anthun mußte, hatte bei ihr doch einen unbesieglichen Widerwillen gegen ihre abhängige Lage hervorgebracht. Sie hielt Unabhängigkeit von fremden Launen (folglich auch das sicherste Mittel dazu, Reichthum) für das höchste Glück des menschlichen Lebens, und ihr ge-

heimster Wunsch gieng nur dahin, sich diese Unabhängigkeit zu verschaffen. Selbst in Augenblicken der edelsten Empfindungen äußerte sich bei ihr ein Zug von Habsucht, und das sehnlichste Verlangen, von Sorgen für die Zukunft frei zu seyn.

Sie fühlte aufrichtiges Mitleiden mit Waldenbruch, der, so wie sie selbst, in einer unglücklichen Lage war, und sich weit schwerfälliger darin zu benehmen schien als sie. Die geschmeidige Julie erkannte wohl Waldenbruchs hohe Güte nicht, fand aber doch schnell den Ton aus, den sie mit ihm zu nehmen hatte. Die Menschenkenntniß von Tausenden ist ja nichts anders, als das schnelle Auffassen eines fremden Tons, ohne daß sie nur ahnen, wie das Herz, aus dem dieser Ton kommt, beschaffen ist. Sehen sie dann endlich das Herz selbst, so erstaunen sie darüber, daß sie den Menschen so wenig kannten, den sie so glücklich zu behandeln wußten.

Waldenbruch sah, daß Julie mit hoher Geduld, mit stillem Lächeln den Neid ihrer Cousinen ertrug, und ihnen dennoch durch Güte Wohlwollen, und durch Würde Achtung abgewann. Unbegreifliches Geschöpf! dachte er wohl hundertmal; warum kann ich das Joch des Elendes nicht so leicht tragen, wie du? Verstoßen wie ich unter harte Menschen, erniedrigt wie ich, fühlst du deine Verlassenheit, deine Erniedrigung gleich mir; und dennoch

bleibt dein Herz so frei und stark. Du liebst die Menschen, die dich niederdrücken, und weinst nur Thränen einer gütigen Geduld. Ich erliege unter der Last, ich, ein Mann; und dies sanfte Geschöpf weiß sich aufrecht zu erhalten. Das dachte er oft, und die Liebe, die er für Julien fühlte, wurde mit jedem Tage inniger.

Dies neue Gefühl der Liebe durchdrang sein ganzes Wesen mit unbeschreiblicher Gewalt. Nie hat ein Mensch so geliebt, wie dieser glühende, stille, geheimnißvolle, in sich selbst zurückgezogene Jüngling. Julie bemerkte aber an ihm weiter nichts als eine unbegränzte Ehrfurcht, die er ihr nicht verbarg. Er wagte es nicht einmal, seine dunkel glühenden Blicke auf sie zu richten. Eine Berührung ihres Kleides oder ihrer Hand setzte ihn in die süßeste Verwirrung; er wachte aber mit aushaltender Stärke über seine Empfindungen, daß sie allen Menschen verborgen blieben. Julie, die sich durch Waldenbruchs Ehrfurcht geschmeichelt fand, gab ihm viele Beweise ihres freundschaftlichen Wohlwollens; sie bat ihn um seine Gesellschaft bei ihren Spaziergängen, entdeckte ihm das Lästige ihrer Lage, und machte ihn zum Vertrauten ihrer Gefühle, so daß er unter der Güte des Mädchens fast erlag.

Bei diesen leichten Vertraulichkeiten brach doch zuweilen ein Strahl der gewaltsamen Leidenschaft aus seinem Herzen hervor. Julie ahnete seine Liebe, und freuete sich, weil sie

darin ein Mittel zu sehen glaubte, sich unabhängig von ihren Verwandten zu machen. Jetzt beobachtete sie ihn schärfer, und sah den Kampf seines heimlich glühenden Herzens; aber noch blieb sie ungewiß: denn sie begriff nicht, warum er ihr seine Liebe nicht entdeckte. Sie hatte keinen Sinn für die Schonung, mit der ein edler Mann seine Geliebte behandelt, und fühlte den Werth des Opfers nicht, das Waldenbruch ihr mit dem Verschweigen seiner Leidenschaft brachte. Er zitterte, wenn sie ihren Arm in den seinigen legte, oder im Gespräche seine Hand leicht drückte; und es war ihr, ob sie gleich schon Neigung zu ihm empfand, doch ein angenehmes Spiel, ihn mit solchen Beweisen ihres Zutrauens in Verwirrung zu setzen.

Eines Tages waren sie Beide im Garten allein. Julie wußte, daß Waldenbruch einem alten Bedienten, den man um eines kleinen Versehens willen weggejagt, eine ansehnliche Summe geschenkt hatte. Sie sagte ihm das mit gerührter Freude, mit nassen Augen. Waldenbruch sah mit unbeschreiblichem Entzücken Thränen über Juliens schöne Wangen rollen, und beugte sich zum ersten Male mit heißen, zitternden Lippen auf ihre Hand. Gerührt durch seinen Edelmuth, geschmeichelt durch die Bewegung, in welche ihre Thränen ihn versetzt hatten, schlang sie, als er sich aufrichtete, — halb aus Ueberraschung ihres gerührten Gefühls, halb aus gutlauniger Neugierde, was

das wirken würde — ihre Arme um seine Schultern, und drückte mit dem Ausruf: edler Mensch! ihren Mund leicht auf den seinigen.

Waldenbruch erblaßte, und rief mit funkelnden Augen, mit bebender Stimme: Julie! Er riß sie an sich, umfaßte sie mit Heftigkeit, und es floßen Thränen über seine glühenden Wangen; aber dennoch küßte er sie nicht. Bei der kleinsten Bewegung, die sie machte, ließ er sie los, und betrachtete sie furchtsam, ob sie beleidigt wäre. Da sie freundlich blieb, so gieng seine Empfindung in eine so heftige, stürmende Freude über, daß sie ihn erröthend ansah und (freilich unbemerkt) über den heftigen Schwärmer den Kopf schüttelte.

Julie war nun überzeugt, daß sie geliebt wurde, und zwar mit einer Stärke, die ihr ein wenig unnatürlich schien. Sie lächelte über einen so seltsamen Menschen; indeß schmeichelte seine Liebe dennoch ihrem Herzen, und sie fühlte eine aufrichtige Neigung für ihn erwachen, ob sie gleich vorzüglich immer nur die Befreiung aus ihrer übeln Lage im Auge hatte. Nun hoffte sie auf eine Erklärung von Waldenbruch, und wich keiner Veranlassung dazu aus; er behielt aber sein Geheimniß fest in seiner Brust verschlossen, und nur selten einmal erhob sich sein Herz mit himmlischem Entzücken zu der Hoffnung auf Gegenliebe. Als er sich zu Juliens Verwunderung noch immer nicht erklärte, hielt sie es der Mühe werth,

das Herz des seltsamen Menschen näher kennen zu lernen; und dazu trieb sie die Achtung, welche sie seinem Charakter nicht versagen konnte.

Anfangs war ihr Waldenbruchs Liebe halb ein Spiel gewesen; jetzt aber dachte sie mit Freude daran, daß sie seine Gattin werden könnte. Sie wurde ernsthaft bei dem Gedanken, wie achtenswerth der Mann sey, der sie so innig liebte; daher nahm sie einen andern Ton gegen ihn an, und sprach jetzt mit ihm über mancherlei Gegenstände, von denen sonst nie gesprochen worden war, weil Waldenbruch ohne Veranlassung selten ein Gespräch anfieng. Jetzt sah sie mit Erstaunen, wie stolz, wie edel, wie stark, wie erhaben Waldenbruchs Geist war. Sie hörte seine Geschichte; lernte seine Hoffnungen und Wünsche kennen; sah, was er von dem Leben erwartete, und aus welchem erhabenen Gesichtspunkt er es betrachtete. Auf einmal fand sie in diesem Menschen, den sie bisher nur für nicht ganz so böse hielt, als ihn der Ruf und sein Vater machten, Weichheit des Herzens bei so vieler Stärke, Erhabenheit der Ideen bei so vieler Bescheidenheit, reine Güte bei so wenigen Prätensionen an die Menschen, daß sie sich schämte, eine Zeitlang ihr Spiel mit ihm getrieben zu haben. Doch beinahe in derselben Minute fieng sie schon wieder ein Spiel mit ihm an, obgleich nicht das vorige. Mit ihrer leichten Geschmeidigkeit versetzte sie sich in alle seine Ideen, in alle seine Empfin-

dungen, und war sein treues Bild. Sie glaubte indeß aufrichtig, daß es ihrem Herzen nur an einem solchen Manne gefehlt habe, um die hohen Empfindungen, welche sie zu fühlen schien, wirklich zu fühlen. Jetzt war sie groß, still, kalt von außen; und über diesen Charakter hängte sie noch den schöneren Schleier ihrer eigenthümlichen Grazie. So hatte denn Waldenbruch endlich das Mädchen gefunden, das ihm ehemals nur seine Wünsche, seine Träume, in den Gefilden der Seligkeit zeigten. Er besaß das Vertrauen, die Freundschaft, die Achtung dieses Mädchens; aber an Liebe wagte er noch nicht zu denken.

In dem üppigen Spiele ihrer Phantasie, welche ihr Tugenden vorgaukelte, die sie nicht hatte, Empfindungen erkünstelte, deren ihr Herz nicht lange fähig war, ließ die getäuschte Julie sich von dem reißenden Strom ihrer Rolle wegführen. Sie sah den Kampf des Geliebten; es schien ihr erhaben, ihn zu endigen, und sie entschloß sich, ihm zu gestehen, daß sie ihn liebe. Es kümmerte sie nicht, daß sie den Gang dieser Unterredung einstudierte, und daß Waldenbruch ihr oft gesagt hatte: „ein volles Herz ist der sicherste Lehrer der feinsten Schicklichkeit. Muß der Mensch darüber sinnen, wie er eine Handlung thun soll, so kommt sie nicht aus seinem Herzen.“ Auch wurde sie noch nicht aufmerksam, als sie mit Unruhe daran dachte, ob Waldenbruchs Vater die Verbindung wohl zugeben würde; denn in diesem

Falle konnte der Schritt, den sie jetzt zu thun im Begriff war, sie vielleicht auf immer zur Abhängigkeit verdammen. Genug, sie wollte dem Geliebten ein Mädchen zeigen, das über die Sitte erhaben wäre und nur dem Gebot eines edelmüthigen Herzens folgte.

Eines Morgens traf sie Waldenbruch, wie gewöhnlich, im Bosket, und kam ihm mit einem lieblichen Lächeln entgegen. Ihre Wange glühete von jungfräulicher Scham, und zugleich von der Empfindung ihrer Großmuth; ihr Auge funkelte in dem milden, sanften Feuer der Liebe; ihr Busen klopfte hoch in der Ahnung des großen Augenblicks, der sich jetzt näherte. So schön, so hold, so zutraulich hatte Waldenbruch sie noch nie gesehen. Sie drückte seine Hand, führte ihn in das Bosket, und setzte sich so nahe zu ihm auf die Bank, daß ihre Schulter die seinige berührte. Er sah die sanfte Güte ihres Auges, den fliegenden Busen, und verkannte jetzt die Liebe nicht, die aus ihrem ganzen Wesen hervorblickte. Seine Brust hob sich ahnend, und er war entschlossen, sich der Geliebten zu Füßen zu werfen. Julie befürchtete aber, sein Geständniß würde ihr den Triumpf ihres Edelmuthes rauben, und ließ ihm nicht Zeit dazu. „Waldenbruch!“ sagte sie ernst und erhaben, und in ihr Auge ergoß sich die Thräne einer schnellen wehmüthigen Rührung, die sie gern unterdrückt hätte, weil dadurch das Geständniß, welches sie thun woll-

te, gegen ihren Willen den besseren Reitz der Weiblichkeit bekam. „Waldenbruch!“ sagte sie, und Thränen bedeckten ihre Wangen. Er sprang erschrocken auf, als er sie in einer so heftigen Bewegung sah, und faßte ihre Hand; sie zog die seinige gegen ihr Herz, ließ sie aber wieder los, erröthete, zitterte, und sagte bebend, mit brennender Scham: „Sie lieben mich, und ich . . .“ Hier schwieg sie, und schlug die Augen nieder.

Waldenbruch, der das alles verkehrt auslegte, weil er ein Geständniß ihrer Liebe nicht erwarten konnte, faßte bebend ihre Hand, und sagte mit Stärke: Julie, zittern Sie nicht. Sie wollen mir die schönste Aussicht meines Lebens rauben. Nun, Sie sind unschuldig, und ich bin an Unglück gewöhnt. Leben Sie wohl!“ Er beugte sich auf ihre Hand. Von dieser Wendung überrascht, warf Julie sich an seine Brust, und flisterte leise (das Wort ich konnte sie nicht hervorbringen): „Julie liebt Sie!“ Da stand er, mit Julien in seinen Armen, an seinem Herzen, bleich und starr, und warf nur einen fragenden Blick auf sie. Als sie die erröthete Wange auf seine Schulter drückte, als ihre zitternde Hand ihn fester umfieng, als ihre Lippe den Namen Waldenbruch in dem Accente der Liebe hervorhauchte; da sank er zu ihren Füssen nieder, drückte das theure Mädchen an sein volles Herz, stammelte das einzige Wort: „erhabenes Wesen!“

und fühlte zum ersten Male Freude ohne Schmerz, Entzücken ohne Bitterkeit. Er war außer sich, doch vollkommen glücklich.

Es währte lange, ehe er etwas anders zu hören, zu empfinden vermochte, als sein befriedigtes, volles Herz. So war der Bund einer flammenden Liebe geschlossen. Julie vergaß in dem ersten Entzücken die Zukunft, ihre Wünsche, ihre Erwartungen, und war in den Armen des Geliebten fast so glücklich, wie er selbst.

Als Waldenbruch überdachte, wie edel, wie groß Juliens Handlung war, wie schwer ihr das Opfer, ihm zuerst ihr Herz zu öffnen, ohne Zweifel hatte seyn müssen, kannte er keine Gränzen mehr für seine Dankbarkeit. Heiße Liebe, innige Anhänglichkeit, tiefe Ehrfurcht — nichts schien ihm genug, die große Handlung des Mädchens zu belohnen. Mit einer Begeisterung, wie nur bessere Menschen sie kennen, gab er sich ihr gänzlich hin; und schon die kleinste Freude, welche er nicht durch sie hatte, schien ihm eine Untreue an ihr.

Mit ihm erhob sich auch Julie auf den Schwingen ihrer Phantasie und seiner begeisterten Seele; aber nicht lange, so sank sie wieder zur Erde, und die erste ruhige Minute, die sie dem vollen Herzen des Jünglings abschmeicheln konnte, wendete sie an, ihn um die Sicherheit ihrer Wünsche zu befragen. Ihr Vater, Waldenbruch? — Er zuckte die Achseln. „Julie, mein Vater ist der einzige Mensch,

von dem ich nicht weiß, ob er mein Glück billigen wird. Ich hoffe es; denn was sollte er einwenden, sobald er Sie nur gesehen hat? Aber wenn ich wieder bedenke, was ich zu sagen zittre, daß er mich vielleicht haßt, daß er . . . Doch, Julie, warum etwas fürchten, das doch kein Hinderniß unseres Glückes seyn kann?“

Kein Hinderniß, wenn Ihr Vater nicht einwilligte? Wie meinen Sie das?

„Ich meine nichts, Julie, als daß dies allein mein Glück ist. (Er umfaßte sie sanft.) Dies ist meine Seligkeit. Wo ich Sie so halte, unter welchen Umständen, mitten in einer menschenleeren Wüste, auf einem Throne, oder in der Hütte eines Bettlers, das ist gleich. Mag mein Vater es nicht wünschen, mag eine ganze Welt sich widersetzen: ich lächle dazu; denn ich habe ein Herz gefunden, das mich liebt. An diesem edlen, erhabenen Herzen bin ich meines Glückes so gewiß, als ob es der Ausspruch der göttlichen Allmacht wäre. Ueberall ist mein Paradies. Mein Vater darf nur die mindeste Unzufriedenheit äußern, so nehme ich mein Glück, Sie, Julie, und fliehe mit Ihnen dahin, wo der Himmel nur uns allein bedeckt, wo keine Menschen zürnen.“ Er zog sie näher an sein Herz, näher an seine vor Entzücken funkelnden Augen.

Das war nicht viel Trost für Julien. Sie lächelte zwar dankbar zu Waldenbruchs begeisterter Rede, und sah ihn mit dem zärtlichsten

Blick in das treue Auge; aber dennoch kam sie wieder zu der vorigen Frage. Waldenbruch erzählte unbesorgt: sein Vater habe seine Hand schon einem reichen Mädchen bestimmt, und sey nicht der Mann, einen Plan, besonders einen, der ihn betreffe, wieder aufzugeben. — Und dabei sind Sie so ruhig? fragte Julie, ein wenig empfindlich.

„Warum nicht, Julie? Der Vater hat Rechte; doch auch der Sohn hat sie, und der Mensch noch mehr. Ich habe gethan, was ich konnte, meinen Vater zu überzeugen, daß ich gern gehorchen wollte, wenn ich dürfte; in diesem Falle würde ich nicht gehorcht haben, auch wenn ich Sie, meine Julie, nie gesehen hätte."

Was hätten Sie denn gethan?

„Nicht gehorcht."

Und wenn man Sie gezwungen hätte?

„Kann man einen Menschen zwingen? . . . Ich verstehe Sie heute nicht."

Ihr Vater würde Ihnen gedrohet haben, Sie zu enterben; und ich höre ja, daß Sie gänzlich von ihm abhängig sind. Nun? wie dann Waldenbruch?

„Er hätte nicht bloß gedrohet!" antwortete Waldenbruch lächelnd.

Aber das kleine Gütchen von Ihrer Großmutter . . .

„. . . habe ich, wegen eines ökonomischen Arrangements, meinem Vater für jetzt abgetreten."

Desto schlimmer! Wenn er Sie nun enterbte!

„Julie,“ sagte er höchst zärtlich, „ich habe nie gezittert arm zu werden für jede Pflicht, auch für die kleinste. Sogar für eine bloße Grille könnte ich die Armuth wählen; und mit Ihnen, Julie, sollte ich zittern vor dem Verluste von etwas, das eben so viel Unglückliche als Glückliche macht?“

Aber, lieber seltsamer Mensch, was wollten Sie denn anfangen?

„Sie lieben, Julie, für Sie arbeiten, und mit Ihnen glücklich seyn.“

Und Mangel leiden! Glauben Sie denn, daß auf die Bedingung hin meine Verwandten Ihnen meine Hand geben würden?

„Ihr Oheim,“ sagte Waldenbruch eifrig, „der sich lieber bei dem Teufel als Kammerherr engagirte, ehe er gar nichts wäre? Gewiß nicht!“

Nun denn! Sehen Sie wohl?

„Ich sehe nichts, als daß Julie mir ihren Arm geben dürfte. Sie verließen das Haus Ihrer Verwandten an meiner Hand, und —“

Entlaufen? Lieber Waldenbruch! Meine Ehre, mein guter Name!

„Wenn Sie mir Ihre Hand gäben?“ fragte Waldenbruch ernst, und Julie lenkte ein, weil sie hoffte, daß es zu diesem Aeußersten nicht kommen würde.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nach vierzehn Tagen fand Julie, daß es höchst unbesonnen von ihr gewesen war, sich mit diesem excentrischen Kopfe einzulassen, der von der reichsten Erbschaft sprach, wie sie von einem abgetragenen Bande. Was sie noch mit großer Gewalt an ihm fest hielt, und was sie zugleich beunruhigte, weil sie es nicht wiedergeben konnte, war seine gränzenlose Liebe, welche mit fester Treue aus seinem Herzen hervorbrach, doch eben diese Treue auch foderte.

Der Nebenbuhler.

Es war so, wie Waldenbruch sagte: sein Vater hatte eine Verbindung mit einem reichen Mädchen aus einer großen Familie abgeschlossen. Zwar erwiederte der Sohn, als der Vater ihm zuerst seine Absicht sagte, fest und kalt: dazu hat kein Vater Recht; ich werde nie einwilligen. Der Vater aber, der den kalten Ton des Sohnes noch nie verstanden hatte, meinte, das sollte sich wohl geben. Er schrieb darüber an den Kammerherrn, und so erfuhr es Julie mit großem Schrecken. Der Kammerherr machte bei dieser Gelegenheit eine solche Beschreibung von dem Charakter des Vaters, daß Julie wohl einsah, sie dürfe hier wenig hoffen. Sie sprach mit ihrem Geliebten darüber, und er bestätigte ihr die Aeußerungen des

Kammerherrn mit Ruhe. Nun überlegte sie hin und her, und stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Der einzige Ausweg, den Waldenbruch sah, war ihr äußerst verhaßt. Ihre Liebe wurde merklich kälter; und der Zwang, den sie sich anthun mußte, dem jungen, heftigen Menschen diese Kälte zu verbergen, vergrößerte dieselbe. Sie liebte ihn noch; aber dennoch fieng sie schon an zu überlegen, wie sie, ohne ihre Ehre in Gefahr zu setzen, die ganze Sache auf eine oder die andre Art beendigen könnte.

Der Vater schrieb dem Sohn, und foderte Gehorsam. Der Sohn antwortete ehrerbietig, aber fest: es sey ihm hier unmöglich zu gehorchen. — Er wollte seinem Vater die Verbindung, worin er mit Julien stand, entdecken; und nur ihre flehentliche Bitten, nur ihre Thränen hielten ihn davon ab. „Es wäre," sagte er ernst, „so besser, wie ich wollte; doch es sey! Wenn diese Hand und dieses Herz mein ist, so kann ich nichts verlieren. Aber . . . Julie!" Er brach mit einem Seufzer ab. Die Antwort des Vaters enthielt die Drohung, den Sohn zu enterben; und dieser schrieb nun, was er hierüber dachte.

In einigen Tagen kam der Vater selbst, und befahl seinem Sohne, nach Hause zu reisen. Waldenbruch suchte Julien auf, erzählte ihr, faßte ihre Hand, und sagte: „jetzt, Ju-

sie!“ Das ängstliche Mädchen beruhigte den Jüngling, und bat ihn, zu gehorchen Es ist Ihr Vater, sagte sie. Wenn er Ihren Ernst sieht, so wird er sich endlich ergeben. — „Julie,“ erwiederte er; „Sie kennen meinen Vater nicht!“ Doch, er konnte zuletzt ihren dringenden Bitten nicht widerstehen.

Julie selbst hatte die Hoffnung nicht, die sie ihm zu machen suchte; aber sie glaubte sicherer zu seyn, wenn er entfernt wäre: denn seine Leidenschaft, welche durch die Hindernisse immer stärker geworden war, brachte sie zum Zittern. „Ich gehe,“ sagte er; „aber Julie! Julie!“ — Meine Treue, unterbrach sie ihn mit Thränen, mein Herz, meine ewige Liebe sey Ihr Lohn. — Er umarmte sie, und reis'te mit schrecklichen Ahnungen nach dem Gute seines Vaters ab. Dieser blieb noch, um nicht mit dem ungerathenen Taugenichts reisen zu dürfen. Julie nährte wieder eine geheime Hoffnung, als der Vater ihres Geliebten sie mit ausgezeichneter Achtung behandelte. Sie schmiegte sich noch stärker an ihn, und es gelang ihr sehr bald, sein Wohlwollen zu gewinnen.

Der Vater, dem der Kammerherr nichts als Gutes von seinem Sohne sagte, glaubte, daß man ihn täuschen wollte. Er wendete sich an Julien; die sagte ihm aber noch mehr Gutes, und mancherlei, was ihm schmeichelhaft seyn mußte: wie sehr sein Sohn ihn liebe,

mit welcher Ehrerbietung er immer von ihm gesprochen habe. „Sie, Cousine,“ fragte der Vater nun, „Sie glauben also, daß er endlich gehorchen wird?“ Julie gerieth in Verlegenheit. Sie machte einen entschuldigenden Eingang, und erklärte endlich: diese Hoffnung zu nähren, sey vergeblich. Der Sohn werde alles thun, nur das nicht. — „O, gutes Kind,“ sagte der Vater; „Sie kennen ihn nicht, diesen eigensinnigen, versteckten Unmenschen, der, so lange er lebt, seine größte Freude daran gefunden hat, alles zu thun, was seinen Eltern zuwider war. Ich habe gethan, was kein andrer Vater gethan hätte. Aber nun ist es vorbei! Nein, liebe Cousine, keine Entschuldigung! Die Verbindung ist geschlossen, das weiß er. Ich beschimpfe mich, ich werde lächerlich, wenn ich zurückgehe. Nein, bei meiner Ehre, er gehorcht; oder er soll nicht einen Heller von meinem Vermögen bekommen!

Diese Erklärung war so fest, daß Julie nicht mehr an der Erfüllung zweifeln konnte. Sie bedauerte das unglückliche Schicksal ihres Geliebten; aber an eine Verbindung mit ihm konnte sie, wenn der Vater Wort hielt, nicht mehr denken. Noch einmal stellte sie dem Vater vor, es sey doch ungerecht, seinen Sohn zu der Verbindung mit einem Mädchen, das er nicht liebe, zu zwingen; er wollte aber davon nichts wissen, und sie sah endlich, daß er durchaus nicht von seinem Plane abzubringen seyn

würde. Nun gab sie alle ihre Hoffnungen auf, auch die letzte, und dankte dem Himmel, daß nur Waldenbruch allein ihre Unbesonnenheit wußte, da sie überzeugt war, daß er sie nie verrathen würde.

Seltsam genug, daß sie bei den öftern Unterredungen mit dem Vater dessen ganze Freundschaft gewonnen hatte. Er machte ihr ansehnliche Geschenke, lobte ihren Verstand, äußerte sein Vergnügen über ihren Witz, und — verzögerte seine Abreise von einem Tage zum andern.

Der alte Waldenbruch, jetzt nahe an die Funfzig, war ein lebhafter, verständiger, gütiger Mann, gegen Niemanden hart, nur seinen Sohn ausgenommen, und hatte etwas Großes, Ehrwürdiges in seinem Wesen, das ihm allgemeine Achtung erwarb, und das auch Julie nicht verkannte. Er begegnete ihr immer ehrerbietiger, immer zärtlicher, und endlich trug er dem Kammerherrn auf, einmal bei ihr hinzuhorchen, ob sie ihn wohl noch jung genug fände, ihm ihre Hand zu geben.

„Julie!“ sagte der Kammerherr, als er eilig zu ihr in das Zimmer trat; „ich habe dir eine Nachricht zu geben, eine sehr frohe Nachricht! O, sitze nicht so einfältig da! Waldenbruch — so eben hat er es mir gesagt — will dich heirathen.“ Julie wurde todtenbleich, und rief: unmöglich! Ich beschwöre Sie, theurer Oheim, helfen Sie mir davon. Das ist unmöglich! ganz unmöglich! — „Und warum

denn, wenn ich fragen darf, Fräulein Nichte? Unmöglich! Ich habe ihm gesagt, daß es sehr wohl möglich ist, und werde ihm sagen, daß du recht gern einwilligest.“ Er wollte fort. Julie warf sich, von einer fürchterlichen Angst ergriffen, vor ihm auf die Kniee, hielt ihn auf, und bat ihn mit Thränen, sie zu retten. Der Oheim sagte befehlend und kalt: „steh auf, und setze dich, Julie! Der reiche Drost von Waldenbruch, ein rechtschaffner, verständiger Mann in seinen besten Jahren, hält um die Hand des armen Fräuleins Julie von Tiefenthal an, die nichts hat, als ein Gesichtchen, das in einigen Jahren verblühet ist. Fräulein Julie giebt ihr Jawort, oder ich schicke sie wieder zu ihrer Tante; und dann mag sie sehen, wie sie zurecht kommt. Julie, mache mir keine Romanenstreiche! Ich habe nichts dagegen, daß ihr ein wenig thut, wie da und da gedruckt steht; aber wenn von soliden Dingen die Rede ist, so fodre ich Verstand.“ Man konnte Julien mit nichts Schrecklicherem drohen, als mit der Tante, bei der sie drei Jahre hindurch die Hölle auf Erden gehabt hatte; doch der Gedanke, den alten Waldenbruch zu heirathen, war mehr, als die Hölle: ihre Seele verzagte, wenn sie sich das nur als möglich dachte.

„Ich lasse dir Zeit dich zu besinnen,“ fuhr der Kammerherr fort; „und dem Herrn Drosten werde ich sagen, du wärest überrascht, bätest dir Bedenkzeit aus, und so weiter. Ue-

brigens wirst du in vierzehn Tagen, spätstens in vier Wochen, Frau Drostin von Waldenbruch. Bedenke das. Ein solches Glück kommt nur Einmal. Und nun adieu, Fräulein Nichte.“

Kaum hatte der Oheim das Zimmer verlassen, so sprang Julie auf, mit dem Entschlusse, was es auch kosten möchte, Nein zu sagen. „Lieber,“ dachte sie, „will ich ewig an die Tante gefesselt seyn, tausendmal lieber den Tod leiden, als das treue Herz des tugendhaften Sohnes durch die gräßlichste Untreue vernichten. Ach, jetzt sehe ich, daß er Recht hatte! Die Flucht war das Einzige, was uns retten konnte.“ — Wäre der junge Waldenbruch noch da gewesen, Julie würde mit ihm geflohen seyn; jetzt aber war sie verlassen, gänzlich ohne Rath, ohne Hülfe. Sie blieb den Abend auf ihrem Zimmer, und warf sich in den Kleidern auf das Bett. Die fürchterliche Tante! und die gräßliche Heirath! Sie wünschte, daß sie entweder den Sohn, oder den Vater nie gesehen haben möchte. Wie glücklich konnte sie im ersteren Falle seyn! die reichste Frau im Lande! Sie gerieth fast in Verzweiflung über ihre hülflose Lage. Am folgenden Morgen kam sie mit verweinten Augen herunter, doch fest entschlossen, dem Drosten selbst eine abschlägige Antwort zu geben, ja, wenn es seyn müßte, ihm zu entdecken, in welcher Verbindung sie mit seinem Sohne stände, ob sie gleich wohl einsah, daß sie dann alle Hoffnung,

noch glücklich zu werden, auf immer verlöre. Als sie in das Zimmer trat, verbeugte sie sich zitternd und mit niedergeschlagenen Augen; der Drost machte aber keinen Antrag, weil der Kammerherr ihm gerathen hatte, noch zu schweigen.

Der Drost gieng weg, da er bei Hofe seyn mußte. Den Mittag war Juliens ganze Familie versammelt; sogar die fürchterliche Tante hatte man heute von ihrem Gütchen in die Stadt geholt. Der Kammerherr theilte der Familie den Antrag des Drosten mit. Man erstaunte, und wünschte Julien Glück zu einer so glänzenden Partie; sie stand aber auf, und erklärte, daß sie fest entschlossen sey, die Hand des Drosten auszuschlagen. „Mein Fräulein,“ sagte der Kammerherr ungeduldig; „Sie mögen Ihren Willen haben, wenn es anders nicht etwa gar Ziererei von Ihnen ist. Ich erkläre dir aber rund heraus, daß du dich nach einem andern Hause umsehen mußt; denn ich bin nicht Willens, Unvernunft bei mir zu dulden.“ Alles fuhr jetzt auf Julien zu; die Tante aber drang mit ihrer kreischenden Stimme durch, und gab dem beängstigten Mädchen wieder eine Probe ihrer Predigten. Julie kam nicht zu Worte; man betäubte sie mit Vorwürfen, und hörte nicht eher auf, als bis sie versprach, die Sache weiter zu überlegen.

Gegen Abend kam der Drost Waldenbruch wieder. Julie hatte sich vorgenommen, ihn allein zu sprechen; man rief sie aber unter ei-

nem Vorwande in den Saal, ehe sie noch wußte, daß er da war. Jetzt machte er selbst seinen feierlichen Antrag. Die Verwandten hielten so bedeutende Blicke auf Julien fest, und die Tante machte ein so fürchterliches Gesicht, daß die Arme allen Muth verlor, und bleich und bebend den Drosten nur bat, ihr Zeit zum Ueberlegen zu lassen. Jetzt war sie verloren; es reihete sich Fest an Fest, und alle Welt wünschte ihr im Stillen Glück, obgleich die Verbindung noch nicht erklärt war. Sie wurde betäubt, da man sie keinen Augenblick mehr allein ließ. Und dazu kam nun noch das süße Gefühl der Unabhängigkeit, daß sie in der größeren Achtung ihrer reichen Verwandten, und in den Huldigungen der ärmeren schon im voraus schmeckte. Bei einem prächtigen Feste, dessen Königin sie war, gab sie, von dem Glanze verblendet, von den Schmeicheleien ihrer Verwandten berauscht, durch Tanz und Musik betäubt, das unglückliche Jawort.

Sie fühlte in der Trostlosigkeit ihres Herzens, was sie gethan hatte; aber jetzt, da sie keinen Ausweg mehr sah, verhärtete sie sich gegen die Zukunft, stählte sich gegen ihr Gewissen durch Zerstreuung in den buntesten Gesellschaften, tanzte wie eine Rasende, und spielte hoch, warf aber zuweilen auf einmal die Karten hin, und blieb ohne Besinnung sitzen.

Der furchtbare Hochzeitstag kam. Sie sann noch auf einen Ausweg, dem Elende zu entge-

hen; doch, als sie keinen fand, und nichts vor sich sah als den betrognen Geliebten, den sie Sohn nennen sollte: da verlor sie sich hülflos in den Schrecken der Verstockung. Sie beschloß nichts, erwartete aber alles, fühlte sich fähig zu allem. Selbst der heißen, brennenden Schmerzen in ihrem Innern spottete sie. Als die Ceremonie der Trauung vorüber war, sank sie in Ohnmacht. Den Gästen war weh bei dem Anblicke der Braut, und sogar der Kammerherr sagte vor sich in einer Ecke: hm! wird das auch gut gehen?

Julie stürzte sich wieder in den Strudel des Vergnügens, und verließ Abends das Gesellschaftszimmer nicht eher, als bis sie vor Müdigkeit die Augen nicht mehr öffnen konnte. Endlich kam der Tag der Abreise. Man brachte sie beinahe leblos in den Wagen, und sie faßte sich nicht eher wieder, als bis ihr Mann von ungefähr sagte, daß sein Sohn verreist sey.

Der unglückliche Sohn wußte nichts von allem, was sich zugetragen hatte. Er war wirklich verreist gewesen, und erst eine halbe Stunde vor der Ankunft seines Vaters zurückgekommen. Die Verzierung der Zimmer fiel ihm auf; indeß sprach er nicht sogleich mit jemand, der ihm sagen konnte, daß man seinen Vater mit dessen neuer Gemahlin erwarte. Traurig und nachdenkend stand er in einem Zimmer vor dem Bildnisse seiner verstorbenen Mutter und seiner Brüder, als sich die Thür öffnete,

und Julie an der Hand seines Vaters herein trat. Er erstarrte halb vor Freude, halb vor Ueberraschung. Julie wendete sich zu der Kammerjungfer, ihr etwas zu sagen, und hielt sich zitternd an ihr.

Während dessen erklärte der Vater dem Sohn seine Verheirathung mit Julien. „O Gott!“ rief das Mädchen; „der gnädigen Frau ist nicht wohl!“ Julie lag ohne Sinne in den Armen der Kammerjungfer; der Vater eilte ihr zu Hülfe, und sah nicht, wie bleich sein Sohn dastand, wie er schwankte, und sich an dem Marmortische hielt, um nicht zu Boden zu sinken. Als Julie wieder zu sich kam, war der Sohn verschwunden. Der Vater bemerkte es zuerst, und sagte bitter: da hast du den ersten Beweis von der Artigkeit meines Sohnes gegen meine Gemahlin. Julie lächelte, ob es ihr gleich beinahe die Brust zersprengte, und sagte einige Worte, deren seltsamen Ton ihr Mann auf die Rechnung der kaum überstandenen Ohnmacht schrieb.

Der Unglückliche war geflohen, und fand erst mitten im dicksten Walde die Besinnung wieder. Er erschrak über sich selbst, über die Heftigkeit seiner Gefühle, und warf sich zu Boden. Jetzt kam er aber auf den Gedanken: sein Vater täusche ihn nur; er bringe i h m Julien, wolle ihn überraschen, und werde am Ende sagen: nimm sie; es ist deine Geliebte! Dies schien ihm so gewiß, daß er auf einmal

fröhlich aufsprang. „Ja, es ist so!“ rief er entzückt, und eilte nach Hause. Als er aber durch den Garten gieng, sah er Julien schon im Nachtkleide, und von seinem Vater umarmt. Sie erwiederte die Liebkosungen seines Vaters nicht; doch war sie ganz augenscheinlich dessen Gattin.

Der Sohn sagte, die Zähne knirschend: ist es möglich! Er gieng in Verzweiflung auf sein Zimmer, warf sich auf das Bett, und sagte von Zeit zu Zeit bis an den Morgen nur die Worte: „meines Vaters Frau! und diese Menschen verlangen, man soll sie lieben! Sie, sie, die ich im Herzen trug, sie meines Vaters Frau! Gräßlich! gräßlich!“

Die Stiefmutter.

„Bruder,“ sagte mein Vater matt, und gab meinem Oheim die Bibel hin, die er sich hatte auf sein Krankenbett bringen lassen: — „je öfter ich das alles lese, desto mehr fühle ich, daß es wahr ist, wie es da heißt: richtet nicht, verdammet nicht! Denn frage ich mich: was ist denn Gutes an mir? sieh, lieber Wachtmeister, so sind die Umstände das Beste. An mir selbst ist noch nicht so viel Gutes, daß ich mich hier im Bette ein klein wenig stolz aufrichten könnte. Ja, wenn Alles sei-

nen Gang fortgeht, wie es gehen soll, dann laufe ich wohl mit durch, dann bin ich gut genug. Aber stoße ich auf ein Notabene in meinen Lebensumständen, so komme ich auch an ein Notabene in meinem Gewissen. Es ist uns Beiden so ziemlich Alles geglückt, bis auf einen einzigen Punkt, den mit Suschen. Gott sey ihr Begleiter für und für! Sieh, das war so ein extraordinärer Fall. Aber, Bruder, wie machten wir es da auch? Suschen hatte gefehlt; doch die Schlimmste von uns Dreien war sie nicht. Wenn es uns nun gienge, wie manchem Menschen, dem alle Tage solche Extrafälle vorkommen: wer weiß, was dann noch Gutes an uns wäre? Wir haben gut prahlen mit unserm Muthe, da kein Feind zu sehen ist; wer weiß aber, ob wir nicht vor dem Feinde Gewehr und alles wegwürfen, und davon liefen? Wir m e i n t e n es Beide damals nicht böse; ich glaube aber doch, wir waren nicht recht gut, weil wir es sonst besser g e m a c h t hätten. Wir richteten und verdammten. . ."

Und sind gerichtet und verdammt! unterbrach ihn der Wachtmeister, indem er sich eine Thräne aus dem Auge wischte.

„Ich meine nur," fuhr mein Vater ablenkend fort, „es kann im menschlichen Leben Fälle geben, Umstände, Bruder, in denen man so mit ordinärer Tugend nicht durchkommt, sondern sehr, so recht geprüft, tugendhaft seyn

muß, wenn man das Unrecht nicht begehen soll, das oft allein als Rettung übrig zu bleiben scheint."

Suschen wäre noch hier, sagte der Wachtmeister, wenn ich damals besser gewesen wäre!

„Ich meine nur, über einen solchen Fall soll der Mensch nicht richten, soll nicht dahin treten, und sagen: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie jener."

Bruder, antwortete der Wachtmeister heftig; mit Suschen waren wir noch schlimmer, als der Pharisäer: wir jagten sie in den Tod. Wer weiß, wie das Kind zu dem Fehler gekommen ist; denn es war nicht liederlich.

„In den Tod!" wiederholte mein Vater mit einem erbarmenden, um Verzeihung flehenden Blicke gen Himmel. Die Untersuchung wurde nicht weiter fortgesetzt; denn beide Brüder dachten an Suschen, und beteten für sie.

Dieses Gespräch mag als Eingang zu der Fortsetzung von Juliens Geschichte dienen. Mein Vater würde, wenn er ihre Begebenheit gewußt hätte, keine bessere Apologie für sie haben halten können, als diese. Julie war in einer seltenen beängstigenden Situation, aus der sie die Ruhe ihres Gewissens nur durch die allertugendhafteste Aufopferung retten konnte, wenn sie sich nicht mit dem Schein der Tugend be-

gnügen und die Befriedigung eines Wunsches durch ein Verbrechen erkaufen wollte. Sie mußte ihrem Manne Alles gestehen, und den Sohn entfernen. — „Ach, der Mensch,“ schreibt mein edler Vater bei einer Begebenheit in seinem Leben, von der meine Mutter immer mit Thränen zu ihm sagte: du warst dennoch besser als ich dachte; worauf er immer antwortete: ich war schlimmer, als du glaubst, und als ich damals selbst glaubte — „Ach, der Mensch,“ schreibt er, „begeht oft wider Willen ein neues Verbrechen, nur um der Schamröthe über ein altes auszuweichen!“ Diese Schamröthe, dieses erniedrigende Geständniß ihrer Unvorsichtigkeit wollte Julie sich ersparen. Auf dem ganzen ziemlich weiten Wege nach dem Gute ihres Mannes sann sie auf Mittel, wie sie sich aus dieser beschämenden Lage gegen Vater und Sohn ziehen könnte, ohne bei einem von beiden zu verlieren. Sie hatte ihren Entschluß gefaßt; und nur der Umstand, daß der Stiefsohn bei ihrer Ankunft da war, hätte ihn beinahe zerstört.

Am folgenden Morgen schickte sie ihrem Stiefsohn einen Brief, den sie schon in der Residenz geschrieben, doch nicht an ihn abgeschickt hatte. Jetzt wagte sie es, weil sie vor dem Ausbruche seiner Leidenschaft zitterte, und weil der Gedanke, welche beschämende Rolle sie gegen ihren Mann spielen würde, sie heftig ergriff.

Ihr Kammermädchen lieferte den Brief rich-

tig in die Hände des jungen Menschen. Er enthielt ihre Rechtfertigung: ein Gewebe von Unwahrheiten, welche aber der Liebende durch seine hohe Meinung von ihrer heroischen Denkungsart wahrscheinlich finden sollte. Sie sagte: seine Verbindung mit ihr sey, bei dem Charakter und den Gesinnungen seines Vaters gegen ihn, unmöglich gewesen. „Und wäre sie zu Stande gekommen," fuhr sie fort, „so hätten Sie unfehlbar den unauslöschlichsten Haß Ihres Vaters zu erwarten gehabt. Mein Unglück konnte ich wählen, theurer Freund, und wählte es; aber nicht das größere Elend, auf Ihr Herz eine Schuld gewälzt zu haben, die früher oder später den Sohn gemartert hätte: eine Schuld, als deren Veranlassung ich mich ansehen mußte. So lange ich unverheirathet blieb, war Ihre Hand nicht frei, und der Sohn konnte sich mit dem Vater nicht versöhnen. Ich gab dem Vater meine Hand, um, wie ein guter Geist, zwischen sein und des Sohnes Herz zu treten, und, da ich selbst nicht glücklich seyn konnte, doch Glück zu geben, den Frieden zwischen zwei Menschen herzustellen, die geboren sind, einander zu lieben, und die es verdienen, sich gegenseitig zu achten. Die heißesten Thränen benetzen dieses Blatt, und sie werden nicht aufhören zu fließen. Ich war gerecht genug, mein Herz, mein Glück zu opfern; doch bin ich nicht groß genug, es,

wie Sie, ohne Thränen zu thun. Meine Thränen werden aber das Glück meines Lebens seyn, wenn sie den Vater mit dem edlen Sohne versöhnen, und wenn ich die einzige Trauernde in einer Familie bin, zu der ich nun durch den ehrwürdigsten Namen und durch den freien Entschluß meines Gewissens gehöre. Nie kann ich meine Handlung bereuen, auch wenn sie unnütz seyn sollte: aber in Ihrer Gewalt steht es, sie zu der Quelle meiner Zufriedenheit zu machen."

Waldeubruch las den Brief zu wiederholten Malen, und benetzte ihn mit heißen Thränen. Der Gedanke: „Julie seine Mutter," blieb ihm gräßlich; indeß bewunderte er doch den Edelmuth, der Julien zu ihrer Handlung bewogen hatte. Je erhabner er ihren Charakter fand, desto tiefer fühlte er, wie groß sein Verlust war. Was konnte er weniger thun, als ihre Großmuth nachahmen und sich geduldig in sein Schicksal finden! Er gieng jetzt mit einer erträglichen Fassung zu seinem Vater, und wollte der Stiefmutter seine Ehrerbietung bezeugen; seine Empfindungen waren aber zu stark: er verbeugte sich schweigend vor ihr, ohne ein Wort sagen zu können. Der Vater sah diese stumme Scene mit bitterm Verdrusse, weil er das Schweigen des Sohnes dem Widerwillen gegen die Stiefmutter zuschrieb. Sein Unwille nahm noch zu, als er sah, daß sein Sohn sich finsterer, unmuthiger, als je, in die

Einsamkeit verbarg, und es geflissentlich vermied, nur ein Wort mit seiner Stiefmutter zu reden. Julie konnte seinen Groll nicht vermindern, da er ihr aus Schonung sein Urtheil über das Betragen des Sohnes verschwieg.

Der junge Waldenbruch liebte seine Stiefmutter aufs neue, und um so heftiger, da er seine Leidenschaft unablässig bekämpfen mußte. Dieser stete Kampf in seinem Innern machte ihn noch finsterer, und, wie es schien, noch menschenfeindlicher. Er zog sich mehr als je in die tiefste Einsamkeit zurück; denn seine Qual wurde dadurch vergrößert, daß Julie ihn, wenn er in ihrer Gesellschaft war, mit freundlichen, gütigen, wehmühigen Blicken betrachtete. Wohl tausendmal überraschte ihn der Gedanke, sich seiner theuren, ach allzu theuren, Mutter zu Füssen zu werfen, ihre Kniee zu umfassen, und so zu sterben. Aber — sie war seines Vaters Gattin! Er floh mit neuer Liebe und neuen Qualen aus ihrer Gegenwart wieder in seine finstre Einsamkeit.

Endlich dachte er: soll ich vergehen in diesem fruchtlosen Kampfe? Er bat seinen Vater ehrfurchtsvoll um Erlaubniß, eine Reise machen zu dürfen. Der Vater sah ihn finster an, und sagte kalt: nein, du sollst bleiben! — „Vater, ich beschwöre Sie,“ bat der Sohn wehmüthig; „lassen Sie mich gehen!“ — Du bleibst! wiederholte der Vater befehlend,

und wendete ihm den Rücken zu. Waldenbruch verließ, nicht zürnend, nein traurig das Zimmer. „Nun denn,“ sagte er, als er allein war; „ich habe gethan, was ich mußte. Wenn diese tobende, gefährliche Leidenschaft meine Kräfte zerstört, wenn ich endlich erlige, wer ist dann Schuld?“ Mit dieser Vorstellung that der Jüngling einen fürchterlichen Schritt zu dem gräßlichsten Falle. Bitter lachend gieng er im Zimmer auf und nieder. Seine Phantasie hob sich zu goldenen Träumen; doch seine Seele versank zugleich in tiefen Schmerz über den Gedanken an das Verbrechen. „Bleiben!“ rief er; „bleiben! hier wo das Verbrechen in der schönsten Gestalt einer Heiligen, mit der Glorie der Seligkeit umgeben, vor dem schwächsten aller Herzen steht?“ So gieng er einige Tage, immer matter, immer schwächer kämpfend, umher. Er sah die Stiefmutter nicht; doch seine glühende Phantasie stellte sie mit feurigen Zügen des lieblichsten Reitzes vor seine Augen.

Sein Herz war vergiftet; doch ein Zufall rettete es. Um sich vor den Verführungen seiner aufgeregten Phantasie zu retten, fieng er mancherlei Arbeiten an, ohne bei einer bleiben zu können. Er riß ein Buch aus seinem Bücherschranke hervor, und schlug es auf, um laut zu lesen. Es war der Sophokles, den seine glückliche Hand ergriff. Er las die Worte des Oedip: „Apollo verkündigte mir, ich

würde meiner Mutter Bett besteigen, und meines Vaters Blut, ich selbst, vergießen!“ Das Buch fiel aus seiner zitternden Hand, und er starrte mit einem gräßlichen Blicke gen Himmel; es war ihm, als hätte eine donnernde Stimme die Worte vom Himmel herab in seine verzagende Seele gerufen. Er floh den schrecklichen Ort, und suchte das finsterste Dicksicht des Waldes auf; doch überall hörte er die entsetzlichen Worte: „ich werde meiner Mutter Bett besteigen, und meines Vaters Blut vergießen.“ Seine bebende Seele konnte diesen einfachen Worten nicht entgehen. Er war nicht gewohnt mit sich zu heucheln, und sahe schon vorher, auf welchem Wege er gieng; aber der Name Julie, den die Phantasie seiner Mutter gab, verbarg ihm die Schrecken des Verbrechens, das jetzt auf einmal in gräßlicher Nacktheit vor ihm stand.

Er erhob ich aus der Weichlichkeit seiner entnervenden Phantasie. Ein milder Thränenstrom lös'te die Verzweiflung, die starre Kälte in seiner Brust; es blieb nichts zurück als ein sanfter Schmerz und die Ruhe eines tugendhaften Entschlusses. Er gieng heiterer zurück, und las den ganzen Oedipus mit Schauder über die vergangene Stimmung seines Herzens. Heute warf er sich zum erstenmale mit der Empfindung eines Sohnes an seines Vaters Brust; und hätte dieser die Thränen des Sohnes verstanden, hätte er sie nicht für Unmuth über seine zwei=

te Heirath gehalten: Beide wären in dieser Minute auf immer versöhnt gewesen.

Was willst du? fragte der Vater rauh. „Ich will,“ antwortete der Sohn mit Innigkeit, „einmal an der Brust meines Vaters liegen.“ — Fürchtest du etwa, fragte der Vater spöttisch, daß meine Heirath dein Erbtheil verkleinern könnte? Geh; ich mag deine Schmeicheleien nicht. — Er wendete sich ab, und die Blüthe dieser heiligen Stunde vertrocknete, ohne Frucht gebracht zu haben. Der Sohn floh wieder in seine Einsamkeit.

Mit Julien stand es anders. Obgleich ihre Liebe für den Jüngling sehr lau war, so fühlte sie doch Mitleiden mit seinem Schmerze. Die Liebe zu ihr, die sie in seinen finstern Blicken las; die Thränen, die er heimlich vergoß; die tiefe Ehrerbietung, die er ihr erwies, und selbst der Kampf gegen sein Herz, dessen Stärke sie bemerkte, erweichte ihr Herz zu sehr für den Jüngling. Doch, ungeachtet ihres Mitleidens mit seinem Schmerze, ungeachtet des menschlichen Wunsches, daß er sie vergessen möchte, triumphirte ihre eitle Seele doch bei dem Gedanken, so innig, so treu geliebt zu werden. Anfangs wollte sie nichts, als ihn beruhigen, und wünsche nur, daß seine Liebe aufhören möchte; als sie aber seinen ewigen Gram sah, bereuete sie es, einem solchen Herzen nicht treuer gewesen zu seyn. Sie suchte ihm ihre Untreue dadurch zu ersetzen, daß sie ihn gegen

ihren Gatten vertheidigte; aber der Groll des Vaters war zu tief eingewurzelt, als daß sie ihn wegschaffen konnte. Du kennst ihn nicht, sagte er; glaub mir, du wirst ihn noch kennen lernen! Diese Härte gegen den edlen Sohn schien ihr, bei ihrer großen Theilnahme an ihm, so ungerecht, so grausam, daß er in ihrem Herzen über den Vater gewann. Sie wünschte den Unglücklichen zu trösten, und ihm das Unrecht, das sie ihm angethan hatte, das er von seinem Vater leiden mußte, zu ersetzen; aber es blieb ihr dazu nichts übrig, als sie selbst, und ihre Freundschaft.

Und warum, fragte sie, sollte ich ihm die versagen? Wird nicht meine Freundschaft vielleicht im Stande seyn, seine unglückliche Leidenschaft für mich zu endigen? So sprach sie lange, ohne daß sie es wagte, ihren Entschluß auszuführen; sie forschte indeß ohne Unterlaß nach seinem Zustande, belauerte seine geheimen Thränen, und fühlte erst jetzt, welch ein schwerer Schmerz ihn niederdrückte. Ihr Mitleiden wurde immer größer, ihr Wunsch, ihm das Leben zu versüßen, immer stärker, und die alte Liebe flammte wieder in ihrem Herzen auf.

Von Mitleiden, und von dieser geheimen Liebe, welche sie nur Freundschaft nannte, getrieben, näherte sie sich nach und nach dem Stiefsohne mit Blicken, aus denen die wehmüthigste Theilnahme an ihm sprach. Sie heftete oft ihre Augen auf ihn, und wendete

sie wieder ab, um nicht sehen zu lassen, daß sie voll Thränen standen. Der Ton, worin sie mit ihm sprach, war bebend, weich und äußerst gütig. Selbst in den Unterredungen, die sie in seiner Gegenwart mit ihrem Manne hatte, machte sie zuweilen sehr bedeutende Anspielungen auf ihr Herz, und auf das Schicksal ihres Sohnes. Waldenbruch war indeß zu sehr mit sich selbst beschäftigt, und zu entschlossen, sich von seiner verderblichen Leidenschaft zu heilen, als daß er diese Aeußerungen hätte merken können. Er sah in dem Betragen seiner Stiefmutter bloß gewöhnliche Güte, und Mitleiden. Nun glaubte er, ihr seinen Schmerz verbergen zu müssen, und stellte sich in ihrer Gegenwart heiterer als er war. Julie erklärte sich seine Heiterkeit aus der Hofnung, die ihm ihre theilnehmenden Blicke gegeben hätten, und fand sich auf einmal in einem Verständnisse mit dem Geliebten, wovon ihm gar nichts ahnete.

Als Julie die erste Schamröthe besiegt hatte: — was war da noch zu besiegen? Jetzt fühlte sie, daß sie dem Jünglinge mehr als Freundschaft, daß sie ihm Belohnung für seine zarte, verschwiegene, heiße Liebe schuldig wäre. Sie hatte ihm Hoffnung dazu gegeben, und mußte nun weiter gehen. Das wollte sie freilich nicht; aber sie fühlte nur allzu sehr, daß sie es bei der ersten Veranlassung dennoch thun würde. Sie verblendete ihr Auge gegen

die Folgen, gegen die Zukunft, beruhigte ihr Gewissen mit dem jetzigen Augenblicke, worin sie nichts Böses wollte, verhehlte sich selbst, wie weit ihr Weg sie führen könnte, und überließ sich ihrer Schwäche, auch wenn sie vor den Warnungen ihres Gewissens zitterte.

In diesem gefährlichen Zeitpunkte mußte der Drost auf einige Tage verreisen, und Julie war nun mit dem Geliebten allein. Sie kam bebend — nicht vor der Gefahr, sondern vor ihrem eigenen Gefühle — zu Tische, fand Waldenbruch nicht, und erfuhr, daß er auf die Jagd gegangen wäre. Für diese seine Schonung dankte sie ihm; doch schon am Abend wurde sie darüber empfindlich. Am folgenden Mittage ließ sie sich das Essen auf ihr Zimmer bringen, ohne mit sich eins zu seyn, ob sie dies, um den Jüngling zu bestrafen, oder ihre Pflicht zu erfüllen, thäte. Sie fragte, und Waldenbruch war wieder nicht zu Hause gewesen. Zweifelnd, unentschlossen, gieng sie am folgenden Morgen in den Garten, und kam dem Bosket, worin er sonst gewöhnlich war, immer näher. Sie scheuete sich hinein zu gehen; doch endlich betrat sie es zitternd und mit geheimen Vorwürfen. Waldenbruch, der sich mit seinen Blumen beschäftigte, erbleichte, als er Julien sah; schnell aber faßte er sich, und gieng heiter auf sie zu. Julie war bei dem Bewußtseyn ihrer Schuld in der größten, unruhigsten Verwirrung; sie erröthete und

erblaßte wechselsweise. Diese Verwirrung erregte Waldenbruchs Mitleiden; er schrieb sie der Verlegenheit zu, worin sie durch ihr Alleinseyn mit ihm gerathen wäre. Um sie mit einem Male zu überzeugen, daß sie nichts von seiner Leidenschaft zu befürchten habe, führte er sie mit der ruhigsten Heiterkeit, die er erzwingen konnte, in eine Laube zum Sitzen.

Julie hielt seine Heiterkeit für Hoffnung auf ihre Liebe, für Bekanntschaft mit dem, was in ihrem Inneren vorgieng, und wurde dadurch noch verwirrter. Sie fühlte die nahe Gefahr, worin sie sich durch ihre Schuld befand. Dieses Gefühl preßte ihr Seufzer aus, und sie erblaßte mit allen Zeichen der äußersten Unruhe. Waldenbruch, der bisher die Augen niedergeschlagen hatte, blickte jetzt auf, und sah die Blässe des schönen Gesichtes, das Beben des ganzen Körpers. „Julie!“ rief er, sich vergessend, und breitete die Arme aus, die Ohnmächtige aufzufangen. Betäubt durch ihre Schuld, verwirrt durch ihre Liebe, bestürzt durch seine Bewegung, die sie für eine Umarmung hielt, ohne Hoffnung sich noch retten zu können, sank Julie in seine Arme, an seine Brust, und verrieth ihre Schuld durch den Ausruf: ja, du ewig Geliebter! Waldenbruch verstand die undeutlich gesprochnen Worte nicht, und sagte bebend: Sie sind außer sich.

Es rollten Thränen über Juliens Wangen; sie verbarg die nassen Augen an seiner

Brust, und war in der schrecklichsten Angst. Waldenbruch schwieg; er wußte nicht, was diese unbegreifliche Scene zu bedeuten hätte, und hoffte, daß Julie sich darüber erklären würde. Ein Geräusch, das ein kommender Tagelöhner machte, endete diesen ängstlichen Augenblick. Waldenbruch führte die Bebende nach dem Wohnhause, und sie gieng auf ihr Zimmer.

Als Julie allein und wieder zu sich selbst gekommen war, gieng sie in Gedanken den ganzen Auftritt durch. Sie erinnerte sich an nichts genau, als daß sie die gewaltsamsten Empfindungen gehabt, und daß Waldenbruch sie in seine Arme geschlossen, sie an seine Brust gedrückt, und sie Julie genannt hatte. Auch ihren Ausruf: „ja, du ewig Geliebter!“ wußte sie noch; doch mehr durchaus nicht. — Beide hatten nichts weiter gesagt, als einzelne Worte; Julien dünkte es aber anders: es schien ihr, als wisse Waldenbruch jetzt alles, als sey das Einverständniß, die Verrätherei unter ihnen beschlossen. Die Reue fiel noch einmal an ihr Herz; nach einer solchen Stunde konnte sie aber unmöglich zurückgehen.

Waldenbruch war über Juliens bleiche Farbe, ihr Zittern und ihre halbe Ohnmacht in Unruhe; indeß gieng er aus Mißtrauen in seine Schwäche auch diesen Mittag wieder nicht zu Tische, und Julie freuete sich über diese Behutsamkeit. Nach dem Essen glaubte er, sie auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange zu sehen, und

wollte sich da überzeugen, ob der Anfall von Krankheit auch nicht gefährlich sey. Sie kam nicht. Nun gieng er in das Haus zurück, begegnete auf der Treppe ihrer Jungfer, und erkundigte sich nach dem Befinden seiner Mutter. Das Mädchen sagte mit bedenklichem Kopfschütteln: ich fürchte, die gnädige Frau ist sehr krank, und doch will sie allein seyn.

Waldenbruch mußte an Juliens Thür vorüber. Er pochte, mit dem Gedanken an ihre Krankheit beschäftigt, leise an, und trat, als sie leise: herein! rief, in das Zimmer, dessen Vorhänge niedergelassen waren. Julie blickte auf, erröthete, und winkte ihm, leise zu gehen. Er sah ihre blasse Farbe, wollte seine Besorgniß für ihre Gesundheit äußern, und sagte ängstlich, mit einem leichten Zittern: „Sie haben Ihr Mädchen weggeschickt; es begegnete mir auf der Treppe. Hier in diesem Flügel sind Sie ganz allein!“ — Julie verstand sein Zittern, seine Aengstlichkeit, seine Bemerkung über das Wegschicken ihres Mädchens unrecht, und legte, ohne zu antworten, das Gesicht auf das Polster des Sofas. Darüber wurde Waldenbruch noch besorgter; er beugte sich zu ihr nieder, und bemerkte die brennende Röthe ihrer Wangen, das Zittern ihres Körpers. „O, meine Theuerste,“ sagte er ängstlich; „ich beschwöre Sie . . .“ — In diesem Augenblicke richtete Julie sich auf, umschlang ihn mit beiden Armen, drückte die brennenden

Lippen auf seinen Mund, und rief schluchzend: ja, ja, ich bin dein! Ich verrathe meinen Mann um deinetwillen! Waldenbruch fuhr, wie von einem Blitze getroffen, zurück. Jetzt war ihm alles deutlich. Starr, außer sich, blieb er stehen. Dann näherte er sich Julien in der fürchterlichsten Angst, ohne zu wissen, warum; und knieete vor ihr nieder, um ihr auf ewig Lebewohl zu sagen. Julie warf zum zweiten Male ihre Arme um ihn, als wollte sie ihn aufheben. Jetzt riß er sich gewaltsam los, und rief in einem gräßlichen Tone: „Mutter! was wollen Sie?“ Das Wort: Mutter! ergriff Juliens Herz, wie die kalte Hand des Todes. Jetzt wußte sie auf einmal, wie sehr sie sich geirrt hatte. Sie bedeckte das dunkelroth flammende Gesicht mit beiden Händen, und taumelte auf den Sofa zurück.

Waldenbruch fühlte das edelste Mitleiden. Er knieete aufs neue nieder, und sagte zärtlich: „theuerste Mutter, ich beschwöre Sie, fassen Sie Muth! Dieser schwache Augenblick . . .“ — . . . ein Leben voll Tugend wird ihn verlöschen, wollte er sagen. Julie hörte aber nichts als die Worte: schwacher Augenblick. Sie riß sich auf, schleuderte einen Blick der heftigsten Wuth auf ihn, und rief: Bösewicht! Teufel! jetzt kenne ich dich. Du warst mein Verführer, daß du mich verderben könntest! Dieser schwache Augenblick ist das Werk deiner Bosheit. Du triumphirest, Elender; aber noch

hast du nicht gesiegt. Fort, du gleißender Teufel! fort aus meinen Augen!

Bei dem bisher so festen Glauben an seine Liebe, bei der Erinnerung, daß er diesen Morgen mit dem Ausruf: Julie! und mit ausgebreiteten Armen auf sie zugeflogen war, bei seinem Eindrängen in ihr Zimmer, da er wußte, daß sie ihr Mädchen weggeschickt hatte — bei dem allen mußte Julie auf den Verdacht gerathen, daß Waldenbruch ihrer Schwäche gespottet hätte, und ihr Zorn kannte daher keine Gränzen. Ja, Bösewicht, rief sie: ja, ich liebte dich; aber jetzt hasse ich dich, und werde dich verderben. Nein, ich habe dich nie geliebt, elender Thor! Fort aus meinen Augen!

Waldenbruch blickte nur zuweilen mit Schauder auf die flammenden Augen, die blauen zitternden Lippen der wüthenden Frau. „Können Sie mich hören?“ fragte er endlich kalt. Diese Kälte, und ein Blick, worin sich doch ein Zug von Verachtung zeigte, brachte sie noch mehr auf. Bösewicht, rief sie; gesteh, daß du mich verführen wolltest! gesteh, daß du mich liebtest! — „Ja, ich liebte Sie,“ sagte er noch kälter; „aber, gnädige Frau, zwingen Sie mich nicht, daß ich Sie verachten muß. Ja, ich liebte Sie; doch meinen Vater verrathen, das konnte ich nicht.“ (Er erröthete; denn er dachte an die Gefahr, aus der ihn nur Sophokles gerettet hatte.)

Dieser Vorwurf — Waldenbruch fühlte in

der Betäubung des Augenblickes nicht, wie ungroßmüthig er war — zerriß aufs neue Juliens Seele. Sie faßte ein Messer, und rief: fort! fort! oder ich rufe das ganze Haus zusammen! In diesem Augenblicke trat der Drost in das Zimmer. O Gott! rief Julie mit Schrecken, und stand ohne Bewegung da. Der Drost sprang auf sie zu, nahm sie in seine Arme, und fragte, mit einem zornigen Blicke auf seinen Sohn: was ist dir?

Sie lehnte sich matt und schluchzend an seine Brust, und konnte nicht antworten. Wirst du reden? fragte der Drost den Sohn. Als auch der schwieg, sagte Julie schnell, und mit gerunzelter Stirn: du hattest Recht. Es ist ein Bösewicht! Er drängt sich heute in mein Zimmer, mißversteht die Güte, mit der ich ihn behandelt habe, und . . . Ich zittre, es dir zu sagen. Der Drost riß den Degen aus der Scheide, sprang auf seinen Sohn zu, und rief: das ist dein letztes Verbrechen, du Unmensch! Der Sohn entwaffnete ihn, und sagte kalt: einen Mord sollen Sie nicht begehen! Er blickte Julien verachtend an, warf ihr seines Vaters Degen vor die Füße, und verließ das Zimmer. Der Drost ergriff den Degen, und wollte ihm nacheilen; Julie hielt ihn aber auf, und bat ihn mit Thränen, mit Zittern, sie erst zu hören. Er mußte bleiben, weil sie seine Kniee umfaßt hielt. Sie sagte nun in den sanftesten Ausdrücken, daß sie mehr aus des

Sohnes unverschämten Blicken als aus seinen Handlungen seine Absicht geahnet habe, und es gelang ihr, den Zorn ihres Mannes zu besänftigen. Sie zitterte vor einer Erklärung zwischen Sohn und Vater, da der erstere noch Billette und einen Brief von ihr in Händen hatte. Daher beredete sie ihren Gatten, seinen Sohn nur, ohne ihn noch zu sprechen, auf das Vorwerk in unserm Dorfe zu schicken.

Der Kammerdiener erhielt den Auftrag, ihm den Befehl zu bringen, daß er sogleich nach dem Vorwerke abreisen, und es nicht wagen sollte, seinem Vater wieder vor die Augen zu kommen, oder an ihn zu schreiben. Waldenbruch merkte, wovor Julie sich fürchtete. Er siegelte ihren Brief mit allen ihren Billetten ein, und schrieb dabei: „fürchten Sie nichts, Madame. Hier ist das, wovor Sie zittern. Ich wünschte, Sie zitterten mehr vor Ihrem Herzen, als vor diesen Papieren.“ Noch in derselben Stunde reiste er nach dem Vorwerke ab, und ihm folgte das Gerücht, er habe gegen seinen Vater den Degen gezogen, und seine Stiefmutter verführen wollen.

Waldenbruch sah, daß alle Menschen ihn mit Abscheu betrachteten, und floh sie. Er wurde immer finsterer, immer menschenfeindlicher, und gefühllos gegen Liebe und Haß. Sein Vater enterbte ihn, ohne daß Julie es zu hindern suchte. Er schwieg dazu, und lächelte von jetzt an über alle Freude und allen Schmerz

des Menschen. Der Drost gab seinem Sohne das Vorwerk zurück; der Verwalter und alle Knechte wollten aber durchaus nur unter dem Befehle des ersteren stehen. Waldenbruch sagte den Leuten mit einem ruhigen Lächeln: sie möchten sich deshalb an seinen Vater wenden. Nun lebte er in unserm Dorfe, und brachte seine Zeit größten Theils in dem Fichtenwäldchen zu. Er zog da das dichteste Buschwerk an, und ließ sich mitten darin ein Häuschen bauen. Ueber der Thür hieng eine Tafel mit der Inschrift aus der Antigone: „Vieles ist furchtbar; doch nichts ist furchtbarer als der Mensch!“ Nur selten kam er aus seinem Bezirk, und noch seltener sprach er mit jemand; Künste, Wissenschaften und Gartenbau waren seine einzige Beschäftigung. Sein Herz würde in dieser finstern Einsamkeit vertrocknet seyn, wenn nicht der Himmel ihm den Engel zugesandt hätte, der es wieder erquicken und mit der Menschheit versöhnen sollte.

Suschen.

Waldenbruch war bei seiner Ankunft in unserm Dorfe das einzige Gespräch aller Menschen. „Hm!“ sagte mein Vater; „der rothe Kopf macht es nicht aus.“ — Das sage

ich nicht, erwiederte der Wachtmeister; denn sonst hätte er die Unthat mit auf die Welt gebracht, und da wäre ja ein Vatermörder so gut, wie ein gehorsamer Sohn. Aber ein Zeichen, sage ich, hat ein solcher Mensch an sich: einen Tigerblick, ein Auge voll Blut. Schreiben doch Menschen an die Arsenikbüchsen mit großen Buchstaben: Gift; und Gott sollte das vergessen haben?

„Das ist ein Anders. Hinterher, nach dem Verbrechen, drückt der Teufel seine Signatur auf so ein Gesicht, daß ein jeder sehen kann, weß Geistes Kind ein solcher Mensch ist, so wie sie in Algier den Sklaven einen Anker auf die Hand brennen.

Das thun die Christen auch.

„So vergebe es ihnen Gott; denn es ist unchristlich, einem Menschen ein Zeichen aufzubrennen.“

Das sind nur die Galeerensklaven, Bruder Christian.

„Einerlei, Jakob, einerlei! Gott allein weiß, ob ein Mensch, so lange er lebt, ein Galeerenherz haben wird. Bruder, ich habe all' mein Tage geschaudert, wenn ich von Brandmarken hörte; denn heißt das nicht, einem Menschen die Thür zur Besserung auf ewig zuschließen? Wenn er auch Lust hätte, einmal eine edle Handlung zu thun, woher soll er den Muth dazu nehmen? Das Brandmahl auf der Stirn sagt ja zu jedermann: es ist ein Bösewicht.

Sieh, selbst Gott hat dem Bösewicht keins aufgedrückt. Weswegen nicht? Weil auch der schlechteste Mensch noch Hoffnung haben soll, sich zu bessern. Und darum sind alle die Zeichen, von denen du sagtest, so ungewiß."

Du solltest des Drosten Sohn nur sehen, Christian! Er hat das Zeichen Kains auf der Stirn. — Nun verloren sich Beide in eine theologische Untersuchung über das Zeichen, das der Herr dem ersten Brudermörder gemacht habe. Mein Oheim war für Buchstaben an der Stirn, um noch nebenher seines Bruders Tadel des Brandmarkens zu widerlegen; mein Vater aber hielt das Zeichen, mit dem heiligen Hieronymus, für ein Zittern der Glieder.

Suschen hörte das alles, und wurde neugierig, das Zeichen Kains selbst zu sehen. Sie gieng sogleich mit ihrer Arbeit durch den Garten um das Dorf hin, auf das dunkle Fichtenwäldchen zu, und setzte sich in das Gesträuch am Gehege, so daß sie gänzlich verborgen war, doch ganz dicht an der Landstraße, um auf allen Fall sogleich in Sicherheit kommen zu können. Waldenbruch zeigte sich nicht; dafür hörte Suschen aber ein sanftes Adagio auf der Flöte blasen, dessen langsame Trauertöne rührend in ihre Seele drangen. Die Töne kamen nach und nach so nahe, daß sie entdeckt zu werden fürchtete, und aus den Zweigen, die sie fassen konnte, eine Decke vor sich her zusammenbog.

Jetzt aber hörte sie am Rande des Gebüsches, nahe bei sich, das Weinen eines Kindes, und eine weibliche Stimme, die in den Accenten des Jammers ausrief: barmherziger Gott, du hörest ja das Geschrei der jungen Raben; ach, höre doch auch das Wimmern dieses armen Geschöpfes! Die Flöte schwieg. Suschen hörte Fußtritte, bog sehr vorsichtig ein Paar Zweige aus einander, und sah den Vatermörder, der wohl rothes Haar, aber kein Zeichen auf der Stirn hatte. Er stand mit seiner Flöte vor dem Kinde, das auf dem Rasen lag, betrachtete es mitleidig, und fragte nun die Frau mit einer schönen, sanften Stimme: „warum weint das Kind?“ Schluchzend antwortete die Frau: das Würmchen hungert. Wir haben seit gestern Mittag nichts gegessen. „Guter Gott!“ rief Waldenbruch; „seit gestern Mittag! . . . Warte Sie hier auf mich.“ Er eilte zurück, und nach einigen Minuten war er mit einem Glase Milch, Obst, Semmel und Brot wieder da. Das Kind streckte die Aermchen verlangend nach dem Essen aus, und die Frau gab ihm. „Gute Frau,“ sagte Waldenbruch; „esse auch Sie. Ich will dem Kinde geben.“ Er setzte sich auf den Rasen, tunkte Semmel in Milch, und gab sie dem Kinde zu essen. Dabei streichelte er mitleidig die Wangen des kleinen Geschöpfes, und als es ihn lächelnd ansah, drückte er es mit Liebe an sich, und küßte es.

„Wer ist Sie denn?“ fragte er nun die Frau, die mit großer Begierde aß. „Ist Sie die Mutter des Kindes? Wo gehört Sie denn zu Hause?“

Das arme verlassene Würmchen, antwortete die Frau, ist nicht mein. Auch kenne ich seine Eltern nicht. Ich habe ein Attestat darüber von dem Feldprediger. Sehen Sie, lieber Herr, ich bin eine arme Soldatenfrau, hinter Berlin her. Großer Gott, was einem in der Welt alles begegnen kann! Mein Mann stand in Böhmen bei dem Prinzen Heinrich. Er war nun drei Jahre fort. Ich wollte ihn gern einmal wiedersehen; denn ich hatte ihn so herzlich lieb. Da brachte ich meine beiden Kinderchen zu der Großmutter, verkaufte ein unnöthiges Stück Zeug, um ihm doch etwas mitbringen zu können, und machte mich auf den Weg. Gerade als ich kam, hatte er fortgemußt. Sie sollten die Oestreicher aus einem Dorfe vertreiben. Das war gelungen. Ich laufe denn, sobald alles vorbei ist, hinüber, und — die Frau konnte vor Weinen kaum fortfahren — und als ich zu ihm komme, ringt er schon mit dem Tode. Er sah mich noch, gab mir die Hand, sagte: Hannchen, unsre Kinder! und war in einigen Augenblicken verschieden. Ach, ich dachte, lieber Herr, ich würde ihn nicht überleben: so erschrak ich. In dem Hause, wo er starb, lag auch eine Soldatenfrau von den Oestreichern auf den Tod. Sie

starb nach ein Paar Tagen, und hinterließ dies Kind. Lieber Gott, da war keine Seele, die sich des armen Würmchens angenommen hätte. Die Einwohner waren fort; denn das Dorf war abgebrannt. Als unsre Leute nun abmarschiren wollten — so lange hatte ich das Kind gefüttert —, da bat ich, sie möchten sich des Würmchens doch annehmen. Was sollen wir damit? sagten sie. Freilich wohl! Aber verhungern konnte es doch nicht. Da entschloß ich mich, es mitzunehmen. Ich mußte nun wieder nach Hause. Auch unterweges wollte sich kein Mensch des Würmchens erbarmen. Ich wurde krank, wie Sie mir das auch wohl ansehen werden. Alles, was ich hatte, gieng darauf. Ich verkaufte von meiner Kleidung, was ich nur missen konnte; doch bald hatte ich nichts mehr! . . . Wäre ich nur erst mit dem Kinde zu Hause, da sollte es wohl gehen; ich kann arbeiten. Annehmen muß ich mich des Kindes; es hat ja keinen auf der Welt, als mich. Bei diesen Worten nahm sie das Kind auf, drückte es an ihre Brust, benetzte es mit Thränen, und rief: o, wenn ich nur erst für dich arbeiten könnte! Aber betteln? . . . Die Menschen sind so hart! — Es kostete Suschen große Mühe, sich nicht durch ihr Schluchzen zu verrathen.

„Armes Geschöpf!“ sagte Waldenbruch, und nahm das Kind von der Brust der wohlthätigen Frau an die seinige. „Armes, und

doch glückliches Geschöpf! du verlorest deine Eltern, fandest aber eine Mutter wieder, ein Herz, das dich liebt, ein Auge, das Thränen über dein Schicksal weint. Nein, verlassen sollst du nicht seyn.“ Er zog seine Schreibtafel aus der Tasche, merkte sich den Namen der edlen Frau und ihren Wohnort an, gab ihr eine Summe Geldes, und versprach, ihr alle Jahre eben so viel zu schicken. Nein, das ist zu viel, lieber Herr! sagte die Frau; da wäre ich ja reich! „Gute Seele!“ erwiederte Waldenbruch mit bebender Stimme; „du hast nichts als dein Herz, das freilich mehr ist als ein Thron, und nahmst dich des verlassenen Kindes an. Wären es auch die letzten Goldstükke, die ich hätte, du solltest sie dennoch haben. Geh, edelmüthige Seele; du führst mich sonst in Versuchung, dir das Kind zu nehmen.“ Bei diesen Worten ergriff die Frau sehr rasch das Kind, nahm Abschied von Waldenbruch, und gieng ihres Weges. Er sah ihr lange nach. „Ach,“ sagte er: „diese armen Kinder des Elendes! . . . Arm? Guter Gott! das verlassene Kind fand ein Herz, das sich seiner mit Liebe annahm. O, mit Freuden gäbe ich alles Gold der Erde für ein Herz voll Liebe, für ein Auge voll mitleidiger Thränen! Ich Unglücklicher! ich finde es nicht!“

Nachsinnend, den Kopf auf die Brust hängend, gieng er wieder in das Gebüsch. Suschen stand auf, sprang über den Graben auf

die Landstraße, blickte dann mitleidig zurück, und sagte leise vor sich: sähe er doch die Thränen in meinen Augen, vielleicht hätte er dann eine frohe Stunde!

Sie konnte das, was sie gesehen und gehört hatte, nicht mit dem Namen Taugenichts, den Waldenbruch von jedem bekam, zusammenreimen. Und sein Gesicht, woran das Zeichen Kains seyn sollte? Sie hatte nie ein schöneres gesehen, als dieses mit den blassen Wangen und den großen blauen Augen, in denen ein Paar Thränen hiengen. So oft jetzt sein Name genannt wurde, dachte sie wieder an seine Unterredung mit der edlen Soldatenfrau, und an seine letzten Worte: „o, mit Freuden gäbe ich alles Gold der Erde für ein Auge voll mitleidiger Thränen!“ und immer wünschte sie aufs neue: hätte er doch mein Auge voll Thränen gesehen!

Der Geburtstag.

Alle Geburtstage in meiner Familie wurden, so lange ich mich erinnern kann, mit Feierlichkeit begangen, zum Theil wohl mit darum, weil es meinem Vater oft an Stoff zu seinem Tagebuche fehlte. — „Ich sollte Gott dafür danken, daß ich nichts zu schreiben weiß,“ sagte er, die Mütze abnehmend. „Ja, ich wünsch-

te, es gäbe in keinem Menschenleben mehr Elend, als in diesen Blättern, und es wüßte kein Mensch etwas von Noth zu sagen, die Zeitungsschreiber so wenig, wie jeder Andre! Indeß freue ich mich, daß jeder von uns seinen Geburtstag hat; an einem solchen Tage, Bruder, giebt es immer etwas zu schreiben." Die Geburtstagfeste ließ mein Vater sich also nicht nehmen; und je feierlicher sie begangen wurden, desto lieber war es ihm. Suschen war auch deshalb mit sein Liebling, weil sie ein ganz eigenes Talent hatte, jeden von unsrer Familie bei dieser Gelegenheit mit etwas Neuem und Angenehmen zu überraschen. Wenn mein Vater sie auch hätte vergessen können, so würde ihn doch jeder Geburtstag an sie erinnert haben. Er sagte nach ihrer Abreise immer: „es kommt mir jetzt vor, als wären wir Alle nur halb geboren; so kläglich geht es bei uns an den Geburtstagen her!" Doch eben eine solche Feier machte Suschens Unglück.

Der Geburtstag des Wachtmeisters fiel in den Mai, den Aurikel-Monat. Ich hatte dazu ein neues Kleid bekommen, und sollte Verse hersagen, die mein Vater gemacht und wobei er zu seinem großen Verdrusse bemerkt hatte, daß weder auf Blumen, noch auf Aurikeln, Levkojen und Primeln, wie überhaupt fast auf keine Benennung einer Blume, ein Reim zu finden ist. Die Anstalt meiner Mutter war auch diesmal, trotz dem Spotte meines Va-

ters, ein Kuchen mit dem Namen und dem Alter des Wachtmeisters, in Zuckerkörnern ausgelegt. „Ich kann hundert Jahr alt werden,“ sagte mein Vater, „ja so alt wie Methusalah; und du hast keinen andern Einfall als deinen Kuchen.“ Gott lasse ihn dir gedeihen, wenn du hundert Jahr alt bist! erwiederte meine Mutter mit sanfter Gutherzigkeit. Und sollte ich in die Küche kriechen, so müßte ich ihn dir selbst backen. — „Herzensgute Frau!“ sagte mein Vater dann gerührt und zärtlich.

Für diesen Geburtstag nun war bei uns alles in Bereitschaft; Suschen aber gieng noch immer nachsinnend umher. Mein Vater sagte triumphirend: „ihr sollt sehen, das Mädchen sticht uns Alle wieder aus.“ Wirklich war es Suschens Absicht, ihren Vater mit einer großen Freude zu überraschen, mit einer Aurikel, welche Ipsilanti heißt. Standen wir an seinem Blumen-Amphitheater, und bewunderten seine Herrlichkeit; dann sagte er traurig: o, ein Ipsilanti! ein Ipsilanti! Das hier ist alles nichts! Der junge Waldenbruch hat diese Blume; wie ist sie aber von dem neidischen, boshaften Menschen zu bekommen? — Suschen dachte an Waldenbruchs Thränen bei dem Auftritte mit der armen Soldatenfrau, und machte allerlei Plane, die sich nicht ausführen ließen. Darüber kam der Geburtstag immer näher. Nachdem sie acht Tage lang um das Fichtenwäldchen her geschlichen war,

ohne je den Bewohner desselben zu sehen, sprang sie endlich über den Graben, kroch unter dem Gehege durch, und gieng furchtsam auf dem ersten breiten Pfade, den sie antraf, weiter. Der Weg führte sie durch Krümmungen bald in finstres Dickicht, bald zu lichten Rasenstücken, bald an blühendem jungen Gesträuche hin, und endlich zu einem kleinen, von zwei Thränenweiden beschatteten Hügel. Auf diesem wurde ein steinerner Aschenkrug von einem sehr einfachen Postumente getragen, woran die Worte standen: „Hier wird ein Unglücklicher schlummern, der, verkannt, verstossen, gehaßt von allen Menschen, auf der Erde ein treues Herz vergebens suchte, ob er gleich ein Herz voll Liebe in einer Brust voll Leiden trug.“

Suschen wurde von diesen Worten tief erschüttert. Sie setzte sich auf den Hügel, verglich Waldenbruchs Betragen gegen die Soldatenfrau mit der Inschrift, und war überzeugt, daß er kein Bösewicht seyn könne. Ihre rasche Phantasie und ihr zartes Gefühl, das sie von Jugend auf gehabt hatte, zeigten ihr Schicksale, die einen Menschen wohl bewegen könnten, in finstrer Einsamkeit, von der ganzen Welt getrennt, zu leben. „O, wie unglücklich muß er gewesen seyn!“ dachte sie, und heftete ihre Augen auf die Inschrift. Wie müssen ihn die Menschen betrogen haben, daß er diese Worte schreiben konnte!“ Sie legte die Stirn trauernd und voll Mitleiden an den kleinen Aschen-

krug, umfaßte ihn mit einem Arm, und saß so einige schwermüthige Minuten.

Waldenbruch stand in diesem Augenblicke nur fünf Schritte weit von ihr, und betrachtete sie mit Verwunderung. Sie war ganz nahe an einem Gebüsche weggegangen, worin er gerade saß. Von der seltenen Erscheinung eines Menschen in seinem so gefürchteten Wäldchen überrascht, folgte er ihr hinter dem Gebüsche weg auf dem weichen Rasen, so daß sie ihn weder sehen, noch hören konnte. Er sah die schöne schlanke Gestalt des Mädchens, das liebliche Profil voll Unschuld, die bessere städtische Kleidung; und an dem Hügel, wo sie unentschlossen, überlegend stand, auch das ganze heitre, ruhige, schöne Gesicht.

Suschen schien erst beide Wege zu vergleichen; dann gieng sie zu der Urne, lehnte sich daran, und seufzte. Als sie sich wieder aufrichtete, sah er, daß Thränen aus den schönen blauen Augen über die blühenden Wangen rollten. Sie trocknete das Auge, und sein Herz schlug heftig, als er sie flistern hörte: nein, er ist nur unglücklich; kein Bösewicht! Von allen Menschen gehaßt! Nein, ich hasse ihn nicht!

Waldenbruch trat jetzt hervor, und sagte mit froher Rührung: „nein, ein Bösewicht bin ich nicht!

Suschen sprang erschrocken auf, und wollte davon. Er faßte aber ihre Hand, und sagte wehmüthig: „so hassest du mich doch?

. . . Halten will ich Sie nicht, mein Kind," setzte er kälter hinzu, als Suschen ihre Hand losmachen wollte. „Aber wer sind Sie, liebes Mädchen?"

Suschen antwortete etwas scheu: ich bin die Tochter des Wachtmeisters Engelmann hier im Dorfe.

„Und wie kommen Sie hieher, liebes Kind?"

Der gütige Ton, worin er mit ihr sprach, machte ihr Muth. Ich hatte, erwiederte sie erröthend, eine Bitte an Sie.

„Kennen Sie mich denn?" fragte er neugierig. „Aber welche Bitte, meine Liebe?"

Meines Vaters Geburtstag ist in einigen Tagen; ich wollte ihm eine Freude machen. Er ist ein so großer Blumenfreund. Sie haben eine Aurikel, Herr von Waldenbruch, Ipsilanti.

„Und die wollten Sie Ihrem Vater schenken?"

Nein; nur eine junge jährige Nebenpflanze wünschte ich mir.

„Nicht doch!" sagte er heiter; „Sie sollen die haben, die am schönsten blühet. Wollen Sie mit mir in den Garten gehen?"

Jetzt sah Suschen auf einmal eine Schwierigkeit, an die sie vorher nicht gedacht hatte. Wenn ihr Vater erführe, daß sie bei Waldenbruch gewesen wäre, (und erfahren mußte er es doch): was würde er dann sagen! Wal-

denbruch bemerkte ihre Verlegenheit, und fragte: „oder soll ich sie Ihnen hieher holen?“ Suschen antwortete unbedachtsam: mein Vater merkte es doch. Waldenbruch erwiederte lächelnd: „Sie möchten die Blume gern haben, nur nicht von mir.“ Suschen erröthete. „Wie fangen wir das an?“ fuhr er ruhig fort. „Hören Sie, liebes Kind, wen von den Leuten auf dem Vorwerke kennen Sie am besten? Etwa den Verwalter?“ (Suschen bejahete.) „Nun; dem will ich die Blume geben. Er weiß sie nicht zu schätzen. Morgen um drei Uhr seyn Sie bei seiner Tochter. Dann bringe ich die Blume. Es kostet Ihnen nur ein freundliches Wort, und er giebt sie Ihnen.“

Suschen fand diesen Plan vortrefflich. Jetzt aber fieng Waldenbruch eine Untersuchung mit ihr an, wie sie es habe wagen können, zu ihm zu gehen. Sie erröthete, und wollte nicht mit der Sprache heraus; er war aber so gütig, so vertraulich gegen sie, daß sie ihm endlich gestand, sie sey Zeuge seiner Wohlthätigkeit gegen die Soldatenfrau und gegen das Kind gewesen. Und seit dem Augenblicke, setzte sie hinzu, denke ich so gut von Ihnen. Ich glaube nicht, was man . . . — „von mir sagt?“ vollendete Waldenbruch. „Nein, liebes Kind,“ fuhr er fort; „ich bin kein böser Mensch. Haben Sie Dank für Ihr Vertrauen zu mir; Sie haben mir dadurch eine sehr frohe Stunde gemacht. Hätten Sie doch mehr

von mir zu fodern, als diese Blume; mit Freuden würde ich es Ihnen geben! Aber jetzt müssen Sie doch mein Wäldchen sehen.“ Er führte Suschen nun in den schönen schattigen Gängen umher, und endlich nach seinem kleinen Hause. Suschen, mit ihrem Herzen voll zutraulicher Unschuld, (man hatte nie Ursache gehabt, sie vor den Menschen zu warnen) trat mit ihm hinein. Er zeigte ihr Gemälde, Kupferstiche, ließ sie seine optischen Instrumente sehen, spielte ihr auf dem Flügel vor, kurz, unterhielt sie so angenehm, daß sie vergaß, wie lange sie schon bei ihm war, und daß er selbst sie an das Weggehen erinnern mußte.

Als er sie an den Ausgang des Wäldchens begleitet hatte, ergriff er ihre Hand, und fragte bewegt: „also Sie hassen mich nicht, Suschen?“ Wie könnte ich Sie hassen! erwiederte sie mit einem seelenvollen Lächeln. Sie sind ja so gütig gegen mich gewesen. Wenn Sie nur wüßten, wie dankbar ich bin! — „Nun denn, so darf ich hoffen, Sie wieder zu sehen. Alle Menschen haben mich verlassen. Sie, Suschen, Sie werden das nicht thun; Sie werden nicht vergessen, daß ich hier ganz allein, ohne alle menschliche Gesellschaft lebe.“ — O gewiß nicht, sagte sie versichernd.

Suschen nahm sich vor, den guten, unglücklichen Mann bisweilen zu besuchen; denn ihr Herz war in diesem Augenblicke voll des arglosesten Vertrauens zu ihm. Aber schon

am folgenden Morgen dachte sie traurig daran, daß sie etwas versprochen hatte, was sie nicht würde halten können. Die Blume kam übrigens noch heute auf eine sehr natürliche Weise in ihre Hände. Sie war bei dem Verwalter. Nach einiger Zeit trat Waldenbruch, der schon am Morgen mit dem Manne gesprochen hatte, in das Zimmer, setzte den Blumentopf auf den Tisch, und sagte; „hier ist sie. Ich mag sie nicht länger.“ Als er nach wenigen Minuten wieder weggegangen war, besah Suschen die Blume, bat den Verwalter, sie ihr zu geben, schenkte seiner Tochter eine Kleinigkeit dafür, und brachte ihre kostbare Beute zu Hause.

Als mein Oheim an seinem Geburtstage zu uns kam, stand die Blume, deren Werth nur Suschen kannte, auf dem Tische. Ich trat auf ihn zu, um meine Rede zu halten. Die ersten Verse hörte er auch an; da aber erblickte er die Aurikel, und seine Augen funkelten. „Was? in aller Welt!“ rief er; „was ist das? Halt das Maul, Junge! Woher? Ypsilanti!“ — Ich fuhr verlegen fort; der Oheim hatte aber keine Ohren mehr. Zu meiner großen Beschämung mußte ich aufhören, und Suschen erzählte nun, wie sie die Blume bekommen hätte.

Mein Vater, der über mein Unglück nicht weniger verlegen war, als ich selbst, sah mich während der ganzen Zeit lächelnd an; und so

wie das erste Entzücken des Wachtmeisters sich gelegt hatte, sagte er: der arme Junge! Bruder höre ihn doch! Mein Oheim nahm den Blumentopf auf die Kniee, und ich fieng noch einmal an; aber erst bei Tische konnte mein Vater mir und seinen Versen, Gehör verschaffen.

Er trug den Vorfall sogleich in die Bibel ein, und bewunderte die Fügung des Zufalls, der Suschen zu ihrem Geschenke verholfen habe. Meine Rede wurde nicht vergessen. Wir Alle, und besonders Suschen, waren heiter und vergnügt. Sogar der Kuchen meiner Mutter hatte diesmal etwas Ausgezeichnetes; er war mit Blumen ausgelegt, und sie freuete sich nicht wenig, als mein Vater die Gesellschaft auf ihre Feinheit aufmerksam machte.

Suschen mußte diesen fröhlichen Tag mit dem Glück ihres Lebens bezahlen. Ihres Vaters Freude über den Besitz der schönen Blume war so groß, daß sie sehr undankbar zu seyn glaubte, wenn sie Waldenbruchen nicht sagte, wie glücklich er sie und ihren Vater gemacht habe. Sie wagte es noch nicht, ihn zu besuchen; indeß gieng sie, ohne ihre Absicht recht zu wissen, mit ihrem Strickzeuge an dem Rande des Fichtenwäldchens spazieren, und hoffte, daß er ihr vielleicht begegnen würde. Kaum war sie einige Minuten da gegangen, so trat er aus seinem Gebüsch hervor, und redete sie an. Sie hüpfte über den Graben, ihm

nur in einigen Worten zu danken, und dann sogleich wieder zu gehen. Er bot ihr von seinen Blumen an, so viel sie wollte, wenn sie nur ein Mittel wüßte, wie sie in ihre Hände zu bringen wären. Das forderte Ueberlegung, und auf Waldenbruchs Bitte setzte sie sich nun einen Augenblick in eine nahe Laube. Sobald sie seine Stimme hörte, hatte sie wieder alle Scheu vor ihm verloren, und folgte ihm zutraulich. Sie erinnerte ihn an das Vergnügen, das sie das erste Mal bei ihm gehabt hatte, und er führte sie auch heute in sein kleines Haus. Hier spielte und sang er ihr wieder vor, erzählte, und zeigte ihr die schönsten Kupferstiche. Mein Oheim spielte noch aus seiner Jugend her ein wenig das Klavier, aber nur Choräle; Suschen selbst hatte zuweilen nach dem Gehöre geklimpert, und äußerte jetzt den Wunsch, Musik zu können. Waldenbruch lehrte sie (freilich ohne Noten) ein kleines Liedchen spielen, und sie faßte das sehr leicht. „Wenn Sie mich öfter besuchen,“ sagte er nun, „so werde ich Sie förmlich unterrichten.“ Suschen gab ihm vor Freude die Hand darauf, daß sie recht oft zu ihm kommen wollte. Sie gieng endlich, und wiederholte dabei ihr Versprechen.

Zwar ließ sie jedes Mal mehrere Tage vergehen, ehe sie sich wieder zu Waldenbruch wagte: denn sobald die Freude über den Genuß verflogen war, fand sie es unschicklich, ihn zu

besuchen; aber sie gieng wenigstens in die Gegend, wo er wohnte: und da er sie dann immer bemerkte, so mußte sie auch mit ihm sprechen. Er bat sie nicht, ihn zu begleiten; indeß er hatte ihr jedes Mal etwas Neues zu zeigen, das sie zu sehen wünschte.

Waldenbruch lebte so einsam, und liebte die Gesellschaft der Menschen so wenig, daß er nicht einmal den Wunsch hatte, wieder in die Welt zu treten; aber dennoch brachte Suschens Gegenwart sein Herz in eine süße, innige Bewegung. Die Scene, in der er sie zuerst gesehen hatte, behielt immer ihre romantische Farbe, und zeigte ihm Suschen in einem so erhabnen Lichte, daß auch ihr Mangel an Geistesbildung und Kenntnissen es nicht verdunkeln konnte. Er fand bei dem Kinde so viele heilige Unschuld, ein so feines Gefühl, eine so reine Güte und Zutraulichkeit, eine solche Geradheit des Verstandes, daß er wohl tausendmal wünschte, es möchte seine Tochter seyn. Suschen war sechzehn Jahre alt, und groß und schlank; aber bei der freundlichen Unschuld in ihrem jugendlichen Gesichte, und bei der naiven Zutraulichkeit ihres Wesens, schien sie wenigstens zwei Jahre jünger, und noch völlig ein Kind. Waldenbruch zeigte ihr auch nur das Wohlwollen eines Vaters; und eben sein väterliches Betragen gegen sie gab ihr das Zutrauen wiederzukommen. Hätte er

ihr nur Eine Schmeichelei gesagt, nur Einen Blick auf sie geworfen, worin etwas Anders als Wohlwollen gewesen wäre: so würde er ihr Herz in eine stärkere Bewegung gebracht haben; aber schwerlich hätte sie sich dann wieder zu ihm gewagt. Sie betrachtete ihn mit eben der Empfindung, wie meinen Vater; und so gieng sie, troß Allem, was ihr Verstand dagegen einwendete, immer aufs neue zu ihm. Als sie dann erst einige Male bei ihm gewesen war, konnte sie unmöglich wegbleiben; ihr eignes Vergnügen, ihr Wunsch, mehr zu lernen als gewöhnlich, ihre Dankbarkeit und das Vergnügen, das sie ihm durch ihre Gesellschaft augenscheinlich machte, zogen sie unwiderstehlich zu ihm.

Die Schuld an den unglücklichen Folgen dieses Umganges lag gewiß nicht in Suschens oder in Waldenbruchs Herzen. Er sah hier eine reine fleckenlose Seele, und wollte sie für die edelste Tugend bilden. Zwar fühlte er wohl, daß ein geheimer Ueberdruß seiner Einsamkeit auf ihn wirkte; allein daß Suschens Schönheit, daß ihre edle Gestalt, ihre großen blauen Augen mit im Spiele waren, davon hatte er keine Ahnung. Er glaubte, daß er nach Julien nie wieder ein Mädchen lieben würde. Daß Suschen seine, und er Suschens Ruhe in Gefahr bringen könne, fiel ihm also nie ein; und doch war diese Gefahr hier gar nicht zu vermeiden. — Der Tugendhafte trauet

nicht allein Andern, er trauet auch sich selbst zu viel Gutes zu.

Waldenbruch nannte Suschen nie anders, als: meine Tochter; und sie nannte ihn, weil er es gern hörte: Vater oder Lehrer. Aus diesem Gesichtspunkte betrachteten Beide einander. Er fieng an Suschen zu unterrichten, und sie faßte, begriff und behielt Alles, was er ihr sagte. Zuerst gab er ihrem Geiste die Kenntnisse, welche jedem Menschen das größte Glück dünken sollten: die Kenntniß der reichen, der wohlthätigen, Alles versorgenden, weisen Natur. Dann erst zeigte er ihr die Gottheit, den Geist der Liebe, der Alles umfaßt, Alles beglückt, und dessen Abbild, dessen heiligster Tempel das reine Herz des Tugendhaften ist. Er erhob ihre Seele zu der ewigen Liebe, und füllte ihr Herz mit dem beseligenden Glauben an das Leben jenseits der sichtbaren Welt. In solchen heiligen Augenblicken, wo eine bessere Flamme, als welche diese Erde giebt, in ihren reinen Seelen loderte; wo Thränen des reinsten Entzückens in Beider Augen standen: in diesen Augenblicken drückte Waldenbruch Suschen an seine beseligte Brust, und sie stammelte: o, mein theurer Vater!

Späterhin erzählte Waldenbruch seiner Schülerin einzelne Vorfälle aus seinem Leben, und endlich — sie war dieses Vertrauens werth — sein ganzes unglückliches Schicksal. Hätte er ihr Herz noch nicht gehabt, sie wür-

de es ihm jetzt gegeben haben; aber sie liebte ihn schon längst, mit dem Vertrauen einer Schwester, der Achtung einer Schülerin, und dem Feuer einer Geliebten. Auch Waldenbruch liebte Suschen mit der Innigkeit seines brennenden Herzens, mit der Heftigkeit, welche die Einsamkeit den Leidenschaften immer giebt. Suschen kam täglich zu ihm, ohne daß Jemand es wußte. Ihr Vater beschäftigte sich mit seinen Blumen, und war zufrieden, wenn er seine Tochter nur Abends sah. Suchte er sie auch einmal, so glaubte er, sie wäre in seines Bruders Hause; wir aber glaubten, wenn sie nicht kam, sie wäre bei ihrem Vater. Ein Spaziergang am Dorfe weg fiel niemanden auf; der Weg war mit Schwarzdornen eingefaßt, und Waldenbruchs Gebüsch gieng beinahe bis dicht an diese, so daß nur ein schmaler Fußsteig es von ihnen trennte. Auf solche Art konnte Suschen, wenn sie nur einigermaßen vorsichtig war, ganz unbemerkt zu Waldenbruch gehen.

Lange konnte es Beiden nicht verborgen bleiben, daß sie einander innig liebten. Schon hatten es ihre Augen, ihre Händedrücke verrathen, und ein Geständniß in Worten vermehrte nur ihr Entzücken, nicht ihre Liebe, ihr Vertrauen. Waldenbruch bat nicht um Suschens Liebe, und sie zögerte nicht mit dem Geständniß ihrer Gegenliebe. Ein Zufall veranlaßte die Erklärung ihrer Herzen, und Sus-

chen breitete schon die Arme aus, ihn zu um-fassen, als sie eben umfaßt wurde; sie sank vertrauensvoll an seine Brust, als er kaum gesagt hatte, was er für sie empfinde. Beider Herzen waren durch dieses Geständniß nur leichter, nicht froher, geworden; was sie sonst nur jeder vor sich gedacht hatten, das sagten sie jetzt einander, und keine Furcht vor der Zukunft trübte ihre Freude.

„Hier,“ sagte Waldenbruch; „hier, wo ich dich kennen lernte, mein gutes, edles Mädchen — o, wie gern lebte ich hier an deiner Seite! Dürfte dieses Wäldchen, das unsre entstehende Liebe heiligte, dich auch als mein Weib in seinen Schatten nehmen! Aber es ist unmöglich; mein Vater würde mich aufs neue verfolgen, und auch dich, mein theures Suschen. Wir müssen fort. Irgend ein ähnliches Wäldchen soll uns aufnehmen, und wir werden die Glückseligkeit unsrer Herzen mit dahin bringen.“ Suschen wollte Alles, was ihr Geliebter wollte, und war ruhig entschlossen, jedes Schicksal mit ihm zu theilen.

Waldenbruch schrieb nun über den Verkauf seines Gütchens an einen Mann in der Residenz, der ihm immer Freundschaft erwiesen hatte. Er drang auf Eil und Verschwiegenheit; denn er wollte die Vollendung seines Glückes auch nicht eine Minute länger aufschieben, als es unumgänglich nöthig wäre. Es fand sich bald ein Käufer, der das Gut

schon kannte und mit dem geforderten Preise zufrieden war. „Kommen Sie sogleich,“ schrieb Waldenbruchs Freund, „um den Kauf abzuschließen und das Geld in Empfang zu nehmen. Das Geschäft ist in einer Stunde abgethan.“ Fast zu gleicher Zeit erhielt Waldenbruch einen andern Brief über ein Gütchen, das, wie er in öffentlichen Blättern gelesen hatte, in einem entfernten Deutschen Fürstenthume verkauft werden sollte. Nach der genauen Beschreibung, die man ihm von dem Gütchen gab, konnte er keinen besseren Kauf thun, und er wurde dadurch auf einmal gegen alle Hindernisse, die sein Vater ihm erregen konnte, gesichert; denn der siebenjährige Krieg, der damals Deutschland verwüstete, hatte beide Länder, das, worin sein Vater lebte, und das, wohin er ziehen wollte, zu feindlichen gemacht. Er traf nun alle Anstalten zur Reise. Sobald er das Geld für sein verkauftes Gut in Empfang genommen hätte, wollte er zurückkommen und Suschen abholen. „Wir fahren dann,“ sagte er, „Tag und Nacht, bis wir auf dem neuen Gütchen sind. Dort werden wir getrauet; du schreibst deinem Vater, und er giebt dir gewiß seinen Segen.“

Morgen vor Tagesanbruch will Waldenbruch fort. Suschen geht noch am Abend in das Wäldchen, um Abschied von ihm zu nehmen. Da sitzen die beiden Glücklichen, in schöne Träume versunken. Das hohe Ziel ih-

res Lebens ist erreicht, und nichts steht ihrer Verbindung mehr im Wege, als einige lästige Stunden. In dem milden Hauche des schönen Junius-Abends, von tausend Nachtigallen umsungen, von der nahen Hoffnung berauscht, von den entzückenden Bildern einer frohen Zukunft trunken, drücken sie Herz an Herz, Lippe an Lippe. — Die unglückliche Minute ist da; Suschen wird Waldenbruchs Weib. Erst der schimmernde Stern der Liebe weckt sie in seinen Armen. Sie sagt ihm Lebewohl und — hat zum letzten Male gelächelt.

Schon auf dem weiten Umwege, den sie nahm, um ganz unbemerkt durch den Garten in ihr Haus zu kommen, ward sie von einer stillen Angst ergriffen, die dem Gedanken an das nun bald erreichte Ziel ihrer Hoffnung nicht weichen wollte. Mit zitternden Händen traf sie Anstalten zu ihrer Flucht, der aber in ihrem Herzen ein Hinderniß im Wege stand, von dem sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte Sie brachte einige Tage in großer Angst zu; doch schon ehe Waldenbruch zurückkehrte, war sie wieder ruhig, und fest entschlossen, Alles zu ertragen. Um während seiner Abwesenheit ein Andenken von ihm zu haben, hatte sie ein Büchelchen zu sich gesteckt, in das er zuweilen etwas schrieb. Den dritten Tag nach seiner Abreise las sie darin, und fand auch Folgendes von seiner Hand: „Die Freude des Lebens ist so vergänglich, wie der Schmerz; die Hoffnung

eben so thöricht, wie die Furcht. Die Natur gab der Freude und dem Schmerze Ein Zeichen: die Thräne; — so wie der erheiternde, hoffnungbringende Regenbogen nur erleuchtete Thränentropfen, nur ein erhellter Nebel ist. Der Entschluß, den Schmerz zu tragen, hebt den Schmerz selbst auf, und der Anblick des Grabes, wohin der Mensch vor dem Leiden entfliehen kann, lehrt, wie verächtlich Leiden, wie wenig werth die Freuden sind. Dem Tugendhaften fehlt das nie, was der Mensch allein mit Recht sein nennt: die Hoffnung jenseits des Grabes. Aber nur einem edlen Menschen ist es der Trost für das dunkle Leben.“

Aus diesen Worten floß eine wunderbare Ruhe in Suschens Herz, welches sich rein und tugendhaft glaubte. Dunkle Ahnungen sagten ihr, daß erst das Grab sie vor dem Leiden retten würde, und sie war fest entschlossen, an der Hand des Geliebten, oder allein, diesen Hafen der Ruhe gefaßt zu betreten, und ihre Tugend dahin zu retten, wenn das Glück sie verließe.

Nach mehreren Tagen sah sie endlich Waldenbruchs Zeichen, daß er wieder da sey, und gieng nach dem Wäldchen. Finster, mit niedergeschlagenen Augen, kam er ihr langsam entgegen. Schon seine Miene sagte ihr, daß sie nicht mehr hoffen dürfe. Aber ruhig lächelnd ergriff sie seine Hand, und sagte mit sanfter Stimme: diese Hoffnung war nichts? Nun, welche Hoffnung wäre denn mehr? — „Ich fürchte, . . . „

hob Waldenbruch an. — Die Furcht, unterbrach ihn Suschen, ist eben so thöricht, wie die Hoffnung. Wir haben nichts zu fürchten; denn wir sind schuldlos. Waldenbruch erröthete, weil sein Herz das nicht so ganz bestätigte. Er erzählte Suschen. Sein Freund hatte den Plan, das Gut zu verkaufen, nicht heimlich genug gehalten. Der Drost, der gerade in der Stadt war, wendete sich an den Fürsten, und dieser untersagte den Verkauf, wenn der Vater nicht seine Einwilligung dazu gäbe. Suschen behielt bei dieser Nachricht ihre Heiterkeit, und machte dadurch den Geliebten wieder muthig. Er entwarf allerlei Plane, seine Verbindung mit ihr zu beschleunigen; doch überall fanden sich Schwierigkeiten, die nicht auf der Stelle zu heben waren. Suschen, die jedes Mal einwilligte, wenn Waldenbruch ihr einen Plan vorlegte, wurde doch immer wieder muthlos, sobald sie Zeit hatte, nachzudenken. Er verschwieg ihr, warum er so eilte, damit sie nicht unruhig werden sollte; und sie, noch edelmüthiger, als er, sagte ihm nicht, was sie fühlte, damit er sich nicht übereilen möchte.

So waren Monate zwischen halben Entschließungen hingegangen, als Waldenbruch eine Veränderung an Suschens Körper bemerkte. Er sprach mit ihr darüber. Sie gestand ihm die Wahrheit, und nun waren alle seine Bedenklichkeiten auf einmal verschwunden. Schon am folgenden Tage ritt er in die Resi-

denz, um die letzten Anstalten zu seiner Flucht zu treffen. Er hatte mehrere kleine Summen auf sein Gut geliehen; jetzt wollte er noch eine größere aufnehmen, und sich dann mit Suschen in irgend einem Winkel der Erde verbergen.

Nach seinem Versprechen mußte er schon in einigen Tagen wieder da seyn; Suschen sah aber das Zeichen seiner Rückkehr in einem ganzen Monate nicht. Der Unglückliche! Kaum war er in der Residenz, so wurde er in Verhaft genommen, und auf eine Festung gebracht, wo man ihn über den Plan seiner Flucht verhörte, den sein Vater aus dem Aufnehmen der Geldsummen, aus dem Wegsenden seiner Bücher und seiner Zeichnungen gemerkt hatte. Er protestirte vergebens gegen diese Behandlung; sein Vater wollte ihn nicht eher wieder in Freiheit setzen lassen, als bis er das Nähere wegen seiner Flucht eingestanden hätte.

Diese fürchterliche Nachricht kam endlich auch zu Suschen, und jetzt fühlte sie das Schreckliche ihres Zustandes. Sie sah, welchen Gefahren sie durch die Flucht nicht nur sich (das war ihr das geringste), sondern auch ihren Geliebten ausgesetzt hätte; sie sah, woran sie vorher kaum dachte, daß Waldenbruchs Verbindung mit ihr des Vaters Haß gegen ihn unversöhnlich gemacht haben würde; daß der Vater ihre Verbindung, so lange er lebte, hindern könnte, und daß ihr Geliebter für seine Treue gegen sie noch lange leiden müßte. Um ihn zu

retten, mußte sie nothwendig seiner Hand entsagen. Sie war aber unentschlossen, nicht das Opfer für ihn zu werden, sondern, wie sie es werden sollte. In diesem Zeitpunkte entdeckte meine Mutter Suschens Schwangerschaft; und die Unglückliche — läugnete sie nicht: sie wollte ja ihren Zustand nicht verbergen.

Das arme Mädchen mußte den Kelch ihres Leidens bis auf den letzten Tropfen trinken. Sie sah jetzt, daß sie die ganze Glückseligkeit ihres Oheims und ihres Vaters zerstört hatte. Zwar fühlte sie das schon vorher; allein sie hoffte, daß die Verbindung mit dem edlen Waldenbruch sie mit ihren Verwandten wieder versöhnen würde. Jetzt aber hielt sie die Verbindung für unmöglich, und hatte sogar den festen Entschluß gefaßt, sie auszuschlagen. Da sie nirgends Rath und Hülfe sah, so gab sie sich Allem, was ihre Verwandten über sie beschließen würden, geduldig hin. Als ihr Vater sagte: „du sollst fort von hier! du sollst nie hieher schreiben!“ bebte sie; aber sie sah das sogleich als ein sichres Mittel an, die Verbindung mit Waldenbruch auf ewig zu trennen. Sie versprach ihrem Vater, was er wollte; er verstieß sie, und sie ließ sich geduldig verstoßen.

Waldenbruch bekam etwa vier Wochen nach Suschens Abreise seine Freiheit wieder, weil sein Vater einsah, daß er doch am Ende nicht im Stande seyn würde, des Sohnes Flucht zu

hindern. Bald nachher erhielt er aus den Händen seines Freundes einen Brief von Suschen, worin sie ihm von den Bewegungsgründen ihrer Handlung Rechenschaft gab. Sie sagte ihm zugleich auf ewig Lebewohl. „Nie wird man," schrieb sie, „unsre Herzen trennen. Ob unsre Väter recht thaten, weiß ich nicht; mich dünkt aber, wir hatten nicht das Recht, ihre Herzen zu verwunden. Das Leben trennt uns: doch das Grab wird uns vereinigen; und wer diese Hoffnung hat, kann der nicht lächelnd seine Hand dem Liebenden zum Abschiede bieten?"

Waldenbruch kam nach unserm Dorfe zurück, und blieb ruhig auf seinem Gütchen. Suschen hatte ihn in dem Briefe beschworen, sie nicht aufzusuchen, und ihm auch versprochen, wenn es ihr unglücklich gienge, ihn um Hülfe zu bitten. Ich war ihr Liebling gewesen. Waldenbruch wünschte, mich an sich zu ziehen, Theils um die näheren Umstände von Suschens Abreise zu hören, Theils, weil ich Suschen ähnlich sah. So wurde er mein Lehrer, und ich der Trost in seiner schwermüthigen Einsamkeit.

Ich habe nur noch wenige Worte zu sagen, um das Schicksal dieses Unglücklichen zu vollenden. Einige Wochen nachher, als ich in meinem zwanzigsten Jahre auf die Universität gegangen war, verschwand er, wahrscheinlich um das geliebte Mädchen, das er nie vergessen

konnte, das er noch immer unaussprechlich liebte, zu suchen. Die eine Hälfte von den Einkünften seines Gutes wies er den Armenanstalten in der Hauptstadt und in unserm Dorfe an; die andere sollte für ihn niedergelegt werden, auf den Fall, daß er einmal zurückkäme. Der Unglückliche! noch hat ihn Niemand wiedergesehen, und ich fürchte, daß ich der Erbe seiner Papiere seyn werde.

Die Universität.

Als ich in meinem Zimmer das Andenken meines Lehrers, Memnons Bildsäule, unter den kleinen Spiegel gehängt, meine Griechen und Römer aufgestellt, und ein Buch Papier zusammengeheftet hatte: schrieb ich den Anfang dieses Tagebuches mit großem Vergnügen, da ich jetzt hoffen konnte, daß mein eigenes Leben doch endlich einmal seinen einförmigen Gang verändern würde. Die Thränenstücke, deren ich in dem Eingange erwähne, sind — ich will es nur gestehen — nicht etwa ein späterer Zusatz, sondern eine Art von Prophezeiung, deren Erfüllung ich bald wünsche, bald nicht. Ich überlas, was ich geschrieben hatte, und legte mich stolz in mein Fenster, oder horchte an der Thüre, wenn sich irgend etwas auf dem Vorsaale regte; denn ich glaubte, es müßte sich

noch heute irgend eine merkwürdige Begebenheit anspinnen. „Und wenn es dir nun,“ sagte ich am Abend, „dein ganzes Leben hindurch so geht, wie heute?“ Ich überlief die Zukunft, sah aber auch da nichts, was Stoff gegeben hätte, nur einen Bogen zu füllen; und es lag ein ganzes Buch Papier vor mir.

Die Aufwärterin kam, kündigte sich an, und sagte mir, wie oft ich klingeln müßte, wenn sie zu mir kommen sollte. Es war eine alte, träge, wortarme Person, die zu nichts weniger taugte, als nur eine Seite über sie zu schreiben. Ich warf mich verdrießlich in den Lehnstuhl, sagte dann muthig: *μαντις οὐδεις των καθεσωτων βροτοις**), zog den Ueberrock an, und durchwanderte die Stadt; doch auch da wollte mir nichts begegnen. Endlich lächelte ich über mich selbst, über meine kindische Grille, an die ich seit Jahren zum ersten Male wieder dachte. Ohne Zweifel hatte Waldenbruchs Biographie den alten Gedanken mit neuer Lebhaftigkeit wieder bei mir geweckt, und ich schrieb noch denselben Abend den zweiten Abschnitt.

Am folgenden Morgen gieng ich zu dem Prorektor, um mich einschreiben zu lassen. „Was denken Sie denn einmal zu werden?“ fragte mich der freundliche Mann. Schulmeister auf dem Lande, antwortete ich unschuldig

*) Niemand weiß, was den Menschen bevor steht.

und mit dem größten Ernste. Diese Antwort war sehr natürlich. Mein Vater behielt, trotz den Fortschritten, die ich durch Waldenbruchs Unterricht in den Sprachen und Wissenschaften machte, immer seine alte Meinung: „der Sohn muß bleiben in dem, was seines Vaters ist; der unsrige wird ein Landschulmeister.“ Weder meine Mutter, noch der Wachtmeister konnte ihn davon abbringen, und nur Beider feierliches Versprechen, daß sie mich nicht abhalten wollten, sein Verlangen zu erfüllen, hatte ihn bewogen, mich studieren zu lassen. Ich hörte also von Jugend auf nichts anders, als daß ich einmal Landschulmeister werden sollte; — „oder Schulmeister in der Stadt,“ setzte meine Mutter immer hinzu. Waldenbruch widersprach bei seinem Unterrichte diesem Plane nicht; denn er haßte nichts mehr, als die unselige Ehrsucht, die alle Menschen ergriffen zu haben scheint, sich über ihren Stand zu erheben. Das Wort Zufriedenheit kommentirte er mir sehr oft, und immer mit Anwendung auf meine Bestimmung. „Dein Vater,“ sagte er, „ist ein Bauer; und wie glücklich, wie zufrieden lebt er! Wie viel könnte er noch wissen, und dennoch zufrieden seyn! und wie wenig dürfte er von dem Himmel noch mehr bekommen, wenn er zufrieden bleiben sollte.“ — „Die Glücklichen, die Zufriednen unter den Menschen,“ wiederholte

er mir öfters, „können noch viel entbehren, und bleiben glücklich. Gieb ihnen mehr, und du setzest ihre Zufriedenheit auf das Spiel.“ Waldenbruch fand meine Bestimmung sogar ehrwürdig. Er war der Meinung: Bürger und Bauer wären die Hauptklassen eines Volkes; und nicht die Nation, bei welcher Künste und Wissenschaften blüheten, sey aufgeklärt zu nennen, sondern die, bei welcher Bürger und Bauer richige Begriffe von ihrer Bestimmung hätten und mit ihrem Stande zufrieden lebten. „Für die Gelehrtenschulen,“ sagte er, „werden sich immer Lehrer finden; aber selten haben Menschen den edlen Muth, sich des Volkes als Lehrer anzunehmen.“

Da meine nützliche Bestimmung mir auch höchst ehrenvoll schien, so war die Antwort, welche ich dem Prorektor gab, wie gesagt, sehr natürlich. Er sah mich sehr verwundert an. „Und dazu,“ fragte er, „kommen Sie nach Leipzig? Was wollen Sie denn zu diesem Zwecke bei uns studieren?“ Jetzt sah ich ihn eben so verwundert an, wie er mich. Er fragte nun nach meinen Kenntnissen, prüfte mich in mehreren Wissenschaften, und sagte dann: „wenn es Ihr Ernst ist, Landschulmeister zu werden, so weiß ich nicht, wozu Sie das Alles gelernt haben.“ — Um ein guter Mensch zu seyn, war meine Antwort. Jetzt sah er mich freundlich lächelnd an, schrieb meine Matrikel, und bat mich, ihn oft zu besuchen,

was ich auch gethan habe. Als ich von der Akademie abgieng, fragte er mich: was wollen Sie denn nun werden? Ein Landschulmeister, antwortete ich fest, und er entließ mich mit einer herzlichen Umarmung.

In der That weiß ich von meinem akademischen Leben weiter nichts zu sagen, was des Lesens werth wäre.

Die Stadtschule.

Ich wollte eben abreisen, als der erwähnte Professor zu mir schickte, und mir den Vorschlag that, nach Dresden zu gehen, und dort an einer neuerrichteten Schule für Mädchen aus den unteren Ständen zu arbeiten. Er sah mir bei diesem Vorschlage neugierig ins Gesicht, und schien sich zu wundern, als ich ihn annahm. Ich reiste, sobald alles richtig war, und als ich erst meine Verwandten besucht hatte, nach Dresden. Jetzt bin ich seit zwei Jahren hier, und habe noch nicht Einmal Ursache gehabt, es zu bereuen. Mein kleines Aemtchen giebt mir nicht ganz meinen Unterhalt; aber mein Vater hört nicht auf mich zu unterstützen. Ich lebe glücklich, von meinen Vorgesetzten geachtet, von meinen Schülerinnen geliebt, und bin in dem Kreise von Kin-

dern so fröhlich wie ein Kind. Man weiß, daß ich mehr aus Neigung, als aus Noth ein Jugendlehrer bin; deshalb hat man mir die Einrichtung meiner Schule überlassen. Und, guter Gott, in meinen besten Stunden wünsche ich nie etwas anders zu seyn, als der Lehrer dieser Mädchen, dieser unschuldigen Geschöpfe. Wie viel habe ich schon unter ihnen gelernt! besonders die schönste Physiognomik des unverdorbenen Menschen! Sieht man späterhin im Leben Gesichter, — lieber Gott! so hat die Politur der Gesellschaften, der Bälle, der Lebensart, sie mit ihrem täuschenden Firniß überzogen; oder, wo die Menschen diesen Firniß nicht bekommen können, weil sie zu den untersten Ständen gehören, da haben Roheit, Habsucht, Druck, Haß, und andre fürchterliche Leidenschaften, das schreckliche Gefolge der Armuth, schon längst ihre Krallen in die Gesichter geschlagen und die Zeichen der schönen mannigfaltigen Natur verwischt. Nur an Kindern kann man sehen — nicht, was sie einst seyn werden, sondern wozu die Natur sie bestimmte. Späterhin zeichnen Armuth und Französinnen, Ausschweifung und Eitelkeit, Sorge und Luxus, Noth und Bälle ihre Signaturen auf das Aushängeschild der Natur, und die Menschen unterscheiden sich nicht mehr nach dem Geiste, der sie belebte, sondern nach dem Gewerbe, das sie treiben, nach den Schicksalen, die sie betrafen. Ihr Gesicht ist dann nicht mehr ei-

ne göttliche Tafel der Zukunft, sondern eine schmutzige Denktafel der Vergangenheit. — Die Natur schrieb mit ihrem Zauberfinger auf ein Gesicht „Hoheit! Menschlichkeit! Liebe! Freundschaft! Ruhe! Freude!“ als Anweisungen, wie die Kinder mit diesen Gesichtern erzogen und behandelt werden sollen. Der blinde, leichtsinnige, verkehrte Mensch liest zwar diese Anweisungen, befolgt sie aber nicht. Er zersplittert die Tafel der Natur, oder befleckt sie mit seinen wilden Leidenschaften.

Wenn ich die Reihen meiner Schülerinnen auf und ab gehe, dann sondre ich aus, und setze zu einander, nicht gerade nach Fleiß und Kenntnissen, sondern nach den Aushängetafeln der kleinen unverstellten Gesichter. Ich will es wagen, von meiner Eintheilung einen Begriff zu geben, obgleich, wie Alles in der Natur, auch die Gesichter in tausend Zügen zusammenlaufen, so daß man nie mit Gewißheit sagen kann: das bist du; ob ich gleich heute ein Kind hieher setze und morgen dahin, je nachdem es mir diese oder eine andre Laune mit in die Schule bringt. Manche Gesichter darf man nicht öfter als höchstens dreimal sehen, um sie zu klassificiren. Der erste Eindruck ist der sicherste; denn morgen, oder nach acht Tagen, trägt man aus den Bewegungen des Kindes, aus seinen Antworten, aus Aehnlichkeiten einen Geist hinein, der nicht da ist. — Das erinnert mich an eine Bemer-

kung, die ich oft gemacht habe. Auf das Gesicht eines Menschen, den man nur Einmal gesehen hat, kann man sich sehr wohl besinnen; weniger auf das Gesicht eines vieljährigen Bekannten, und fast gar nicht auf das Gesicht eines Menschen, den man seit langen Zeiten liebt.

Auf einer Seitenbank, vom Fenster abgewendet, im dunkelsten Theile des Zimmers, habe ich die Mädchen, welche ich die Freude nenne. Da sitzen sie von der sanften Heiterkeit an bis zu dem rascheſten, wildeſten Muthwillen. Ich kann nie die Augen auf diese Bank voll fröhlicher Gesichter wenden, ohne jedes Mal durch den Gedanken an das Leiden traurig zu werden, das seine steifen, schwarzen Charaktere vielleicht bald in die leichten, bunten Züge der Freude zeichnen wird. Lauter kleine ovale, lachende, blitzende Augen, hochgebogene, aber schmale Augenbraunen, bis zum Zerspringen volle, rothe Wangen mit Grübchen, feine Lippen, leichte Gestalten, zarte Füße und Hände, rascher und tanzender Gang. — Liebliche Heiterkeit, die ihre Freude haben wird, wenn sie nur durch das Fenster Menschen sieht, bis zu dem satirischen Kopfe, der keinen kann vorübergehen lassen, ohne ihm wenigstens einen lustigen Einfall nachzuschicken. Wenn ich etwas Lustiges sage, so kommt das Lachen immer aus diesem Winkel; und meine Strafpredigten fallen größten Theils dahin. Diese Mädchen singen am lautesten, antworten am

rascheften, zanken am meisten, hören am wenigsten, haben immer noch zu thun, wenn die andern schon lange sitzen, sind, wenn es Zwölf schlägt, am schnellsten zur Thür hinaus, vergessen am geschwindesten, betriegen mich am meisten, und lernen am wenigsten — Schnurren, Geschichtchen und Räthsel ausgenommen. Sie plaudern, sobald ich ihnen den Rücken zuwende; sie müssen lärmen, und sollten sie auch nur eins um das andre den Schuh fallen lassen, den sie nie fest zuschnallen. Arme, heitre Geschöpfe! ich will euch die wenigen Rosenstunden nicht schwärzen. — Sie bekommen jedes Mal eine lustige Geschichte von mir mit nach Hause; und will ich sie bestrafen, so kehre ich ihnen nur eine ganze Stunde lang ein kaltes ernstes Gesicht zu, und beobachte ihre Hände und Füße, daß sie sich nicht rühren dürfen. So oft ich auf Verläumdung und Spott, auf Mäßigung und Genügsamkeit komme, wende ich mich an sie. Der Himmel mag ihre frohen Herzen behüten! Er bestimmte sie zum heitren Genusse ihres kleinen Lebens; aber die Welt und ihr Schicksal können Eitle, Tänzerinnen, Putznärrinnen, Buhlerinnen, Verläumderinnen aus ihnen machen. — Ich werde noch lange an eure Stutznäschen denken, an eure vielfach gestalteten Gesichter, an die umherflatternden Blicke, an den fröhlichen Tumult, der mich so oft im Unterrichten störte. Der Himmel gebe euch immer etwas zu einem

Bande, zu einer Tanzgesellschaft; — oder wenigstens ein kleines Stübchen auf einer volkreichen Straße, in der viele Hochzeiten und Kindtaufen sind, damit ihr euch doch über etwas freuen könnt! Harte Männer und noch härtere Sorgen werden euch den größten Theil eurer Freude nehmen. Wie viel gehört dazu, wenn ihr noch im vierzigsten Jahre diese fröhlichen, kecken Gesichter haben sollt! Eure Schicksale werden euch in ganz andere Klassen setzen, als ich. Bei der Einen wird die Freude Frechheit werden, bei der Andern grinsende Bosheit. O, ich mag nicht daran denken, welche häßliche Gesichter die Grausamkeit der Menschen aus euern fröhlichen Ovalen hervor zerren, fluchen und schlagen wird!

Da, dem Fenster gegenüber, im hellsten Lichte, sitzen die Gesichter, welche ich die Ruhe nenne: von dem Phlegma an, bis zur edelsten Ruhe eines reinen Herzens und eines hellen Geistes hinauf. Runde Gesichter mit runden Lippen, mit Glasaugen, kurzen Stirnen, vollen runden Wangen heben unten die Reihe an. Diese sehen mit genügsamer Zufriedenheit in das Licht hinein, wie unter die Menschen. Bei dem ersten Glockenschlage Zwölf, wo die Schule zu Ende ist, hören sie schon das Geklirr der Löffel, Messer und Gabel, die sie erwarten. Sie thun wohl zehnmal den Mund auf, ehe sie mir antworten, und begreifen in der That nicht, wozu es nöthig seyn soll, so

viel zu wissen. Die Beschreibung der Laster, wie der Tugenden, läßt sie kalt: sie fühlen, daß sie beides nicht haben können. Dem Himmel sey Dank, es sind nur wenige, nur zwei oder drei, dieser Art! — Nun nähert sich der Schnitt des Gesichtes schon dem Griechischen, und seiner einfachen Ruhe. Das Auge wird größer, die Nase länger, der Mund feiner. Sanftmuth und stille Güte ruhen auf diesen Gesichtern. Dann kommen die schönen Ovale der verständigen majestätischen Ruhe. Auf der Stirn wohnt eine hohe Stille, in dem Auge Denken, auf der feinen langen Nase ruhiges Selbstgefühl, und auf den halboffnen runden Lippen sanfte Menschlichkeit. Diese lernen am meisten, denken nach, wie ich es fodere, und sind die stillsten. Sie werden fleißige Weiber und gute Mütter werden; von ihnen kann das Schicksal die wenigsten verbilden. Ihr ruhiger Verstand sichert sie vor Vergehungen; ihre Sanftmuth wird alle harten Schläge mildern, die sie erdulden sollen. Dank dem Himmel, daß er diese Klasse, mit allen ihren Arten und Unterarten hinab, so zahlreich bildete!

Nun kommen einige Gesichter mit starken Muskeln, Adlernasen und blitzenden Augen. Ich nenne diese Mädchen meinen Adel, ob sie gleich nur Töchter armer Handwerker sind. In der Knabenschule giebt es mehr Gesichter dieser Art. Ich hätte sie, ohne ihnen Unrecht zu thun, oben an die Reihe der witzigen oder der Griechischen

Gesichter verweisen können; denn sie sind eine Mischung von beiden. Weil aber in jeden gut eingerichteten Staat irgend ein Adel gehört, so setzte ich sie allein. Der Himmel mag wissen, wie diese brennenden Luthers-Seelen sich in Mädchenkörper verirret haben, und was aus ihnen werden soll. Zum Glück sind ihrer nicht mehr, als der Dummen. Da die Geburt ihnen nicht erlaubt gelehrt zu werden oder zu regieren, es sey nun ein Fürstenthum, oder ein Departement, oder ein Haus voll Domestiken; so begreife ich nicht, was sie mit ihren Adlernasen anfangen wollen. Ich mache dabei die Bemerkung, daß man unter dem Volke selten weibliche Adlernasen findet; der Stutznasen sind die meisten: ein Beweis, daß mehr Witz als Kraft unter dem Volke ist. Auch sollte die Würde eines weiblichen Gesichtes nie höher steigen, als bis zu dem Ausdruck eines Griechischen. Von gelehrten Weibern und adeligen haben viele Adlernasen. — Das vierte Gebot, und die Erklärung davon: wer sind deine Eltern? wissen diese genau auswendig.

Nun kommt eine Klasse von Mädchen, der ich mehrere Namen gebe, je nachdem ich sie betrachte. Es ist meine Region der Liebe oder der Schmerzen; auch nenne ich die Bänke, auf denen sie sitzen, bald die Thränenbänke, bald die Glücksbänke. Hier giebt es wieder eine Menge Unterarten. Da sitzen einige, aus deren ruhigem Auge, aus de-

ren sanftlächelnden Lippen und zutraulichem Tone die Unschuld den weißen Schleier, wie ihr Siegel, hervorhält. Blicke, Worte, Lächeln — Alles kommt aus dem kleinen Herzen. Aber neben dem weißen Schleier zeigt sich auch der Widerschein einer glühenden Flamme: der Liebe. Da sitzen Mädchen, aus deren Augen die Unschuld noch frei um sich her blickt, mit dunkeln, still glänzenden Blicken, in sich selbst versunken. Ihr Busen bewegt sich in längeren Schlägen, wenn ich die Geschichte Josephs erzähle. Fahre ich fort, so fangen ihre Augen an zu flammen. Die witzige Reihe lacht, wenn die elf Garben die Garbe Josephs anbeten; diese kleinen fühlenden Geschöpfe nicht: sie sehen den Haß und die Rache seiner grausamen Brüder vorher, und ihre Augen benetzen sich, wenn er als Sklav verkauft wird. Die Griechischen Gesichter rufen: das ist doch Unrecht! Der Adel meint: er hätte sich wehren sollen. Die Freude fragt: womit handelten die Ismaeliten? Die Region der Liebe schweigt; nur ihre Seufzer begleiten den Jüngling in die Gefangenschaft, und jede von ihnen gäbe sich willig für ihn, der so schön träumen kann, wie sie selbst, den Ismaeliten zum Lösegelde. Die Lustigen nennen Josephs Brüder Menschenhändler. Einige von Adel denken: er wird Minister! Diese Mädchen aber denken eben so wenig an Josephs Ministerrang, als sie die Brüder hassen. Sie lieben die Menschenhändler

schon wegen der Angst, in die sie nachher gerathen; mit ihrem Herzen können sie nur vergeben, nur lieben. Ach, ich gehe vor dieser Reihe von Mädchen nie auf und nieder, ohne schon die erblaßten Gesichter zu sehen, die Augen voll Thränen, die eingefallenen Wangen, welche ihnen die Untreue der Männer geben wird. Und wenn mir einfällt, daß viele von ihnen ein Raub vornehmer lüsterner Bösewichter werden können; daß der entzückende Reitz ihrer Unschuld aus ihren frommen unbesorgten Augen weggetilgt werden kann; daß vielleicht die Wollust, dieser Teufel der Häßlichkeit, seine Klauen in manche dieser Gesichter schlägt: ach, dann muß ich mich gewaltsam von ihnen losreißen. Schon jetzt lieben sie ja. Ich sage ihnen kein rauhes Wort; denn ein finstrer Blick von mir macht sie alle verlegen. O, möchten sie nie ein andres Wort hören, als das Wort Treue! möchte ihr Herz nie über sich selbst das rauheste Wort aussprechen müssen: schuldig! — Guter Gott, was soll ich sie lehren! Das, was ihnen zu wissen nöthig ist, darf ich ihnen ja nicht sagen. Würde man mir erlauben, das Wort Liebe vor diesen zehn- bis vierzehnjährigen Mädchen auszusprechen? Ich gehe um sie her, mit eben dem Gefühle, wie der Cherub im Paradiese um die ersten Eltern, als die Schlange sich näherte. Ach, sie sind nicht zu retten! Ihre Güte, ihre Liebe, ihre Treue, ihre Unschuld — alle ihre Tugenden werden ihr Ver-

derben seyn. Zuweilen predige ich mich ganz heiser, um ihnen Mißtrauen gegen die Versicherungen der Menschen beizubringen; aber vergebens. Arme Kinder! ihr werdet euer Lebelang den kindlichen Glauben an Menschenwerth nicht verlieren; behaltet denn auch die Vergeßlichkeit der Kinder! Sollte mich der Himmel einmal von euch trennen — gewiß, ich werde nie vergessen, wie ein Gesicht voll Liebe aussieht, und nie kann ich meine Hand einem Mädchen geben, das nicht mit Recht hätte in eurer Reihe sitzen können.

Nun komme ich noch zu einem Mädchen in meiner Schule. Ich bin in Verlegenheit, wie ich ihr Gesicht nennen soll. Ewigkeit! wenn das Wort nicht so übermenschlich klänge; Tod, Grab! wenn der Himmel nicht aus diesen dunkelblauen Augen so leuchtend hervorblickte. Am besten, ich beschreibe das Gesicht, so gut ich kann; und es ist nur das Auge und die Farbe, was ich zu beschreiben habe. Nur, sage ich? Wenn ich den Blick dieses Auges sehe, diesen heißen, dunkeln, weithinschauenden Blick, dann fallen mir die Flötentöne eines blinden Jünglings ein, den ich einmal hier in Dresden hörte: nicht seine schnellen und bunten Sprünge, so sehr die auch von Allen beklatscht wurden, sondern ein Choral, den er spielte, und bei dem es mir vorkam, als müßte ich sterben. — Die Farbe der Wangen ist das dunkelste Rosenroth auf einer Lilie;

sie scheint aber nicht Farbe zu seyn, sondern Gluth, der Widerschein einer in der Seele verborgenen Flamme. Doch so komme ich nicht zurecht. Das Mädchen sieht immer zu Boden oder zum Himmel; und schlägt sie das Augenlied mit der langen Wimper auf, und wendet das dunkelblaue Auge mit dem Lichtglanze so fromm, so entzückt, in die Höhe — dann sollte man fragen: siehst du Engel? hörst du die Harmonie der himmlischen Harfen? Da sitzt sie allein, mitten unter den Freudigen, und lächelt selten; ihr Gesicht ist so wenig finster, als heiter. Ich weiß oft nicht, ob sie mich sieht oder hört, und gewiß lernt sie wenig aus meinem Unterrichte. Wie es scheint, strengt sie sich an, recht Acht zu geben; das sehe ich an ihrem auf mich gerichteten Blick. Doch bald sinkt ihr Auge, ihr ganzer Körper; ihr Kopf fällt auf die Brust, die Hände scheinen sich unwillkührlich in dem Schooße zu falten; nur ihre Seele hat sich erhoben. Rede ich von Engeln, oder von der Ewigkeit, so erheitert sich ihr Blick; er wird aber so zutraulich, als ob sie die Engel sähe, oder als ob sie selbst einer wäre. Rede ich von dem menschlichen Elende, von Jammer und Noth, so lächelt sie sanft, als wäre sie zu groß für Thränen. Sie kommt allein, sie geht allein; aber so sehr sie sich auch absondert, sie wird dennoch von allen andern geliebt. „Weil sie so vergnügt ist,“ sagen die Kinder, wenn ich sie um die Ursache frage.

Sie spricht langsam, in einem reinen, süßsen Tone, ohne zu singen. Nur selten giebt sie eine Antwort; aber in jeder, die sie giebt, ist Sinn, ein zu tiefer Sinn für ihre Jahre. Ich habe wohl schon ähnliche Gesichter an einigen Greisen gesehen, die ich am liebsten mit diesem Kinde vergleichen möchte. Es war bei diesen Greisen, als stände der Engel schon hinter der durchsichtigen Haut des blassen, sanft lächelnden Gesichtes. Eben so ist es mit dem Mädchen. Wenn sie da steht, mit den entzückten Blicken, so kommt es mir bisweilen vor, als müßte in diesem Augenblick der Engel sich entkörpern und gen Himmel steigen. — Man hat einen Englischen Kupferstich, auf dem ein Engel ein Mädchen in die Glorie der Seligkeit empor hebt, mit der Unterschrift: Such are the heaven*). Wer dieses von den Strahlen des himmlischen Lichtes umflossene, entzückte Kind gesehen hat, der wird verstehen, was ich meine. — Das Mädchen ist jetzt dreizehn Jahre alt. Sie geht immer sehr reinlich, sogar mit Geschmack gekleidet, obgleich ihre Mutter, eine Soldatenwittwe, nichts weniger als wohlhabend seyn soll. Als sie zu mir in die Schule kam, hatte sie noch keinen andern Unterricht gehabt; und doch las sie fertig und sehr richtig. „Das Lesen,“ sagte sie, „habe ich von selbst gelernt; meine Mutter zeigte mir nur die Buchstaben.“

*) Solcher ist das Reich Gottes.

Ich möchte diese Mutter wohl kennen; und doch scheue ich mich, sie zu besuchen, so natürlich das auch wäre: denn — ich muß es nur gestehen — dieses Kind bringt oft mein Herz in eine solche unbekannte, hohe und süße Bewegung, daß ich sagen würde, ich liebte es, wenn es einige Jahre älter wäre. Oft lächle ich selbst darüber. Ein Kind von dreizehn Jahren! Und dennoch gehe ich nicht zu der Mutter, weil ich fühle, daß nur mein bewegtes Herz, nur die Schönheit des Kindes mich zu diesem Gange versuchen. Es wäre vielleicht besser, wenn ich hingienge; der Engel verschwände vielleicht in dem mütterlichen Hause, und es bliebe nur ein hübsches Kind zurück. Denn dieses Heimlichthun meines Herzens mit dem Mädchen, dieses scheue Absondern von ihr (ich frage sie sogar nur selten), dieses Träumen über die Blicke, mit denen sie mir die Hand zum Abschiede reicht, und „leben Sie wohl, Herr Inspektor,“ sagt (diesen Titel hat mir mein Gönner auf der Akademie verschafft): alles das macht mir, wie ich weiß und sehe, das Kind gefährlich. Nie habe ich vergessen, was du mir so oft wiederholtest, theurer Lehrer: „daß die leisen, heimlichen Träume der Phantasie das Herz schwächer machen, als die wildeste Begierde und die heftigste Leidenschaft. Diese erschüttern das Herz, ohne es zu schwächen; aber die Phantasie wiegt es in eine wollüstige entnervende Bebung, nimmt ihm heim-

lich alle Waffen, und überliefert es, wie ein gebundenes Opferthier, dem Vergehen.“ Das sagtest du: und dennoch träumte ich fort, trotz den muthigsten Entschlüssen, die Rosenfesseln meiner verderbenden Phantasie zu zerreißen. Ach, wüßte mein Vater, der die Stürme in seiner Brust mit so muthiger Aufrichtigkeit in seiner Bibel eintrug — wüßte er, daß beinahe der erste Abschnitt in meinem Tagebuche, der mich selbst betrifft, nichts als Heuchelei ist! Denn — schrieb ich nicht die ganze Eintheilung der Schulkinder nur auf, um mit der bebenden Feder ein Gemählde des Kindes, das mein Herz so seltsam in Bewegung gebracht hat, entwerfen zu können? War ich nicht jetzt Willens, den letzten Abschnitt wieder auszustreichen, nur, um keinen Zeugen gegen mein schwaches Herz zu haben? O, wenn jemals diese Blätter von einem Menschen gesehen würden, wie müßte er lächeln, wie müßte ich erröthen, daß ein Kind — Aber die Phantasie ist mächtiger als das Auge. Mit einem Zauberschlage vernichtet sie den Zeitraum einiger Jahre, und ich fühle mit Beschämung, daß ein Herz auch für ein Kind schlagen kann.

Das Wiedersehen.

Mit Sehnsucht nach Ruhe sollten wir das ganze täuschende Leben durchwandern, ohne sie zu finden; denn fänden wir hier, was wir suchen, so würde die Sehnsucht nach einer besseren Welt kein Herz erfüllen. Es geht uns mit dem Glücke des Lebens, wie jenen Wilden mit der Sonne. Sie giengen gegen Osten, um zu dem Orte zu gelangen, wo die Sonne hervorkommt. Jeden Morgen streckten sie ihr die Arme entgegen, und riefen: wann werden wir dich erreichen! Sie giengen Monate, und glaubten immer, bald da zu seyn; aber nie erreichten sie die Sonne, und endlich standen sie am Rande des großen Meeres, wo die Wellen sie hinabrissen. Ach, so gehen wir, den Blick mit Wehmuth und Sehnsucht auf das Glück des Lebens gerichtet, durch die Gefilde und die Wüsten des Lebens; bald durch lachende Thäler, bald über Felsen und Klippen. Nichts hält uns auf; und endlich stehen wir Alle am stillen Meere des Grabes, in das wir mit unbefriedigter Sehnsucht versinken.

Hier wohne ich schon seit einem Monate mit Waldenbruch im Haßlithale, dem Sitze der Ruhe, die nur in seiner Brust nicht ist

Edler, unglücklicher Mann! Der mitleidige Schlaf hat den Gram deines Herzens auf einige Stunden gestillt; aber ich fürchte, erst der lange Schlaf, der das Herz des Menschen in Staub zerdrückt, wird ihn gänzlich stillen. Bin ich etwa mitleidiger als das Schicksal? Ich betrachte dich mit Augen voll Thränen, geliebter Unglücklicher, weil ich dir nicht helfen kann.

Da standen wir, ich und er, vor dem donnernden Falle des Reichenbachs, und waren in Erstaunen über den Anblick verloren, wie der Strom zwischen den beiden Felsen hervorbricht, und die furchtbare Höhe stürmend, Felsstücke und ungeheure Bäume, wie leichtes Spielwerk, mit von den Alpen herabreißend, sich hinunterstürzt. Waldenbruch zeigte schweigend auf den Sturz, dann auf den Abgrund, welchen undurchsichtige Wolken von Staubregen dem Auge verbergen, und sagte wehmüthig: „ach, das Menschengeschlecht!“ Ich verstand ihn. So reißt der Tod das Menschengeschlecht in den Abgrund des Grabes, über welchem der undurchdringliche Schleier der Ewigkeit hängt.

Ich fand ihn in Dresden auf der Elbbrücke wieder. Da weidete ich mein Auge an den wilden Höhen und den schönen Rebenhügeln längs dem Flusse hin. Alles Unglück war in diesem Augenblicke des heitern Anschauens

aus meinem Gedächtnisse verschwunden. Mit einer vollen Brust, in der noch andre Empfindungen waren, trank ich das Vergnügen, als Waldenbruch neben mir weggieng. Ich sah ihn an, erkannte ihn, stieß einen Schrei des höchsten Entzückens hervor, und lief ihm mit ausgebreiteten Armen nach. Auch er erkannte mich, und nahm mich erweicht an seine Brust. Seine Thränen flossen über meine Wangen, und vermischten sich mit den meinigen. „Du hier?“ sagte er, und sogleich setzte er leise hinzu: „ist sie wieder da?“ Ich legte die Stirn noch tiefer auf seine Schulter. Er verstand mich, und sagte noch leiser: „sie ist todt!“ In diesem Augenblicke (wir standen noch immer) fiel mir ein, daß ich Suschen ganz vergessen hatte; ich erröthete, als er sagte: „ich habe sie überall gesucht, die Verstoßene, die Verlassene! . . . Und auch du weißt nichts von ihr?“ — Glühend vor Scham, legte ich das Gesicht an seine Brust, Er seufzte, drückte mich sanft an sein Herz, und fragte, so viel ihm das auch kosten mochte, nach unbedeutenden Dingen. Ich redete von der schönen Aussicht. Er starrte auf die Gegend hin, die ich bezeichnete, aber mit kalten, todten Blicken. Als ich mit ihm in seine Wohnung kam, sah ich erst, wie unglücklich er seyn mußte. Es war ein verfinstertes Zimmer, und Youngs Nachtgedanken lagen auf einem Tische. Ich überlas, als er einen Augenblick herausgieng,

flüchtig einige Papiere, und zitterte. Diese Papiere enthielten die deutlichsten Beweise eines verschlossenen Grams, der dem Leben zu stark wird, eines Herzens, welches anfängt, die Welt zu hassen. Er kam wieder in das Zimmer, und erkundigte sich nach meinen Umständen. Ich erzählte ihm, und sagte zuletzt, daß ich glaubte, nun recht glücklich zu leben, da ich ihn wiedergefunden hätte. Er erwiederte langsam: „mein Weg, lieber Jüngling, geht abwärts; der deinige steigt.“ (Bei dem Worte a b w ä r t s wies er bedeutend auf den Boden.) Ich suchte ihn zu erheitern; doch vergebens.

Er liebte mich noch; aber als ich gehen wollte, drückte er mich so fest an seine Brust, und sagte so feierlich Lebewohl, daß ich überzeugt war, er wolle mich nicht wiedersehen. Mit einer gewissen Heftigkeit fragte er mich, wann ich wieder zu ihm kommen könnte; und als ich ihm erwiederte: morgen Abend! blieb er nachdenkend stehen, und sagte dann ängstlich: so lebe bis dahin wohl!

Ich riß mich aus seinen Armen, konnte mich aber nicht von der Strasse entfernen, in der er wohnte, und kehrte immer wieder auf einem Umwege dahin zurück. Nach einer Stunde war ich wieder bei ihm, weil ich es nirgends aushalten konnte. Ich fand ihn nicht zu Hause, und erfuhr von seinem Wirth: er habe auf morgen Mittag Postpferde bestellen lassen. Nun bat ich den Mann, ihm nichts da-

von zu sagen, daß jemand nach ihm gefragt habe, und eilte zitternd zu Hause. O, wäre ich einer Thräne von ihm werth gewesen, wenn ich ihn hätte verlassen können? Ich riß mich los von allen Banden, die mich hielten, gieng zu dem Vorsteher der Schule, sagte ihm, mit Thränen in den Augen, was mir begegnet wäre, und bat ihn um meine Entlassung. Er hatte ein Herz, das fühlte, und ein junger Mann, der in meine Stelle treten konnte, war da. Ich erhielt meine Entlassung nicht, (worüber mein Herz vor Freude schlug), wohl aber Urlaub, so lange ich selbst wollte. Nun eilte ich nach Hause. Ich war zu zerstört, um noch einmal Schule halten zu können; eine Privatstunde aber gab ich noch. Guter Gott!

Am folgenden Morgen gieng ich zu Waldenbruch, bei dem ein kleiner Koffer schon gepackt war. Er wurde verlegen, als ich kam, und noch verlegener, als ein Mensch ein Pack Kleider und Wäsche von mir brachte. „Was willst du?" fragte er. Ich warf mich, anstatt ihm zu antworten, an seine Brust, und sagte: nein, nie verlasse ich Sie wieder, mein theurer Vater. Ich will Ihre Schmerzen tragen; und Sie — Sie sollen mir meine Schmerzen tragen helfen: denn ich bin eben so unglücklich, als Sie. „Du unglücklich?" sagte er heftig; „ist denn das jeder Mensch? . . . Ich reise diesen Mittag ab," sagte er kalt, „und gehe in ödeste Einsamkeit." Ich

begleite Sie, erwiederte ich fest; und sollte es nur seyn, um diese erloschenen Augen zuzudrücken, um diesen kalten Lippen einen Kuß voll Liebe zu geben. Ein Auge soll an Ihrem Sarge weinen.

Jetzt drückte er mich fest und immer fester an sich. „Ja, du sollst mit mir!“ sagte er; „ja, du sollst bei mir bleiben, bis ich ruhig bin.“ Wir hielten uns lange umarmt, und während der Zeit verstummte der Gram in unsrer Brust. O süße Freundschaft! der Friede, den du dem Herzen giebst, ist so rein, als gäbe ihn die Tugend selbst. Aber können andre als edle Seelen dich fühlen?

Am Mittag saßen wir im Wagen, und verließen Dresden. Waldenbruch schaute immer mit Sehnsucht vorwärts, und seufzte: „werde ich sie finden?“ Ich warf verstohlen meine Blicke nach Dresden zurück. Als der Wagen sich wendete, und die Stadt sich noch einmal zeigte — gern hätte ich da meine Arme ihr entgegen gestreckt. O, dachte ich; die Ruhe, die mich von jetzt an flieht, sey mit dir, theures Mädchen, das ich in jenen Mauern lasse!

Der Abschied.

Ja, es war jenes Kind, dem mein Herz diesen Segen gab; aber jetzt nicht mehr ein

Kind, sondern eine reitzende Jungfrau von funfzehn Jahren: nicht mehr das Kind, das ein Engel der Herrlichkeit des Himmels entgegen trägt, sondern der Engel selbst, der in stolzer Schönheit, mit dem hohen Gefühle seines Werthes, in den Lichtglanz hinauf zeigt, und sagt: das ist mein Vaterland! Ich lese wieder durch, was ich vor zwei Jahren über sie schrieb, und nehme kein Wort davon zurück, ausgenommen die Entschuldigung am Ende, unter der ich die theuerste, natürlichste Empfindung meines Herzens verbergen wollte. Ja, ich liebte sie schon damals, oder noch zwei Jahre früher, als sie eilf Jahre alt war. Als ich sie zum ersten Male sah, wie sie hold erröthend in die Thüre trat, und die dunkelblauen Augen auf mich warf: da flog mein Herz ihr wunderbar entgegen. Es war mir, als hätte ich sie schon in einer früheren Welt gekannt, und als sollte ich ihr sagen: seh' ich dich endlich wieder! Bei dem ersten Worte setzte der Ton ihrer mir bekannten Stimme mein Herz in die froheste Bebung. Nein, es ist kein Traum einer wilden Phantasie. Mögen die Philosophen lächeln! Mein Herz erkannte sie, die Gespielin aus einer himmlischen Vorwelt. O, ich hätte sie tausendmal fragen mögen: kennst du das Land, worin wir lebten, worin du meine Freundin warst? Ich betheure noch einmal, es ist keine Schwärmerei, ob ich gleich nichts habe, worauf ich mich berufen könnte.

Mein Herz fühlte von dem ersten Augenblick an eine ehrerbietige Scheu gegen das Kind, ich möchte sagen, eine heilige Empfindung. Jede Kleinigkeit von ihr war mir werth. Ich zeichnete sie vor allen Kindern aus — durch einen sanfteren Ton, durch eine zärtlichere Schonung, durch eine Güte, die so merklich wurde, daß die andern Kinder jedes Mal dieses zu mir schickten, wenn sie etwas von mir erbitten wollten. Sie hieß allgemein: des Inspektors Liebling; und dennoch wurde sie nicht beneidet, wie es sonst bei jedem kleinen Vorzuge der Fall zu seyn pflegt. Ob das Mädchen etwas Aehnliches fühlte? So sehr sie auch von meiner Güte überzeugt war, so hatte doch jedes andre Kind mehr Offenheit gegen mich, als eben sie. Alle Kinder schenkten mir die Blumen, die sie in die Schule mitbrachten. Auch sie hatte Blumen, und ich sah an ihrem Gesichte, daß sie mit sich selbst kämpfte, ob sie mir ein Geschenk damit machen sollte oder nicht; sie that es aber nicht. Eine frühe Rose legte sie heimlich, als sie mir ihr Schreibebuch zum Verbessern brachte, auf den Tisch, ohne sie mir zu geben; und es schien sie zu freuen, als ich die Blume zu mir nahm, und sie behielt. Ich redete weniger mit ihr, als mit jeder andern; ich konnte sogar meinen Blick nicht auf ihrem Auge fest halten, wenn sie mich ansah.

Endlich wurde ich von einigen der größeren Mädchen um eine Privatstunde ersucht. Ich

versprach sie, und warf dabei meinen Blick auf die kleine Waldleben (so hieß mein Liebling). Sie hörte bei der Verhandlung aufmerksam zu, ohne ein Wort zu sagen. Ich erklärte, daß ich für diese Stunde keine Bezahlung verlangte — die Wahrheit zu gestehen, nur, damit die Waldleben nicht abgehalten würde, daran Theil zu nehmen.

Sie kam nun mit den andern Mädchen (es waren ihrer nur vier oder fünf) auf mein Wohnzimmer. Bisher hatte sie immer entfernt von mir gesessen; jetzt aber (wir saßen an einem ganz kleinen Tische) berührte ihre Schulter meinen Arm, und ich konnte Minuten lang bald ihr edles Profiel betrachten, bald die schöne Figur, wenn sie sich auf ihr Buch vornüber beugte. Diese Situation war freilich nicht dazu gemacht, mein Herz in Ruhe zu lassen.

Die andern Mädchen blieben zuweilen aus, und die Waldleben kam allein. Sie war dann in den ersten Minuten so verlegen wie ich selbst; und dennoch wurden diese Stunden die schönsten des Unterrichtes. Ich erklärte ihr irgend eine Tugend, oder sprach mit ihr von dem Werth eines edlen Herzens, von den Leiden, aber auch von den tröstenden Hoffnungen, die alle Menschen erwarten. Schon nach einigen Minuten war meine Verlegenheit vorbei, und ich redete aus der Fülle eines tief bewegten Herzens, das in diesen Augenblicken keine andre Empfindung hatte, als die väterlichste Lie-

be und die reinste Tugend. Meine Scheu vor dem Mädchen war verschwunden, und auch sie überließ sich unbefangen, mit heiterem Vertrauen, dem Zuge ihres Herzens. Sie sprach offen; und nun erst sah ich, welch ein Geist der Unschuld die Brust des jungen Mädchens beseelte. Mit einem sanften Feuer redete sie von der Tugend, mit Entzücken von der Ewigkeit. Ich hätte sie umarmen und voll reiner Liebe an meine Brust drücken mögen, wenn eine Thräne in dem glänzenden Auge zerfloß, oder zitternd an der langen Wimper hieng, und dann über die schöne Rose der Wange herabsank.

Da nahm ich mir vor — warum sollte ich es läugnen? — das theure Mädchen m e i n zu nennen, und die Liebe drang aus meinem verschlossenen Herzen in mein Auge, in meine Stimme. Wenn sie auch ahnet, sagte ich, als sie einst nach einer solchen Stunde weggegangen war; wenn sie auch weiß, wenn sie an meinen zärtlichen Blicken, an dem Pochen meines Herzens auch sieht, daß ich sie über alles liebe! O ich wollte, sie wüßte es! Hätte ich doch den Muth, dem geliebten Mädchen zu sagen: ich liebe dich unaussprechlich! Liebe ich nicht auch die Tugend? Liebe ich das Mädchen nicht eben darum, weil ich die Tugend liebe? — Aber, als sie wieder kam, war mein Muth dahin, und ich warf nur Blicke voll Sehnsucht auf sie. So vergieng ein Monat nach dem andern.

Sie war nahe an funfzehn Jahren, und

sollte nun die Schule bald verlassen. So lange war ich entschlossen zu schweigen; dann aber wollte ich zu ihrer Mutter gehen, und sie um die Hand des geliebten Mädchens bitten. Ein anderes Amt, das mich mit einer Familie ernähren könnte, würde mir ja, hoffte ich, nicht fehlen. Sophie (so hieß sie) war noch jung genug, um einige Jahre auf meine Beförderung zu warten. Ein Landschulmeister wollte ich nun nicht mehr seyn. Jetzt wünschte ich, Rektor einer großen Schule oder Prediger zu werden; denn ich wollte dem Mädchen die Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen, und machte sogar schon von weitem Anstalt dazu.

Sophie, denke ich, wußte sehr wohl, was in meinem Herzen vorgieng. Das zeigte ihr Erröthen, wenn sie mich ansah, und die jungfräuliche Würde, mit der sie sich jetzt gegen mich betrug. Sie fühlte, daß sie nicht mehr meine Schülerin, daß sie meine Geliebte war. Ach, mit wallendem Entzücken bemerkte ich das stärkere Schlagen ihrer schönen Brust, wenn ich sie so betrachtete, die Unruhe, die süße Verwirrung, in welche sie gerieth, wenn ich einmal ihre Hand nahm. Oft brach mitten in der Bewegung, in die mein Unterricht ihr tugendhaftes Herz gesetzt hatte, ein Strahl der Zärtlichkeit, der Liebe, aus ihrem dunkelblauen Auge hervor, und ein stiller Seufzer begleitete ihn. Sie schlug dann das strahlende Auge nieder, und eine sanfte Gluth übergoß ihre schö-

nen Wangen. Als sie mir zuerst sagte, daß sie nun konfirmirt werden sollte, da stockte sie, und ihr Auge bedeckte sich mit einem trüben Schleier. „Meine Mutter glaubt,“ sagte sie mit weicher Stimme, „es sey nun die höchste Zeit. Schon vor einem Jahre sollte ich wegbleiben, und nur auf mein dringendes Bitten gab sie noch ein Jahr zu. Jetzt aber . . .“ — Sie schwieg, und es rollten Thränen aus ihren Augen. Ich hörte mit Entzücken diese Worte, die mir ihre Kindesunschuld zeigten. Noch um ein Jahr hatte sie unablässig gebeten; und jetzt weinte sie der Trennung von mir die heißesten Thränen.

Also warst du gern in meinem Unterrichte? fragte ich, stockend gleich ihr. — „Ach, so gern!“ antwortete sie. „Meine Mutter sagt, ich hätte Niemanden auf der Welt mehr zu danken, als Ihnen, und das weiß ich nur allzu gut. Doch jetzt . . . Ich wollte, daß ich noch einige Jahre jünger wäre.“ O, holde Unschuld, die ihr Herz so unbesorgt öffnet, weil nichts darin ist als der Himmel! — Kaum konnte ich mich enthalten, die Thränen der ihr noch unbewußten Liebe von ihren Wangen zu küssen, und ihr zu sagen, was ich dachte: wärest du doch einige Jahre älter; dann wollte ich mich auf ewig mit dir verbinden! Sie schien noch etwas, einen Auftrag ihrer Mutter, auf dem Herzen zu haben; aber nach einigen vergeblichen Versuchen brach sie erröthend ab. Der

Entschluß, sogleich nach ihrer Konfirmation ihre Mutter zu besuchen, war nun bei mir ganz fest, und ein Hinderniß meines Glücks befürchtete ich nicht.

Meine Phantasie eilte der trägen Zeit zuvor. Ich sah schon, wie ich zu ihrer Mutter hineintrat, und wie Sophie bei dem Anblick des geliebten Lehrers erröthete. Schon träumte ich, was ich der Mutter sagen, was sie mir antworten würde, und wohl tausendmal hielt ich das geliebte Mädchen in meinen Armen: sie war meine Gattin; ich schwebte auf den Flügeln der nahen Freude. So oft sie noch in die Privatstunde kam, die sie jetzt fast allein besuchte, würden diese Träume lebhafter. Es war mir, als hätte ich ihr längst mein Herz entdeckt. Ach, ich drückte ihr schon beim Abschiede die Hand, betrachtete sie schon oft mit dem zärtlichen, wehmüthigen Lächeln der glücklichen Liebe; und hätte sie diese Blicke je anders als mit unschuldiger, kindlicher Freundlichkeit beantwortet, so würde ich den Zeitpunkt nicht abgewartet haben.

Mit diesem, einer so hohen Seligkeit vollen Herzen stand ich auf der Elbbrücke, als Waldenbruch mir begegnete. Beim Weggehen von ihm ahnete mir sogleich etwas Finsteres. Als ich dann erfuhr, daß er abreisen wollte, da fühlte ich, daß alle meine schönen Plane von Glückseligkeit zertrümmert waren. Doch, dem Himmel sey Dank, nicht ein einziges Mal

durfte ich mit dem Gedanken, ihn zu verlassen, kämpfen. Ich war Willens, noch heute zu Sophiens Mutter zu gehen, und . . . Aber — was konnte ich jetzt ihr, was Sophien sagen? Dann wollte ich Waldenbruch zu meinem Vertrauten machen, und ihn beschwören, bei mir zu bleiben. Allein ich sah, er würde alles versprechen, doch sich heimlich den Augen des glücklichen Jünglings entreißen, und sterben. Zuletzt nahm ich mir vor, Sophien meine Liebe zu entdecken. Wie? sagte ich nach einigem Nachsinnen. Jetzt, da ich vielleicht auf viele Jahre an den unglücklichen Waldenbruch gefesselt bin, jetzt sollte ich ein unschuldiges Herz mit dem Pfeile der Liebe entflammen? . . . Sie wird ohnedies um den Lehrer weinen? sollen noch bittere Thränen um den Geliebten fließen?

Als ich mein Amt niedergelegt, oder vielmehr Urlaub genommen hatte, eilte ich zu meiner Privatstunde nach Hause. Ich wußte nicht, ob ich wünschen sollte, Sophien allein oder mit mehreren anzutreffen. Sie war nicht allein. Ich sagte meinen Schülerinnen, daß ich Dresden verlassen müßte. Bei der Bewegung, worin ich war, konnte ich das nicht mit gehöriger Vorsicht thun, und Sophiens Augen füllten sich mit Thränen. Ich bat die Mädchen in einigen Worten, meine Lehren und mich nicht zu vergessen; dann entließ ich sie. Zwei Mädchen gaben mir die Hand, und dankten für meinen

Unterricht; auch Sophie gab mir die zitternde Hand, doch ohne ein Wort zu sagen. Ich sah ihr durch das Fenster nach. Sie gieng, blieb stehen, besann sich und kehrte endlich wieder um. Ich erblaßte; schon vorher war ich wie zernichtet gewesen.

Sie trat in das Zimmer, und sagte schluchzend: „meine Mutter schickt Ihnen . . . Ich habe es schon seit einem Monate bei mir; aber ich getrauete mir nicht, es Ihnen zu geben. Doch jetzt . . . (sie trat mir mit einer gewissen Heftigkeit näher) jetzt . . . Daß Sie mich nicht vergessen . . . ein Andenken. Ich bitte, nehmen Sie es.“ — Sophie! sagte ich, außer mir; ein Andenken an dich? O, ich werde dich nie vergessen. Ich bitte dich, Kind, geh! — „Nehmen Sie erst!“ wiederholte sie, und hüllte das Gesicht in ihr Taschentuch. Da umfaßte ich sie, und nahm sie an mein Herz. Sie blickte erschrocken auf, und sah meine Augen in Thränen schwimmen, die ich nicht länger verbergen wollte. Ich zog sie näher, küßte ihren Mund, und sagte: Sophie, vergiß mich nicht! Wir sehen uns wieder! Sie warf, wie außer sich, die Arme um mich, und ich fühlte eine Sekunde lang den Druck ihrer Lippen. Ihre Wangen färbten sich mit einer hohen Gluth; dann preßte sie meine Hand, und beugte sich, sie zu küssen. Ich drückte sie noch einmal an mein Herz, an meinen Mund, sagte: vergiß mich nicht, Sophie! und war allein, ohne

daß ich wußte, wie sie mein Zimmer verlassen hatte.

Betäubt sah ich das Mädchen die Straße hinunter gehen und verschwinden. Scham über meine Heftigkeit hielt mich von allen weiteren Schritten ab. Ich schloß mich eine Stunde lang ein, und fühlte nichts, als daß ich von der geliebten Sophie getrennt war. Nach einiger Zeit sah ich ihr Taschentuch auf dem Boden liegen. Wahrscheinlich hatte sie es in der heftigen Bewegung, mit der ich sie an mich riß, fallen lassen. Es war noch feucht von ihren Thränen Ich küßte es. Jetzt hatte ich ein theures Andenken von ihr, theurer als die große silberne Medaille, die, in ein Papier gewickelt, ebenfalls am Boden lag. In dem Papiere stand: „Andenken für den lieben Lehrer ihrer Tochter Sophie Waldleben, von der Mutter des Mädchens.“ Ach, rief ich; so ist mir von ihr nichts übrig, als was mir vielleicht ewige Trennung verkündigt: ein Thränentuch!

Der Abend war mir schrecklich; aber nie — ich wiederhole es — dachte ich daran, meinen geliebten Waldenbruch zu verlassen: nie; und ich danke Gott dafür.

Am folgenden Morgen gieng ich zu ihm, und sein Anblick gab mir wieder Muth. An seiner Brust voll tiefer Schmerzen, vergaß ich die meinigen.

Wir reisten über Nürnberg in die Schweiz.

In jeder Stadt sagte Waldenbruch, wenn er von einer Wanderung durch die Straßen zurückkam, mit einem tiefen Seufzer: hier ist sie nicht! und ich wiederholte, eben so tief seufzend: hier ist sie nicht! Endlich blieben wir bei Meiringen in einer Schweizerhütte im Haßlithale, wo die wilde finstre Gegend zu Waldenbruchs Empfindungen paßte.

Die sieben langen Jahre, in denen ich ihn nicht gesehen hatte, war er vergebens in Deutschland umher geirrt, um Suschen zu finden. Vorher hatte er noch immer gehofft, daß sie selbst ihm einmal Nachricht geben sollte. Einen Theil von den Einkünften seines Gutes schickte ihm, mit Bewilligung des Drosten, sein Freund in der Residenz nach; und da er sehr mäßig lebte, so kam er recht gut aus. Anfangs hatte er alle große und kleine Städte rings um unser Dorf her durchsucht. Dann war er weiter gegangen; und immer hatte sich die Hoffnung, sie zu finden, vermindert, so wie der Schmerz über ihren Verlust sich vergrößert. Seine Schicksale, und das stete Täuschen seiner Hoffnungen waren endlich doch seinem Muthe zu schwer geworden. Er gestand mir späterhin, als in einer schönen Stunde unsre Herzen sich gegenseitig ergossen, daß er schwerlich noch leben würde, wenn ich ihn nicht in Dresden gefunden hätte. Ich suchte ihn zu bereden, daß er diesen Theil der Schweiz verlassen möchte; er war aber nicht dahin zu bringen, und

ließ sich zu weiter nichts bewegen, als mit mir einige Ausflüge nach andern Gegenden der Schweiz zu machen. Doch überall fand er neuen Anlaß, seinen Schmerz zu nähren oder zu schärfen.

Ich verglich die Gletscher bei Grindelwald mit einem stürmenden Meere, das durch ein plötzliches Wunder in Stein verwandelt sey. „Warum nicht lieber,“ sagte er, bitter lächelnd, „mit einem bewegten, warmen Herzen, das der Schmerz in Eis verwandelt? Warum scheuest du dich zu sagen, daß sie ein Bild meines Herzens sind? Sieh, so wie diese Eisschollen, fallen wir Alle über einander her, und bleiben erstarret liegen; kein Hauch einer Frühlingsluft, kein Strahl einer Hoffnung macht dieses Grab wieder lebendig. Ach, das ist die Menschheit! die Gletscher ohne Herzen, ohne Wärme, auf dem kahlen, unfruchtbaren Boden einer betriegerischen Hoffnung!“

Zwischen diesen Eisfelsen, erwiederte ich gerührt, wehet doch der Odem der ewigen Liebe; hier zu unsern Füßen rinnt ja das nährende, segnende Wasser, das ihnen entropft. Auch um Ihr Herz, mein theurer Lehrer, wehet der Odem der ewigen Liebe

„Ja,“ rief er und blickte dankbar in die Wolken; „ja, ich fühle, wie mein Herz zergeht, zerschmilzt, gleich diesem Eise. Ja, der Odem der ewigen Liebe umhaucht mich: ich

sinke. Bin ich endlich gefallen, so lege du die Trümmer eines Unglücklichen hier unter die Trümmer der zergehenden Natur.“ — Was ihn trösten sollte, machte ihn noch trauriger. Nichts erheiterte ihn als meine Erzählungen von Suschens Leben, von den letzten Tagen ihres Aufenthaltes bei uns, von der Liebe, mit der mein Vater und mein Oheim noch immer an ihr hiengen. Doch auch diese Erheiterung war Gift für ihn. „O,“ rief er dann: „Alle lieben sie; und ich allein, ich sollte sie nicht lieben? ich allein, für dessen Glück sie den Armen ihrer Familie entfloh, für den sie starb?“ Dann legte er die Hände über die Brust, und gieng, in seinen Schmerz versunken, umher.

Rudeli.

Guter Rudeli! — Um ein schönes Thal, wohin mich den Tag vorher der Zufall geführt hatte, zu besehen, giengen wir, Waldenbruch und ich, oben auf der Anhöhe weg, die sich immer steiler über einem reißenden Bach erhob. Der Weg wurde jetzt abschüssiger, und langes, schlüpfriges Gras faßte den schmalen Fußsteig ein. Ich sagte etwas von einer schönen Aussicht, die Waldenbruch nicht zu bemerken schien. Er wendete sich zu mir, und ich

faßte seine Hand. In dem Augenblicke glitt mein Fuß, und Waldenbruch stürzte von einem Stoße, den ich ihm unwillkürlich gab, die Höhe hinunter in den reißenden Bach. Ich schrie auf; und, ohne mich zu besinnen, glitt ich an dem fast ganz steilen Felsen mit Hülfe einiges Strauchwerkes hinab. Waldenbruch kämpft mit den reißenden Wellen; ich stürze mich hinein, werde von ihrer Gewalt mit fortgerissen, und verliere die Besinnung. Endlich, als ich die Augen aufschlage, sehe ich Waldenbruch am Ufer neben mir liegen, und einen armselig gekleideten Burschen beschäftigt, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. O Gott! er ist todt! jammre ich. „Nur Muth gefaßt!“ ruft der Bursche in seinem Schweizer-Dialekt mir zu; „er lebt!“ Ich wanke auf, will helfen, sehe Blut über die Stirn meines Lehrers quillen, und werfe mich über ihn her. „Er ist todt!“ rufe ich noch einmal, und benetze ihn mit meinen Thränen. Der Bursche schleudert mich gewaltsam von Waldenbruch weg, knöpft ihm die Weste auf, und reibt seine Brust.

Nach einigen Minuten schlug Waldenbruch die Augen wieder auf. Mit einem lauten Geschrei der Freude stürzte ich nun neben ihm nieder, umarmte ihn, drückte ihn an mein Herz, und küßte seine Wunde. Was ist denn mit uns? fragte er. „Helfen Sie, Herr!“ rief der Bursche. Er hob Waldenbruch auf, und wir führten ihn langsam zu der nächsten Hütte.

Waldenbruch konnte nicht mehr fort, als wir den Weg noch nicht zur Hälfte geendigt hatten; und der Bursche trug ihn nun auf seinem Rücken weiter.

Die Hütte war verschlossen. „Schadet nichts,“ rief der Bursche; „Noth hat kein Gebot. Das Schlimmste ist, daß man mir den Rücken voll schlägt!“ Die Thür flog von seinem kräftigen Fußstoße auf. Er trug Waldenbruchen hinein, zog ihm die nassen Kleider aus, gab ihm einen Bauernrock, der da hieng, und legte ihn dann auf das Lager in der Stube.

Jetzt stürzte der Herr der Hütte herein, und rief sehr heftig: wie? was heißt das? Rudeli wollte ihm den Vorfall erzählen; der Mann hörte aber nicht. „Hilft alles nichts,“ sagte der Bursche in einem höchst trocknen Tone zu dem Manne, der einen Knittel ergriff; „schlagt her! mich! ich bin's gewesen. Und gehörte das Bett dem Amtmann; ich hätte den da hinein gesteckt: denn er ist ein Mensch. Schlagt her, wenn Ihr nicht anders könnt; aber rührt mir den Menschen nicht an, oder es giebt Schläge!“ Dieser trockne Ton, und die Geldbörse, die ich hervorzog, besänftigten den Mann; er erbot sich jetzt, einen Karren aus Meiringen holen zu lassen, und seine Frau zu rufen.

„Das ist ein anders,“ sagte der Bursche lächelnd. „So ist es christlich. Gott behüt' Euch, Ihr Herrn!“ Er schüttelte kräftig meine Hand, und wollte fort. Lieber, edler Mensch,

sagte ich, und zog ihn an meine Brust; nein, du darfst nicht gehen. — „Wer will mir's wehren?" fragte der Bursche trotzig. „Habt Ihr doch nun Hülfe. Meine Kühe stehen da, und mein Hut geht den Bach hinunter, worin Ihr gelegen habt." Er riß sich los. Ich folgte ihm nach, und bat ihn, noch einen Augenblick zu bleiben. Wie heißt du, guter Mensch? fragte ich. „Rudeli." (Rudolph nach der Schweizer-Aussprache.) — So sag doch, wie kam es denn? wie wurdest du unser Retter? Welch ein Engel führte dich zu uns? — „Hm!" sagte der Bursche drollig: „da fiel der Eine von oben herunter, und Ihr sprangt nach. Brav! dachte ich. Aber da sah ich, daß es mit dem Springen nicht weit her ist, wenn man nicht weiß, wie und wann. Ihr giengt zu Grunde, wie der andere. Ich kann eben so gut springen, dacht' ich, und Menschen sind's. Ersäufst du; nun, so geht's in Kompagnie. Da sprang ich unten, wo der Eine angeschwommen kam. Ich stemmte mich gegen einen Stein, wo ich Grund hatte, und fieng den dort auf. Kaum war er auf dem Trocknen, da kamt Ihr von der andern Seite. Ich stürzte vor, hinunter bis auf den Grund, und faßte Euer Kleid. Gott helfe! dacht' ich, als das Wasser über uns Beide her schlug. Aber loslassen? Im Leben und im Tode nicht. Ich kam herauf, faßte einen Strauch — (er zeigte mir seine blutende Hand) — hielt fest, und rief zu Gott: denn

es gieng mir ans Leben, und loslassen konnt' ich nicht. Glück zu! Ihr hobt Euch. Da lagt Ihr am Ufer, und ich nach. Nun, Gott behüt' Euch! Das Klettern seyd Ihr nicht gewohnt, wie unser Einer.“ Mit diesen Worten gieng er, und verschwand zwischen den Felsen und Büschen bald aus meinen Augen.

Ich konnte ihm vor Mattigkeit nicht folgen, und hatte der treuherzigen Seele nicht einmal Dank gesagt! — Gegen Abend kam ein Karren aus Meiringen. Die Bewegung des Fahrens war für Waldenbruch nützlich; er befand sich weit besser, als vorher. Ich blieb die Nacht an seinem Bette, und mußte ihm nun erzählen; er selbst konnte sich auf weiter nichts besinnen, als daß er hinunter gestürzt war. Als ich ihm sagte, wie nahe wir uns dem Tode befunden hatten, seufzte er: „schon in seinen Armen? O warum . . .“ — Er brach ab, und drückte mir die Hand. — Rudelis edle That brachte doch einen Strahl von Freude in sein Auge, und er fragte: wo ist der gute Mensch? Ich konnte ihm, zu meiner Beschämung, nicht antworten.

Am folgenden Morgen kam Rudeli mit einem sehr verdrießlichen Gesicht in unser Zimmer. „Da hab' ich,“ sagte er, „nichts als Laufen, weil Ihr auf das Eurige nicht achtet. Der Herr hat seine Geldbörse am Wasser liegen lassen. Hier!“ (Er legte sie auf den Tisch.) „Nun?“ (Er sah Waldenbruch an.)

„Es ist schon vorüber? Desto besser! Jetzt gereuet mich der Weg nicht, da ich Euch so gesund sehe.“ Waldenbruch bot ihm die Hand, zog ihn näher an das Bett, und sagte: mein Sohn, du darfst uns niemals wieder verlassen. Ich will für dein Glück sorgen. Da nimm die Börse; sie ist dein. Du bleibst bei uns, edler Rudeli, wenn du willst.

Rudeli sah uns wechselsweise an, und stand unentschlossen da. „Bei Euch?“ sagte er endlich. „Das ließe ich mir wohl gefallen. Ich habe hier nichts zu verlieren: nicht Eltern, nicht Blutsfreunde. Aber Bedienter mag ich nicht seyn; dazu bin ich zu — zu hochmüthig, mit Einem Worte.“

Waldenbruch sah dem Burschen mit ungewöhlicher Freundlichkeit in die Augen, und reichte ihm die Hand. Mein Sohn! sagte er; mein edler Sohn! du bleibst bei uns. Für dein Herz taugt kein andrer Dienst, als der freiwillige der Tugend. Das verstand Rudeli nicht, Er sagte mit Kopfschütteln! „auch nicht freiwillig; gar nicht.“ Als wir ihn nicht ohne Mühe bedeutet hatten, gieng er nach Hause, um seinen Dienst aufzusagen; und am folgenden kam er wieder. Während der Zeit hatte ich einen Plan gemacht, wo Rudeli bleiben sollte. Mein Vater, wußte nur, daß ich mit einem jungen Edelmanne die Schweiz bereis'te. Ich schrieb ihm jetzt, in welcher Gefahr Rudeli mein Retter gewesen wäre, und bat ihn, den jungen Menschen zu sich zu nehmen und ihn

wie seinen eignen Sohn zu halten. Waldenbruch setzte dem Jünglinge jählich hundert Thaler aus, damit er unabhängiger leben könnte.

Bis die Antwort meines Vaters käme, sollte Rudeli bei uns bleiben. Waldenbruch brachte ganze Tage damit zu, den Jüngling, dem es nur an Erziehung fehlte, lesen zu lehren. Rudeli belohnte uns die Zärtlichkeit, mit der wir ihn Beide behandelten, durch dankbare Gegenliebe; und so wenig ihm auch die ungewohnte Beschäftigung zu lesen gefiel, so trieb er sie aus Liebe zu Waldenbruch dennoch mit Eifer, und endlich, als es gelang, aus Begierde, sich Kenntnisse zu erwerben.

Rudeli war ein uneheliches Kind aus der Französischen Schweiz. Seine Mutter gerieth bettelnd mit ihm bis in die Gegend von Meiringen. Hier starb sie, von Mangel aufgezehrt, und hinterließ ihren Sohn der Barmherzigkeit des Kirchspieles. Jetzt war er neunzehn Jahre alt, und Hüter einiger Kühe.

Mein Vater antwortete: „Sage deinem Rudeli, dem Retter deines Lebens, daß mehr als ein Vaterherz, daß auch das Herz einer Mutter mit Sehnsucht auf ihn wartet. O mein Sohn, obgleich, als ich deinen Brief der Mutter, dem Oheim und deiner Schwester vorlas, die Gefahr schon lange aufgehört hatte; so bebten wir dennoch, und unsre Augen standen voll Thränen. Gottes Barmherzigkeit sey ferner mit dir! und mögest du in jeder Ge-

fahr des Leibes und der Seele einen Rudeli finden! Mit entblößtem Haupte, und (dir kann ich es ja wohl sagen) knieend, habe ich deine Rettung in die Bibel eingetragen, bis auf das Datum, daß du ja nicht vergessen mußt mir zu schreiben; denn wir Alle sind entschlossen, diesen Tag mit einer guten That zu feiern. Wir sollten j e d e n Tag so feiern, sagte ich; aber der Wachtmeister zog seine Börse aus der Tasche, gab sie deiner Schwester, und sagte: da, Linchen, bringe das der alten Ilse. Ich schüttelte zwar den Kopf; denn rettet und erhält nicht Gott an jeden Tage unser Aller Leben? Aber doch legte ich mein Scherflein dazu; denn deinem Oheim fielen Thränen aus den Augen, und die drangen mir durch die Seele. — Er hat seiner besten Ranunkel den Namen Rudeli gegeben. Mir giengen die Augen über, als der alte Mann mit mir zwischen den Blumen stand, und auf einmal sagte: „dein Junge. Christian, fand einen Rudeli, einen Retter in der Todesnoth; und Suschen . . .!“ — Er konnte nicht mehr sagen: so weich war er geworden; und ich — ich war noch weicher als er. Ich mußte nach Hause gehen und las da Suschens letzte Worte in der Bibel, als läse ich sie zum ersten Male. Die hundert Thaler, die der junge Edelmann deinem Retter jährlich geben will, sollen für ihn ausgethan werden. Deine Mutter liest jetzt alle Abende in einer Beschreibung der Schweiz mit Kup-

fern, die dein Oheim mitbrachte, um uns auf der Karte ungefähr den Ort zu zeigen, wo der gute Mensch dich rettete. Sie jammert immerwährend über die hohen Berge, über die tiefen Schlünde, und glaubt nicht, daß du lebendig wieder aus dem Lande herauskommen wirst. Zum Glück hält sie die Schneelawinen, die wohl ganze Dörfer begraben, für ein Mährchen, und wir lassen sie dabei.“

„Da du nach Genf willst, mein Sohn, so erkundige dich doch einmal nach einem Manne, der Roussau heißt und von dort gebürtig ist. Ich habe in der Hamburgischen Zeitung gelesen: er hätte seinen Lebenslauf geschrieben und drucken lassen. Es wurde viel Aufhebens davon gemacht. In einer Stelle soll der Mann sagen: „er wolle so mit seinem Buche vor den Allwissenden hintreten, und damit bestehen.“ Von einem ungedruckten Lebenslaufe, lieber Sohn, lasse ich das gelten; aber von einem gedruckten will es viel sagen! — Doch, ich will nicht richten; denn meinetwegen möchtest du, wenn ich todt bin, mein Tagebuch auch drucken lassen. Solltest du je auf den Einfall kommen, so bring alles hübsch in einen guten Styl. Und mit Suschen, das laß nur im Dunkeln; denn was brauchen das andre Leute zu wissen? Gott weiß ja doch, was wir meinen; und so mag der Mann aus Genf das von dem Allwissenden auch wohl verstanden haben. — Blumen kommen in der Schweiz vor Schnee

und Eis wohl nicht fort? Sonst läßt sich der Wachtmeister dir zum Andenken empfehlen.“

„Ich möchte das Buch gern haben, wenn man es Deutsch bekommen könnte. Vielleicht erfährst du etwas davon; dann gieb mir doch Nachricht.“

Guter Vater, sagte ich lächelnd, als ich den Brief gelesen hatte: deine Paar Blätter sind zwar nicht die Geständnisse Rousseau's; aber die schönen Geständnisse einer menschlichen, wohlthätigen Seele. Du kannst mit deinem Buche muthig vor den Allwissenden treten; die Stellen, wo du etwas verschwiegst, wo du etwas im Dunkeln ließest, sind die edelsten Zeugen deines theilnehmenden Herzens. Nur fremden Thorheiten, nur der Härte anderer Menschen gabst du eine mildere Farbe. Rousseau schrieb schöner, als du; aber um den Preis der Güte kannst du mit ihm ringen. Und wüßten die Menschen, was sie wollten: hätte dann in ihren Augen nicht eine wohlthätige Handlung, wie du tausend thatest, eine mitleidige Thräne, die zarte Schonung eines Feindes mehr Werth, als das schönste Buch? Die Welt wird dein Tagebuch nie lesen; aber lieben würde sie dich, trotz deinem Styl, wenn sie es hätte. Der gütige Himmel träufle Segen über dein Haupt, und lasse dich noch lange mit stiller Freude an deinen Blättern schreiben!

O Vater, sagte ich, als ich den Brief noch einmal durchlas; knieend trugst du meine Ret-

tung in die Bibel? Knieend (ich knieete mitten im Zimmer nieder) will ich das lesen. Waldenbruch öffnete jetzt die Thür. Ich schämte mich nicht, in dieser Stellung angetroffen zu werden, und gab ihm nur den Brief, um sie zu rechtfertigen. Als er gelesen hatte, umarmte er mich, und sagte; „ach, die Gebete sind vergeblich! Nein, sie hat keinen Rudeli, keinen Retter gefunden.“ Ich erröthete; denn ich hatte nicht an Suschen gedacht. O, wie eng' ist das menschliche Herz!

Wir wollten den treuherzigen Rudeli, der nun gut gekleidet war, zu meinem Vater schicken. Ich las ihm das vor, was dieser in seinem Briefe von ihm geschrieben hatte. „Ist alles nichts!“ sagte er treuherzig. „Jetzt bliebe ich gern hier; ich wollte mich für Sie in die Hölle stürzen, liebe Herren.“ Er nahm schon drei Tage vor dem, der zu seiner Reise bestimmt war, von uns Abschied, und erbot sich jetzt, auch unser Bedienter zu seyn, wenn er bei uns bleiben sollte. Ich hätte ihn gern behalten; Waldenbruch sagte aber: „der Anblick meiner Trauer ist für den Jüngling verderblich. Nein, er soll nicht länger sehen, daß ein Mensch, den er für gut hält, unter den Leiden des Lebens so ganz erliegen kann. Er ist zur Arbeit und zum heitern Genusse des Lebens geschaffen; unser idealisches Leben hier würde ihn aus seiner Sphäre verrücken.“

Der Sohn.

An eben dem Morgen, da Rudeli reisen sollte, erhielt Waldenbruch einen Brief. Er las ihn, mit immer größerer Bewegung. Dann rief er aufspringend: „wir reisen Alle. Rudeli wir reisen mit dir!“ — Wohin? fragte ich, und dachte an Dresden. „Mein Vater!“ erwiederte Waldenbruch bestürzt, und gab mir den Brief, der von seinem Freunde in der Residenz kam. Ein junger schöner Officier war mit Waldenbruchs Familie umgegangen. Dieser Mensch wurde von allen seinen Kameraden gefürchtet; denn er vereinigte mit der größten körperlichen Kraft die größte Geschicklichkeit im Fechten. Er suchte Bekanntschaft in des Drosten Hause, weil Juliens einziges Kind, ein Mädchen von funfzen Jahren, die reichste Erbin im Lande, ihm gefiel. Julie gab ihm entfernte Hoffnungen auf die Hand ihrer Tochter — wohl nur aus Eitelkeit, weil der schöne, von Allen gefürchtete Mann ihr schmeichelte. Der Drost kennt das böse Herz, die rohen Sitten des Offiziers, und will den Umgang mit ihm abgebrochen wissen. Der junge Mensch findet sich beleidigt, und drohet. Julie erlaubt ihm, aus Furcht vor seiner Wildheit, ihre Tochter in fremden Gesellschaften, sogar in Abwesenheit des Drosten, zu sehen. Der Drost erfährt das, und sagt seiner Frau sehr bestimmt,

daß an eine Verbindung seiner Tochter mit diesem Menschen nicht zu denken sey. Der Umgang wird nun völlig abgebrochen; der Officier schleicht sich aber, voll Trotz auf seinen Degen, unter einer Verkleidung in das Haus des Drosten, und dringt sogar in das Zimmer der Tochter.

Empört über diese Zudringlichkeit, zu der sie keine Veranlassung gegeben hat, befielt sie ihm, mit der Würde eines gut erzogenen Mädchens, zu gehen. Der junge Mensch bleibt. Jetzt kommt der Vater dazu; er weist in gerechtem Zorne den Menschen aus dem Hause, und die Sache ist beendigt.

Nach einiger Zeit kommt der Drost in die Residenz, und trifft den Officier in einer Gesellschaft. Dieser wirft höhnische Blicke auf ihn, flistert Andern in die Ohren, lacht spöttisch, wenn der Drost vorübergeht, tritt ihm vorsetzlich in den Weg, kurz, reitzt ihn durch viele kleine Neckereien. Der Drost vergißt sich endlich, und beleidigt den Schläger. Das eben hat dieser Mensch gewollt. Er selbst macht die Beleidigung, die ihm widerfahren ist, bekannt, und entfernt sich. Der Drost reist noch denselben Tag wieder ab, und bekommt am folgenden Tage von dem jungen Menschen eine Ausfoderung.

Der Freund des jungen Waldenbruch, der nichts mehr wünschte, als den Vater mit dem Sohne zu versöhnen, war gerade auf des Dro-

sten Gute. Der Drost las die Ausfoderung, warf einen finstern Blick auf seine Gattin, deren Eitelkeit an Allem Schuld war, und antwortete auf der Stelle. Dann gab er Julien das Billet, und sagte bitter: „das hättest du mir ersparen können!“ Sie las, erblaßte, und rief: um Gottes willen! Ich fahre in die Residenz. — Dieses Betragen milderte seinen Verdruß. Er legte ihr den Finger auf den Mund, und sagte lachend: „mein Kind, so weit ist es noch nicht. Erst gehe ich sechs Wochen in die Forsten; dann ist es noch immer Zeit zu einem Gange mit dem Laffen.“

„Ich kannte den Bedienten des Officiers,“ schrieb Waldenbruchs Freund nun weiter, „und wußte Alles, so leise Ihr Vater auch gesprochen hatte. Nach einer Weile fand ich ihn im Garten nachdenkend auf und nieder gehen. Ich sagte: mich dünkt, Herr Drost, Sie haben Verdruß gehabt. — „Was soll ich es läugnen?“ antwortete Ihr Vater. „Ein Laffe hat mich einmal aus der Kälte gebracht, die ein Mann in jeder Lage behalten sollte; und nun habe ich meine Strafe dafür: der Laffe fodert mich.“ — Aber dieser Laffe, Herr Drost, erwiederte ich, hat sich vielleicht schon hundertmal geschlagen, und immer seinen Mann besiegt. Der Mensch ist obendrein boshaft; und hat er, wie man sagt, wirklich Hoffnung gehabt auf . . . Einbildung! unterbrach mich Ihr Vater;

meine Tochter will ihn nicht, und meine Frau hat ihm nichts gegeben, als ein Paar freundliche Blicke."

„Ich stellte Ihrem Vater vor, welche Gefahr er mit diesem Menschen liefe; er zuckte aber die Achseln, und sagte: „ich habe die Foderung angenommen, und über sechs Wochen muß ich mich stellen." Ich that allerlei Vorschläge, wie er das Duell vermeiden könnte; er ist aber nicht frei von dem unseligen Vorurtheil unseres Standes, und schlug Alles aus, wozu ich ihm rieth. Ich schreibe Ihnen dies, lieber Waldenbruch, daß Sie Ihre Maßregeln darnach nehmen, und, wenn etwa die Sache unglücklich ablaufen sollte, (Ihr Vater ist schwach, und seit einiger Zeit kränklich) sogleich hier seyn können. Ihre Stiefmutter scheint Ihnen gar nicht so abgeneigt, als Sie glauben, und Ihre Schwester ist ein vortreffliches Mädchen; gewiß verschweigt sie nur um des Vaters willen, wie sehr sie wünscht, den Bruder an ihr Herz zu drücken, von dessen edlem Charakter ich ihr so oft erzählt habe. Ein Testament, das Sie enterbt, ist da; doch Ihre Stiefmutter wird es, glaube ich, nicht geltend machen: so habe ich von Ihrer Schwester verstanden. Freilich würden die Tiefenthals, wenn das Duell unglücklich abliefe, Ihre Abwesenheit zu Ihrem Schaden zu nutzen suchen. Am besten wäre es wohl, Sie kämen sogleich hieher, um auf allen Fall bei der Hand zu seyn. Das

Duell ist den 27sten künftigen Monats: das hat mir Ihr Vater gesagt. Leben Sie wohl!"

Ich las den Brief mit Entsetzen, und gab ihn mit zitternden Händen zurück, ohne fragen zu können, was Waldenbruch zu thun gesonnen sey. Er sank an meine Brust, als ich ihn mit einem wehmüthigen Blick ansah. O Gott! sagte ich nun; was ist Ihr Entschluß?

„Ich verabscheue diese Raserei," erwiederte er; „und doch, doch muß ich . . ." — die Sache dem Fürsten denunciren, fiel ich ein. — Er schüttelte den Kopf. „Mein Vater fiele dann in die Strafe des Duells, und mich, den er ohnedies schon haßt, hielte er für seinen Verräther. Es muß anders seyn. O, es ist eine unselige Empfindung für einen Sohn, mit dem Hasse des Vaters, gleichviel ob schuldig oder unschuldig, beladen zu leben. (Sanft weinend.) Auf der ganzen Erde habe ich nur diese beiden Menschen, die mich lieben. (Er faßte meine und Rudelis Hand.) Fremde; und mein Vater . . . !"

Er ließ, ohne sich zu erklären, Postpferde bestellen. Wir fuhren Tag und Nacht; denn auch so war es kaum möglich, vor dem bestimmten Tage die Residenz unsres Fürstenthums zu erreichen. Unterweges wurde Waldenbruch von einer heftigen Kolik befallen, und ich bat ihn, nur einige Stunden auszuruhen. Er sagte aber: „es ist mein Vater!" und warf sich,

troz den heftigen Schmerzen, wieder in den Wagen.

Nur Verschwendung des Geldes an die Postillone machte, daß wir den 26sten in der Residenz ankamen. Waldenbruch eilte sogleich zu seinem Freunde; ich konnte wegen einer Verlezung des Fußes nicht gehen, und blieb mit Rudeli im Wirthshause. Nach Mitternacht kam Waldenbruch zurück. Noch immer wußte ich seinen Entschluß nicht; aber mit Zittern ahnete ich ihn. Ich überlegte tausendmal, was ich in seinem Falle thun würde; und immer fand ich mit Schrecken: das, woran ich nur mit Schauder dachte. Kann denn, sagte ich endlich, den Tugendhaften etwas zwingen? Giebt es denn auch in der sittlichen Welt eine Nothwendigkeit, der wir gegen unsern Willen gehorchen müssen, wie in der physischen? Muß er für seinen Vater einen Mord begehen, oder sich ermorden lassen? — Was auch meine Vernunft dagegen sagte, mein Herz war andrer Meinung, und so schwieg ich finster, als Waldenbruch zurückkam Am Morgen um fünf nahm er seinen Mantel, und gieng, nachdem er mich lange und zärtlich umarmt hatte. Rudeli, sagte ich, folge ihm; laß dich aber nicht von ihm erblicken, und gieb mir Nachricht.

Rudeli nahm seinen Schweizer-Dornstock, und sagte: ich weiß, er will sich schlagen für seinen Vater. Das ist christlich. Nun, ich will zum Recht sehen. Er schwang seinen Knit-

tel, und verließ das Zimmer. Ich mußte den theuersten Freund meines Lebens allein gehen lassen. Welche drückende, peinliche Stunden! Ich habe mehr gelitten, als er und jeder Andre!

Waldenbruch gieng eine halbe Meile weit vor das Thor, und in ein Wäldchen, durch das die Gränze des Landes geht. Rudeli, der ihm von weitem gefolgt war, blieb hinter einem Gebüsch, und behielt seinen Wohlthäter im Auge. Nach einer halben Stunde kamen der Drost und sein Gegner, jeder in einer halben Chaise. Sie ließen diese eine beträchtliche Strecke weit von dem Walde halten, und giengen dann Beide in das Gebüsch. Hier! rief der Officier spöttisch, und zog seinen Rock aus.

Jetzt trat Waldenbruch hervor, warf seinen Mantel ab, und sagte mit Betrübniß und Ernst: mein Vater, lassen Sie mich diesen Schurken züchtigen! Der Drost war wie erstarrt. „Was willst du hier?“ fragte er endlich. Ohne zu antworten, zog Waldenbruch den Degen, und gieng mit den Worten: du Elender! auf seinen Gegner los. Der Officier fragte: wer sind Sie, mein Herr? — Der Sohn dieses beleidigten, ehrwürdigen Greises, der Bruder des Mädchens, dem du dich aufdrangst, Schurke. Der Officier glühete vor Zorn. Der Drost wollte zwischen Beide treten; er sprang aber wieder zurück, als er sah, daß er seinen Sohn nur hinderte, die Stöße seines Gegners abzuwehren. Waldenbruch focht

gut; der Officier war ihm indeß überlegen, und nach einigen Gängen stieß dieser ihm durch den rechten Arm, so daß er den Degen sinken ließ.

Das für Ihren albernen Vorwitz, mein Herr! sagte der Officier mit Hohnlachen. Und nun Sie, mein edler Herr Drost; denn diese kleine Komödie rettet Sie nicht. Ziehen Sie! — In diesem Augenblicke sprang Rudeli aus dem Gebüsch hervor, und rief: erst mit mir, du Mörder! Der Drost sah noch mitleidig auf seinen Sohn, der sich an einen Baum gesetzt hatte, um seine Wunde zu verbinden. Der Officier rief: Herr Drost, wie viele Leute haben Sie hier noch stecken? Ich hoffe doch endlich zu Ihnen zu kommen. Und wer sind Sie denn? fragte er Rudeli'n; auch ein Sohn, oder Schwiegersohn? Nun denn; es sey darum. Nehmen Sie den Degen! Er stellte sich zum Fechten bereit. Rudeli aber sagte: was Degen! der ist zu gut für dich, du Großpraler. Dieser Schweizer-Dornstock soll dich lehren, was Schweizerarme können. Ich bin nur ein Bedienter, ein Ochsenhüter. — Wie? rief der Officier; wie? ein Bedienter? Mensch, geh! oder — Er zog sich zurück; Rudeli setzte ihm aber mit seinem Dornenstocke so zu, daß er sich endlich vertheidigen mußte. Er ritzte Rudeli'n zwei- oder dreimal die Haut; der sagte aber: schadet nichts, schlechter Mensch. Meinst du, ein Schweizer fragte nach ein Paar Tropfen Blut? Und dabei sausten dem Officier die

Hiebe des schweren Knittels so nahe um den Kopf, daß er die Besonnenheit verlor. Rudeli war in der Schweiz ein berüchtigter Schwinger gewesen (wie die Schweizer ihre Kämpfer nennen), und ein Paar von ihm ausgetheilte Schläge auf den Arm hatten den Officier schon kraftloser gemacht. Jetzt stieß dieser nach Rudeli's Brust, um die kräftigen Schläge abzuwehren. „Aufs Leben also?" sagte Rudeli zornig, und führte nun mit dem schweren Knittel einen gewaltigen Schlag, der den Arm seines Gegners zerschmetterte. Der Officier stürzte zu Boden, und bat, als Rudeli aufs neue seinen Knittel hob, um Schonung. Rudeli warf jetzt seinen Knittel weg, und eilte Waldenbruch zu Hülfe, der in einer Ohnmacht lag, und mit dem sein Vater sich theilnehmend beschäftigte.

Rudeli eilte zu dem Wagen, worin ein Wundarzt war. Der Officier fluchte mit widriger Heftigkeit auf den Drosten, daß er ihm Straßenräuber auf den Leib geschickt habe, und drohete mit der fürchterlichsten Rache, sobald sein Arm geheilt sey. Straßenräuber? sagte Rudeli. Alter Herr, (so wendete er sich an den Drosten) Sie haben's gesehen. Ist es nicht ehrlich zugegangen? Du bist ein Straßenräuber, daß du, ein so starker Kerl, den alten, schwachen Mann zum Schwingen herausforderst. Nun, den Arm sollst du so bald nicht wieder gebrauchen, das weiß ich. — Als man

den Officier in den Wagen gebracht hatte, warf sich Waldenbruch seinem Vater zu Füßen, schlang den verwundeten Arm um seine Kniee, sah ihn flehend an, und sagte leise: Vater! so habe ich Sie immer geliebt! „Einmal nicht, mein Sohn!“ erwiederte der Vater sanft, und legte die Hand auf seine Stirn. — Immer habe ich Sie so geliebt, wiederholte der Sohn, und schlug das blaue Auge versichernd zu ihm auf. „Einmal,“ sagte der Vater, „standest du nicht so vor mir, wie vorhin und wie jetzt. Doch, laß uns nicht daran denken!“ — Immer so, mein Vater, wiederholte der Sohn; nie anders. Legen Sie auf diese Stunde Ihren Segen, mein Vater! — „Ja, auf diese Stunde, mein Sohn, legt mein Herz und Gott den Segen.“ — Auf jede in dem Leben Ihres Sohnes, mein ehrwürdiger Vater. — „Laß uns davon schweigen!“ — Immer, mein Vater, war ich so. O legen Sie Ihren Segen auf das Herz eines Sohnes, der unglücklich, aber nicht schuldig war. — Der Drost wurde verlegen. „Immer, sagst du, wärest du so gewesen? Mein Sohn, ich hasse die Heuchelei.“ — Darum, mein Vater, sollten Sie mich lieben. — „Fand ich dich nicht . . . ?“ fuhr der Drost schon härter fort. „Doch heute nichts davon. Steh auf, Karl!“ — Ich wollte, Sie trauten Ihrem Sohne einmal etwas Gutes zu. — „Von heute an thu' ich es.“ — Von heute an? Sie stoßen mein Herz von sich.

Hier sprang Rudeli hinzu, und sagte unmuthig: Herr, kein Schweizer, kein Mensch, kein Engel im Himmel ist besser, treuer, redlicher als Ihr Sohn. Ich möchte ihn so nicht quälen! — Vater, sagte Waldenbruch, und richtete sich langsam in Rudeli's Armen auf: das sagt ein Fremder! — „Ich liebe dich ja von jetzt an, mein Sohn; du rettetest mein Leben." — Dafür lieben Sie mich? Dieser Fremde that es; ihn müssen Sie also mehr lieben als mich. . . . Rudeli! — fuhr er bewegt fort — ich liebe dich ewig; du rettetest meines Vaters Leben. Der Drost fühlte sich wider Willen gerührt, und bedeckte die Augen mit seinem Taschentuche. „Warum weine ich?" sagte er dann, das Schnupftuch aufhebend. „Weil mir die Freude dieser Stunde geraubt ist; weil ich . . . O, mein Sohn, ich möchte so gern vergessen! Warum erinnerst du mich daran? Doch laß uns gehen, mein Sohn. Deine Wunde bedarf Hülfe."

Der Vater fuhr mit dem Sohne langsam in die Stadt zurück, und auch Rudeli gieng dahin. „Wer ist denn der junge Mensch?" fragte der Drost. — Ein Hirt aus der Schweiz. — „Du hast seltsame Freunde, mein Sohn." — Seltne, mein Vater. Dieser junge Mensch rettete in der Schweiz mit eigner Gefahr mein Leben, und heute das Ihrige.

Rudeli war schon vor ihnen wieder in unserm Wirthshause. Er rief mir freudig zu:

alles gut! Ein Lumpenstich durch den Arm, ein Paar Ritzen: weiter nichts. So ein Dornenstock ist eine schöne Sache!

Ich vergaß, als Waldenbruch mit seinem Vater kam, meine Schmerzen, hinkte hinunter an den Wagen, streckte weinend meinem väterlichen Lehrer die Arme entgegen, und küßte, ganz außer mir, seine blutigen Hände. Waldenbruch, sagte ich; wenn man Sie jetzt todt brächte, auch ich wäre gestorben! Edler, unglücklicher Mann, Sie thaten für Ihren Vater, was Sie nie für sich selbst thun würden.

Wir, Rudeli und ich, hoben ihn jetzt aus dem Wagen, und trugen ihn mehr, als er gieng; der Vater, den ich nicht bemerkt hatte, folgte uns. Als wir ihn auf den Sofa gelegt hatten, warfen wir uns ihm zu Füßen. Er legte mit einem himmlischen Lächeln die Arme um uns, und sagte: mein Vater, ein Mensch, der so geliebt wird, kann nicht lasterhaft seyn.

Der Vater näherte sich, und küßte ihn mit bebenden Lippen. „O, mein Sohn!“ sagte er sehr bewegt; „ich liebe dich. Aber kann auch ich dich so nennen, wie diese: edler Mensch? — Gott gebe es!“

Jetzt kam der Arzt. „Meine Familie!“ sagte der Drost. „Ich muß dich verlassen. Jeder Augenblick, den ich länger bleibe, vermehrt ihre Angst. Sie wissen durch eine Unvorsichtigkeit von mir, was geschehen ist. Ich finde dich hier wieder: das, mein Sohn, soll mir ein Be-

weis deiner kindlichen Liebe seyn.“ Er legte eine volle Börse auf den Tisch, und gieng.

Die Medaille.

Waldenbruchs Wunde war in der That nicht bedeutend. Die Angst, seinen schwachen Vater in der Gewalt eines so boshaften Menschen zu sehen, hatte ihm auf dem Kampfplatze eine Ohnmacht zugezogen, nicht die Wunde, und der Arzt konnte ihm baldige Besserung versprechen. Ich habe gestern, sagte er am folgenden Morgen, einen Arm zu kuriren bekommen, der schon viel Böses gethan hat; jetzt soll er aber wohl keins mehr thun. Ein junger Officier (raunte er uns zu), ein Schläger von Profession, der schon manchem ehrlichen Manne ein Paar Pfund Blut ohne Ordre abgenommen hat. Die ganze Armröhre ist zerschmettert. Der Arm wird total lahm. Er kann keinen Degen mehr halten. Sie müssen den linken Arm nehmen, sagte ich, als er bei dieser Ankündigung sehr gräßlich fluchte. Der, erwiederte er, ist schon zum Teufel. Ein: Hieb bei meiner ersten Ehrensache, da ich, nach der Methode eines verdammten Französischen Fechtmeisters, die linke Hand vor das Gesicht hielt, lähmte mir den Daumen. Ich kann mit der Linken kein Federmesser mehr halten. Hm!

dachte ich; desto besser! Wie die Sünde, so die Strafe! Er fluchte schrecklich auf einen Schweizerbauer —

Der bin ich, sagte Sudeli. Es hängt doch im Leben alles närrisch zusammen. Wäre in der Schweiz kein Bergwasser, so hätte der Mensch seine Armröhre noch; und der Himmel weiß, wen Sie dann bald zu kuriren bekämen.

Der Arzt rieth dem muthigen Schweizer doch, etwas vorsichtig zu seyn, weil der Officier ihm eine schreckliche Rache geschworen habe. Rudeli lachte; mir aber war, nach Allem, was man von dem Charakter des Menschen sagte, nicht wohl zu Muthe: daher mußte Rudeli am dritten Tage, als das Fieber nachgelassen hatte, trotz seiner Widerrede, zu meinem Vater. Ich gab ihm einen Brief mit, worin ich das Datum meiner Lebensrettung bemerkt hatte, und meinem Vater versprach, daß ich ihn bald besuchen würde; denn Waldenbruch war Willens, sein Fichtenwäldchen wiederzusehen, wo er so glücklich und so unglücklich gewesen war.

Am vierten Tage befand sich Waldenbruch wieder ganz munter. Wir sprachen, neben einander sitzend, von Suschen und von seinem Vater, dessen Ankunft auf den folgenden Morgen uns der Kammerherr von Tiefenthal angekündigt hatte. Er redete mit dem höchsten Entzücken von den schönen Stunden seiner Liebe. „Und nun so ganz arm!“ setzte er hinzu; „nicht einmal das kleinste Andenken habe ich

von ihr!“ — Ach, ein Andenken, sagte ich, erneuert nur den Schmerz der Trennung. Ich — ich habe ein Andenken von dem Mädchen, das . . . — Mit diesen Worten zog ich meine Börse hervor, nahm die Medaille heraus, welche Sophie bei dem Abschiede von mir fallen ließ, und blickte sie mit Sehnsucht an. Sehen Sie, sagte ich; die gab mir . . .

„Die gab sie dir?“ unterbrach er mich, und besah die Medaille. „O, ich kenne sie wohl! An einem schönen Abende, als wir in der Hütte saßen, und von den glücklichen Tagen der Zukunft sprachen, grub ich unter die beiden Figuren, die einander hier die Hände reichen, die Anfangsbuchstaben unserer Namen, S und W.

Um Gottes willen! rief ich, und sprang auf; Sie? Sie gruben . . .? auf diese Medaille? — Ich riß ihm die Medaille aus der Hand, sah darauf, was ich tausendmal gesehen hatte, die Buchstaben S und W, erblaßte, und konnte sie nicht länger in den bebenden Händen halten.

Jetzt fiel mir Sophiens Aehnlichkeit mit Suschen auf; jetzt wußte ich, warum ich geträumt hatte, das Mädchen schon in einer früheren Welt gesehen zu haben. Alles war mir deutlich. Ich schrie mit Jauchzen: Suschen lebt! sie ist in Dresden! Waldenbruch saß da, als wäre er von einem Blitze getroffen Er lehnte sich langsam zurück, starrte mit wilden

Augen vor sich hin, und hielt bebend die matten Hände an die Stirn.

Sie lebt! rief ich einmal über das andre in einer Taumelnden Freude; in Dresden! Jetzt dachte ich daran, daß Sophie sein Auge, seine Stimme, seine Stirn hatte. O Gott! rief ich noch lauter; Waldenbruch, Sie haben eine Tochter! Sophie, das theuerste, edelste Geschöpf der Erde! O mein Vater, (ich knieete vor ihm nieder) ich liebe Ihre Tochter unaussprechlich. O mein Vater! nun ganz mein Vater!

Jetzt sprang Waldenbruch auf, faßte mich an der Brust, und rief in einem furchtbaren Tone: „willst du mich um den Verstand bringen?“

Noch immer in heftigem, gewaltsamen Entzücken, sagte ich: bei dem ewigen Gott! Suschen lebt, Ihre Tochter lebt! Wir werden Alle glücklich seyn. In Dresden sind sie. Waldenbruch ließ mich los, und sagte: „gütiger Gott! was ist das? Ich bitte dich, mein Sohn, rede! Woher weißt du, ...? Und erst jetzt! Um Gottes willen, mache mich nicht wahnsinnig. Sag, wie hängt das zusammen!“

Konnte ich in diesem Augenblick hören? konnte ich erzählen? Ich klingelte, stürzte hinaus auf den Vorsaal, und schrie von der Treppe hinunter: Pferde! sogleich Pferde! Markör! Herr Wirth! schaffen Sie uns Pferde!

Und nun wieder in das Zimmer zu Waldenbruch. Sie sind in Dresden. Ihre Tochter Sophie, und Ihre Geliebte! O, um Gottes

willen! lassen Sie uns eilen! — Ich begriff nicht, warum er den Zusammenhang nicht einsah, und warum er noch so ängstlich da stand. Endlich zwang er mich zu schweigen, und fragte: „Suschen gab dir diese . . .?“ — Nicht Suschen, unterbrach ich ihn; Ihre und Suschens Tochter, Sophie. In Dresden. Den Tag vorher, ehe wir in die Schweiz giengen.

„Bösewicht! und das verschwiegst du mir?“

Jetzt erfahre ich ja erst, daß es Suschen war. Von Ihnen.

„Von mir? O Himmel, gieb mir Geduld! . . . Sag, wie hängt das zusammen?“

Kennen Sie Suschens Hand? Ich nahm aus meiner Schreibtafel das Blättchen Papier, worin die Medaille gewickelt gewesen war, und gab es ihm. Er wurde bleich, als er Suschen Schriftzüge erkannte, die ich nie gesehen hatte, und las die wenigen Worte mit starren Augen. „O Gott!“ rief er dann, und drückte das Papier an seine Lippen; „nein, das werde ich dir nie vergeben! Das alles wußtest du, und . . .“ — Hier stürzte er auf den Vorsaal, und rief, noch lauter als ich vorher, nach Pferden. Ich war schon beschäftigt, den Koffer zu packen; doch ich warf mich aufs neue in seine Arme. „In Dresden?“ sagte er, und stand in sich versunken da. Bald aber belebte sich die Bildsäule, und er half mir.

In einer Viertelstunde war der Koffer gepackt. „Ist der Wagen da?“ rief Waldenbruch

nun dem Markör zu, der schon seit einigen Minuten verlegen im Zimmer stand, und die beiden unsinnigen Menschen betrachtete, die einander bald umarmten, bald jauchzten, bald Thränen vergossen.

Sogleich will ich sie bestellen. Wohin wollen Sie denn? — Nach Dresden! riefen wir Beide. Sie sind dort, sie leben! rief ich; und er: „sie ist da! sie lebt!"

Endlich saßen wir im Wagen, und ich hob meine Erzählung an. Jetzt konnte ich zum ersten Male von Sophien zu einem lebendigen Menschen reden. Schreiben? Und wenn es bestimmt wäre, von der ganzen Welt gelesen zu werden — es ist nicht viel mehr, als einem Todten erzählen. Ueberdies redete ich jetzt von Sophien zu einem Menschen, der von ihrer Liebenswürdigkeit, von ihrer Unschuld, von ihrer himmlischen Schönheit so gern hören wollte! — wir waren wenigstens drei Tagereisen von Dresden: so hatte ich denn Zeit, sogar auf den Vortrag Aufmerksamkeit zu verwenden, und wollte das auch.

„Nun?" hob Waldenbruch dringend an. Wie sehr hatte ich mich verrechnet! Schon bei dem zwanzigsten Worte unterbrach er mich mit der Frage: „und Suschen? Ich bitte dich, komm zur Sache." Nach einigen vergeblichen Versuchen, die Geschichte meiner Liebe zu erzählen, die er immer mit seinem: „Und Suschen?" unterbrach, sah ich mich genöthigt, von

hinten anzufangen und den Abschied von Sophien zu erzählen. Ich wollte ihn wenigstens auf die zarten Empfindungen seiner Tochter aufmerksam machen, daß sie es Wochenlang nicht gewagt hatte, mir das Geschenk anzubieten; es war ihm aber nicht beizukommen. „O Gott!“ rief er; „wie unglücklich wäre ich, wenn sie das Andenken zurückbehalten hätte!“

Nun aber hatte er mächtige Zweifel. „Waldleben, sagst du? Waldleben? Warum sollte sie einen andern Namen geführt haben?“ Ich erinnerte ihn, daß sie meinem Oheim hätte versprechen müssen, das zu thun. „Tyrannischer, grausamer Mensch!“ rief er. „Aber“ — er ergriff bittend meine Hände — „wenn sie verheirathet : : : Sagtest du nicht von einer Soldatenwittwe? Wenn ihr Mann Waldleben geheißen hätte, oder gar noch lebte! Gesehen hast du sie ja nicht. Und eine Tochter hat sie? O, es ist nur zu gewiß!“

Ich bitte Sie, Waldenbruch, Sophie war funfzehn Jahre alt, als ich mit Ihnen in die Schweiz gieng. Zwölf Jahre war ich alt, als Suschen ihres Vaters Haus verließ. Jetzt bin ich acht und zwanzig. Rechnen Sie selbst. Sophie ist Ihre Tochter. Noch mehr! sie hat mir gesagt: ihr Vater sey vor ihrer Geburt gestorben. — Er rechnete. Alles traf zu; und dennoch schwieg er, damit ich fortfahren sollte, seine Zweifel zu heben.

Endlich sagte er: „ja, sie ist es!“ Doch in demselben Augenblick erregte er sich wieder einen neuen Zweifel: „aber wenn Suschen die Medaille aus Noth hätte weggeben müssen, (und leider ist dies nur allzu wahrscheinlich!) und so wäre sie endlich in die Hände der Waldleben, einer fremden Frau, gekommen?“ — Ich erwiederte: Sie haben ja den Zettel, den Suschen geschrieben hat.

Alle Zweifel verschwanden zuletzt, und nun glaubte ich, endlich einmal meine Erzählung anbringen zu können. Doch jetzt war Waldenbruch in die Vorstellung versunken, wie er Suschen antreffen, was er von ihr hören, wie sie in seinen Armen vor Entzücken vergehen würde. Er machte Plane für sein künftiges Leben, und theilte sie mir durch einzelne Ausrufe, bei Händedrücken und Umarmungen, mit. Es gieng mir nahe, daß in allen seinen Vorstellungen die Tochter, meine Geliebte, eine so kleine Rolle spielte. Waldenbruch, sagte ich endlich, als die Sonne aufgieng: Sie sind ein beneidenswerther Vater; und daran denken Sie gar nicht?

Er lächelte, und bat mich, ihm zu erzählen. Ich glaubte schon, gesiegt zu haben; kaum war ich aber im Gange, so erzählte Er mir seine Träume, seine Plane für die Zukunft, worin wir, ich und Sophie, freilich mit figurirten, doch nur, wie ein Paar auf dem Thea-

ker, das so nebenher einander die Hände giebt, weil der Vorhang fallen will.

Auf der nächsten Station zog ich endlich mein Tagebuch hervor, und ließ ihn die Blätter lesen, die meinen Aufenthalt in Dresden betreffen. Hier machte ich nun zum ersten Male den Versuch, welche Wirkung mein Tagebuch auf einen Leser thun könnte. Ich sah verstohlen mit hinein, und beobachtete zu gleicher Zeit sein Gesicht, um mir die Stellen zu merken, welche sein Herz in Bewegung setzen würden. Die Schilderung von den verschiedenen Klassen meiner Schulmädchen las er ziemlich flüchtig durch; doch lächelte er wohl zuweilen, und las einige Stellen sogar mehrere Male. Auf die Worte: „Ach, ich gehe vor dieser Reihe von Mädchen nie auf und nieder, ohne schon die erblaßten Gesichter zu sehen, die Augen voll Thränen, die eingefallenen Wangen," legte er die Finger, und sagte seufzend: „ich fürchte, du wirst bald ein solches Gesicht sehen!"

Als er den Abschnitt anfieng, der von Sophien handelt, sagte ich: das ist Ihre Tochter! Bei dieser Erinnerung fieng er an langsamer zu lesen. Sein Auge benetzte sich, und seine Hände hielten das Papier nicht mehr fest. „Ja," sagte er jetzt; „es ist Suschens Tochter!" und dann wieder: „ja, es ist Suschens, es ist meine Tochter! . . . O, ich erkenne dich, mein Kind! So sah ich deine theure Mutter vor mir,

so in der Unschuld einer Seligen. Wenn Suschen" — er wendete sich zu mir — „in dem Wäldchen da stand, und ihre frommen Blicke mit dieser freudigen Sehnsucht nicht an mir, sondern an dem Gewölbe des Himmels hiengen; und wenn die Sonne das erhobene Gesicht, die schönen Rosen der Wangen, mit einem weißen Glanz umstrahlte: dann schien sie mir zu erblassen, und, zu gut für diese Erde, ihr entfliehen zu wollen. Ich beugte dann ihr Gesicht zu mir nieder, bedeckte die sehnenden Augen mit Küssen, und sagte: o stirb nicht, theure Heilige; auch diese Erde ist schön; auch in dieser Brust wohnt Liebe für dich! Nun sank sie, wieder eine Sterbliche, mit dem Lächeln der Liebe an meine Brust, und es schien mir, als hätte der Himmel sie mir wiedergegeben. Ja, es ist meine Tochter! Ich kenne den weit hin schauenden Blick, wie du ihn nennst; ich kenne den Engel hinter dem durchsichtigen Schleier ihres sterblichen Körpers. O, meine Gattin! o, meine Tochter! wann werd' ich Euch sehen!"

Ich war so gerührt, daß ich nicht weiter an meine Papiere dachte. Wir hielten einander eng umarmt; unsre Thränen vermischten sich, unser Entzücken, unsre Hoffnungen, unser Schmerz, unsre Seelen waren Eins. Er las weiter. Als er an die Stelle kam, wo ich sage, daß mir nicht ein einziges Mal der Gedanke eingefallen sey, ihn zu verlassen; da ließ er

die Hände mit dem Papiere auf die Kniee sinken, und sah mich mit dem lächelnden Blicke des väterlichen Wohlwollens an. „O,“ sagte er zärtlich; „soll ich denn alle Freuden des Lebens auf einmal fühlen? Gott, wie schön ist das Leben, wenn eine solche Liebe es beseligt! O mein Sohn!“ — Er beugte sein Gesicht an meine Brust. Ich fühlte in diesem Augenblicke mit einem Felsenglauben, mit einer Ueberzeugung, die auch das größte Unglück mir nie nehmen wird, daß die Tugend glücklich macht.

Waren wir in diesem Augenblicke nicht glücklich, so war es nie ein Mensch. Unsre Seelen erhoben sich über das vergängliche Leben, über das Grab. Ich habe nie meine Unsterblichkeit so gefühlt; und hätte in diesem Augenblicke der verderbende Hauch eines allgemeinen Elendes die Schöpfung verfinstert, wäre sie über mir in schreckliche Trümmer zerfallen — ich hätte mich ruhig an die Brust meines Freundes gelehnt, und gesagt: es ist ein Gott! und der Mensch ist unsterblich!

Waldenbruch dachte oder fühlte etwas Aehnliches. „Nein,“ sagte er: „ich werde nie wieder unglücklich seyn, was mir auch forthin begegnen mag!“

Bei diesen Gedanken, bei diesen so wahren, so erhabnen Gefühlen, dem himmlischen Lohne der Tugend, giengen wir — und ist nicht auch das ein Beweis, daß des Menschen Herz zur Tugend geschaffen ist? — auf einmal zu

dem Entgegengesetzten über. „O, wir finden sie gewiß!“ sagten wir Beide zu gleicher Zeit. „Sie sind da! sie leben! wir werden glücklich seyn!“ Wir sagten das mit einer solchen fröhlichen Gewißheit, daß wir den verlacht haben würden, der nur den mindesten Zweifel dagegen geäußert hätte. — Warum muß der arme Mensch der Tugend immer das Glück der Erde zugesellen? Würden wir nicht die Ewigkeit vergessen, wenn die Tugend hier immer beglückte? — Was wäre die Tugend, wenn sie alle unsre Wünsche befriedigte? Nichts als eine vergängliche, irdische, obgleich schöne, Bildsäule, die der Tod eben so vernichten würde, wie das Leben im Staube. Nein, jenseits des Grabes steht sie, die ewige Tugend, der unsterbliche Genius, und zeichnet die Thaten der Menschen auf, und ihre Thränen auf der dunkeln Erde. Dort erst heilet sie das verwundete Herz, trocknet die nassen Augen und kühlet die glühende Brust. Ihr Siegeskranz hängt an der Pforte der lohnenden Ewigkeit. Warum denkt daran der Mensch so selten? Warum dachten wir nicht daran? In dem seligen Gefühle unsrer Liebe sagten wir: ja, wir werden glücklich seyn! und kamen so, voll der sichersten Hoffnung, nach Dresden.

Ich wußte Suschens Wohnung, und auch ihr Zimmer; wohl hundertmal war ich da vorübergegangen, und hatte Sophien sogar am Fenster gesehen. Vor einem Gasthofe in der

Nähe stiegen wir ab; und sobald der Koffer vom Wagen herunter war, giengen wir nach dem Hause, in welchem Suschen bei meiner Abreise von Dresden wohnte. — Eine Treppe hoch! sagte ich, als wir die Hausthür öffneten. „Zu wem wollen Sie?“ fragte eine Frau auf dem Hausflur. — Zu der Frau Waldleben. — „Die wohnt nicht mehr hier.“ — Wo denn, liebe Frau? wo denn? — „Ja, das mag Gott wissen. Die gute Frau ist aus Dresden weggezogen.“

Wir sahen einander erstarrt an. Wissen Sie denn nicht, wohin? — „Ja, du lieber Himmel! das war die Frau nicht danach, daß man etwas von ihr erfahren konnte. Sie hat sechs Jahre bei mir gewohnt. Daß sie Waldleben hieß, das wußte ich; daß ihr Mann (wer's glauben wollte) Soldat gewesen und geblieben war, wußte ich auch: aber weiter nichts.“

Waldenbruch setzte sich auf einen Strohstuhl, und sah mich finster an. Ich examinirte die Wirthin weiter. Sie sagte ihre Vermuthungen, daß die Frau Waldleben wohl anderer Leute Kind gewesen seyn müßte, als sie selbst gesagt hätte; aber was wir erfahren wollten, konnte sie uns nicht sagen. Hat denn die Waldleben, fragte ich nun, hier gar keinen Bekannten gehabt, der wissen könnte, wo sie geblieben ist? — „Nicht eine Seele, außer mich. Sie saß den ganzen Tag und arbeitete. Sonntags gieng sie in die Kirche, und Nachmittags machte sie mit ihrer Tochter einen Spaziergang um die Stadt. So

Eine und so alle Wochen. Was sie hier weg trieb, will ich Ihnen wohl sagen. Da gegenüber wohnte ein junger Officier. Der hatte die Tochter, die heranwuchs und bildschön wurde, ins Auge gefaßt. (Ich warf einen klagenden Blick auf Waldenbruch.) So wie sich das Mädchen nur sehen ließ, war er auch schon am Fenster. Gieng sie aus, so folgte er ihr nach. Hatte ich aus der Welt List was Arges? Kam doch der Mensch zu mir, und fragte, ob ich wohl noch ein Stübchen zu vermiethen hätte! Kurz, er trieb es so arg — "

Und die Tochter? fragte ich zitternd. — „Ei nun, es mochte dem jungen Mädchen wohl gefallen, daß ein hübscher Mensch ihre Fußstapfen austrat. Welchem jungen Mädchen gefiele das nicht! Und wer weiß, wenn sie länger hier geblieben wäre. . . . Ach, die Verführung ist groß. Die Mutter hielt die Tochter zu Hause. Da es aber öfter so kam, und alle junge Mannsleute das Mädchen angafften, da sagte sie mir die Miethe auf, und zog weg."

Das war alles, was wir von der Frau in einer ganzen Stunde erfuhren; sie wußte nicht einmal, mit welcher Gelegenheit die Waldleben weggereist war. Jetzt wollte sie auch uns ins Verhör nehmen; wir entgiengen ihr aber glücklich, und kamen dann finster und schweigend wieder nach unsrem Gasthofe.

Waldenbruch stützte den Kopf mit der Hand; ich aber gab noch nicht alle Hoffnung auf, und

sagte ihm das. Er erwiederte kalt: „und Suschen hätte nicht gewußt, daß du der Lehrer ihrer Tochter warest? Dein Name, Engelmann! Das sind Räthsel, die ich nicht begreife.“ — Ich hieß ja Herr Inspektor, und schwerlich wußte eine von meinen Schülerinnen meinen Namen. — Er hörte das gleichgültig an, und legte die Stirn in die andere Hand. Ich hatte ihn nie so kalt, so unmuthig gesehen; und heute, nach der rührenden Scene am Morgen, erwartete ich es am wenigsten. „Wärest du,“ hob er wieder an, und noch kälter als zuvor — „wärest du, was so natürlich war, einmal zu der Mutter gegangen, so . . . Ich mag nicht daran denken!“ — Konnte ich das? fragte ich, — „Das wußtest du,“ antwortete er aufstehend, und setzte die Stühle im Zimmer an ihren Ort. „Du liebtest, wie du sagst, die Tochter; und so mußtest du! Aber das paßte nicht in dein Tagebuch. Es gab keine so interessante Scene, als wenn du das Mädchen eine Zeitlang ihren stillen Wünschen, ihrer heimlichen Sehnsucht überließest, und dann, wenn sie alle Hoffnung aufgegeben hatte, wie ein Gott aus einer papiernen Wolke, zu ihr tratest, und sagtest: hier bin ich!“

Guter Gott! das konnte der Mann sagen, der noch vor Kurzem meine Papiere mit den heißesten Thränen benetzt hatte! Ich sah ihm wehmüthig in die Augen. Diese Wehmuth klagte ihn aber nicht wegen des Unrechts an,

das er mir that; sie war feiner, edler: ich bejammerte den schwachen Menschen, in dessen Herzen eine fehlgeschlagene Hoffnung die seligsten Gefühle in Gift verwandelt. — Sein Vorwurf hatte einigen Grund; aber desto ungerechter, desto ungroßmüthiger war er. Doch ich vergab ihm alles. Wäre nicht in meinem Herzen eine kleine Freude aufgestiegen, daß ich ihm einmal etwas zu vergeben hatte, (und war diese Freude nicht eben so schlimm als sein Vorwurf?): ich würde mich in seine Arme geworfen haben. So aber gieng ich, unzufrieden über meinen nicht edlen Triumpf, an die andere Seite des Zimmers, und schob Tische und Stühle zurecht, wie er. Wir thaten das, um einander nicht ansehn zu dürfen. Doch auf einmal fühlte ich mich von seinen Armen umschlungen, und als ich mich umwendete, benetzten mich seine Thränen, Er war dennoch besser als ich!

Einen Menschen zu umarmen, den man erst vor einigen Augenblicken beleidigt hat, dazu gehört viel Größe des Herzens und Selbstüberwindung. Edler Mensch! sagte ich, ihn bewundernd. Konnte ich weniger sagen? Der ganze Abend war ein anhaltender Triumph für ihn „In der Gegend hier umher muß sie seyn,“ fieng er an. „Und da wir den Tag ihrer Abreise wissen, so werden ja die Postbücher zeigen, wo sie geblieben ist. Im schlimmsten Falle können wir sie in allen Zeitungen,

citiren lassen, da wir ihren angenommenen Namen kennen. Liest sie die Zeitungen nicht, so liest sie einer von ihren Bekannten. Kurz, sie müßte Deutschland verlassen haben, wenn wir sie nicht endlich finden sollten."

So sprach er in Absätzen fort, und ließ sich durch alle meine Einwürfe nicht stören. Er machte das Wiederauffinden Suschens so leicht, um meine Schuld zu vermindern; ja, er gieng heute sogar nicht einmal auf die Post, um mir zu zeigen, mit welcher Zuversicht er hoffte. Meines Tagebuches wurde den Abend nicht wieder erwähnt. Wir versöhnten uns nicht ausdrücklich: aber wir liebten einander desto mehr; und war das nicht die schönste Versöhnung?

Am folgenden Morgen mußte ich erst mit ihm nach dem Hause gehen, worin er bei unsrem Zusammentreffen gewohnt hatte. Auf dem Zimmer fiel er mir um den Hals, und sagte leise: „du verließest mich hier nicht, mein Sohn! O, verzeihe mir!" Ich drückte ihn an meine Brust; und nun erst bat er mich, ihn nach dem Posthause zu begleiten, nun erst wiederholte er ängstlich alle die Einwürfe, die ich ihm gestern gemacht hatte. Wir fanden den Namen Waldleben nicht in den Listen. Ich suchte alle meine Schülerinnen auf; aber keine wußte etwas von ihr. Nachdem wir jeden nur möglichen Versuch gemacht hatten, ihren Aufenthalt zu erforschen, griffen wir zu dem letzten Mittel, den Zeitungen. Wir foderten

Mutter und Tochter nur auf, einen Brief in Empfang zu nehmen, der wichtige Nachrichten für sie enthielte; denn Waldenbruch zweifelte, ob Suschen ihn auch wieder sehen wollte. Als er den kleinen Aufsatz für die Zeitungen schrieb, fiel mir natürlicher Weise ein, daß ich nach Hause schreiben müsse; und sobald ich meinen Vater nannte, fiel Waldenbruchen der seinige ein, dem er nicht Wort gehalten hatte.

„Alle Fäden," sagte er, „welche der unglückliche Vorfall mit jenem Schläger um unsre Herzen knüpfte, sind wieder zerrissen. . . . Es waltet ein eignes Unglück über mir und meinem Vater! Ich könnte ihm schreiben; aber — darf ich ihm sagen, warum und wozu ich aus der Residenz weggereist bin?" — Ich schrieb meinem Vater, und bat ihn, seine Antwort nach Leipzig zu schicken; denn wir waren entschlossen, rings um Dresden jede Stadt nach der Reihe zu durchsuchen.

Die Väter.

Wir reisten die Kreuz und die Quer, als hätten wir eine Seelenliste der Sächsischen Länder aufzunehmen, und machten uns unser Geschäft so interessant als möglich. „Ich wollte," sagte Waldenbruch, „jeder Staatsminister hätte eine Geliebte verloren, und suchte

sie so angelegentlich, wie wir! Wenn er sie nicht fände, so würde er doch in den dritten und vierten Etagen, oder in den Vorstädten, mancherlei finden, bei dem sein Orden auf der linken Brust vielleicht in eine schönere Bewegung geriethe, als damals, da er ihn zuerst auf dem pochenden Herzen trug." — „O Gott!" sagte er an manchem Abend, wenn wir abermals vergebens nachgeforscht hatten; „welches Elend, welche Genügsamkeit, welche Roheit, welche Tugenden, wohnen auf den Zimmern der Armen, in den kleinen Hütten!"

In Leipzig fand ich, anstatt eines Briefes von meinem Vater, ihn selbst und den Wachtmeister. Ich ließ auf der Post meine Adresse, und eine Stunde nachher kamen sie zu mir. „Suschen!" rief der Wachtmeister, als er die Thür öffnete. „Wo ist sie? Wo hast du sie?" — Was du geschrieben hast, lieber Sohn, sagte mein Vater zitternd, und hielt mir meinen Brief hin; . . . dein Oheim meint, und schwört darauf, du habest sie schon gefunden. Ich sage Nein. Nun sprich du!

Mein Brief enthielt nur in wenigen Worten die Nachricht, daß Suschen noch lebe, daß sie gesund sey, und daß ich sie zu finden hoffe. Der Wachtmeister erstickte mich fast mit Umarmungen, und fragte in Einem fort: nicht wahr, sie ist da? Wo ist sie denn? wo ist meine verstoßene Tochter?" Ich fieng an zu erzählen; und das that ich in der Ueberraschung

nicht mit der gehörigen Besonnenheit. Ich vergaß, daß meiner Familie Manches, was ich wußte, noch ein Geheimniß war, und mischte Waldenbruchen, der seitwärts am Fenster stand, und den noch keiner gesehen hatte, mit hinein. Wir finden sie gewiß, sagte ich; schon seit vier Wochen suche ich sie mit dem Herrn von Waldenbruch unabläßig.

„Waldenbruch?“ fragte mein Oheim; und Waldenbruch trat einen Schritt näher. Als mein Oheim ihn sah, rückte er den Hut ein wenig, und fragte mit krauser Stirn: „Sie suchen meine Tochter? Ich bin Ihnen Dank schuldig; denn Sie haben den da allerlei gelehrt. Aber — warum suchen Sie Suschen? Der Teufel! (er stieß den Stock auf den Boden) Herr, wenn das wäre, was ich jetzt vermuthe . . . Bruder, mir geht ein Licht auf. Der Rudeli — O, nimm das alles zusammen. Also das ist der junge Edelmann, den du in die Schweiz begleitetest, und von dem Rudeli sagt, daß er seine Braut sucht? Bruder, du weißt, was ich geschworen habe.“

Des Wachtmeisters Gesicht glühete vor Zorn, und ich sah eine fürchterliche Scene voraus. Mein Vater wollte ihn beruhigen, und faßte seine Hand. Der Wachtmeister aber riß sich ungestüm los, und rief: „hol' der Teufel den Ipsilanti! Gott bewahre! nun erst merk' ich. Herr, Sie haben's mit Suschens Vater zu thun! . . Still! schweig, Bruder! . . .

schweig, Hasenfuß! (So nannte er mich öfter.) Ich will nichts hören; denn ich habe einen Eid geschworen, den ich halten müßte. Aber, Herr, wenn Sie noch einen Schritt nach dem Mädchen thun, so . . . Bruder, nun kannst du erst schreiben! Sieh, es war ein Trost, daß ich dachte, eine unglückliche Stunde hätte das arme Mädchen zu Falle gebracht; aber nun! Schreib, wenn du kannst, das Wort: Vatermörder!“ Ich wollte einfallen; er schrie aber, und focht mit seinem Stocke: „schweig! ich will nichts wissen! Aber wirft Suschen nur einen Blick auf den — den Menschen da, so geh' ich mit ihr zum zweiten Mal in die Welt; und wer mich sucht, den renne ich meinen Säbel durch den Leib. Was mir dann auch wiederfahren mag — gleichviel. Geschehen ist geschehen, und ich will nichts mehr wissen. Herr! (so wendete er sich auf einmal zu Waldenbruch, und stand majestätisch vor ihm da) Ihres Vaters Thränen fließen über Sie, seitdem Sie leben. Auch ich habe seit sechzehn Jahren Thränen geweint, bittere, heiße Thränen; ich habe meine Tochter verstoßen, in die Welt gejagt, und sie darf meinen Namen nicht führen. Wer daran Schuld ist, den mag Gott richten!“

Ich trat zwischen Waldenbruch und den Wachtmeister, und wollte reden; er schob mich aber zur Seite. „Ich mag nichts wissen,“ rief er zornig; und auf einmal fiel er mit dem

Ausruf: „ein Vatermörder!“ seinem Bruder weinend in die Arme.

Jetzt gieng die Thür auf, und der Drost trat herein. Ohne uns zu sehen (denn wir standen seitwärts hinter der Thür), eilte er auf seinen Sohn zu, drückte ihn an seine Brust, und sagte: „du bist ein edler Mensch, mein Sohn! Wie sehr habe ich dich verkannt! Dich, dich konnte ich verstoßen! Nein, rede nicht! Du sollst nicht sagen, wie unschuldig du bist. Ich weiß genug, und will nicht mehr wissen.“ Waldenbruch wollte reden; sein Vater legte ihm aber die Hand auf den Mund, und sagte: „mein Sohn, laß das Geheimniß ewig in unsern Herzen bleiben!“

Der Wachtmeister hob das Gesicht ein wenig von seines Bruders Schulter, und horchte. Waldenbruch fiel seinem Vater zu Füßen. Dieser sagte gerührt: „hier sollte i ch liegen, mein edler, guter Sohn!“ Der Wachtmeister richtete sich immer mehr auf, und horchte immer gespannter. Hm! hm! sagte er, und trat hervor. Der Drost bemerkte nun uns drei in dem andern Theile des Zimmers. „Ah, sieh da!“ sagte er, und reichte mir die Hand; „der Freund meines Sohnes!“ — (Den Teufel auch! brummte der Wachtmeister) —. Und welch ein Freund, mein Vater! sagte Waldenbruch. Er verließ ein geliebtes Mädchen, um das Leben Ihres Sohnes zu retten.

Heute, dachte ich, kommen alle Geheim-

nisse an den Tag. Ich erwartete nun ruhig das Ende; denn die Worte des Drosten hatten den Zorn des Wachtmeisters schon vermindert. „Sieh da, Herr Engelmann!“ sagte der Drost zu meinem Vater. „Der brave Schweizer, der bei Ihnen ist, hat mir gesagt, wo ich meinen Sohn antreffen würde.“

Ihren Sohn, Herr Drost? sagte der Wachtmeister. Ich hätte wohl eine Frage zu thun. Es hieß einmal, Ihr Sohn habe den Degen auf Sie gezogen. — Der Drost sah den Wachtmeister von oben bis unten an. „Ich weiß nicht, mein Sohn, in welchen Verhältnissen du mit diesen Leuten stehst.“

Wollen Sie nicht, sagte Waldenbruch freundlich, dem braven Manne die Frage beantworten? Er ist Vater; und eine solche Handlung kann keinem Vater gleichgültig seyn. — „Lieber Sohn,“ erwiederte der Drost; „soll ich denn vor dir erröthen?“ Er wendete sich schnell zu dem Wachtmeister, und sagte: „mein Sohn hinderte mich, einen Unschuldigen zu ermorden. Dieser Sohn, mein lieber Wachtmeister, rettete mein Leben, und ich haßte ihn. Ich habe ihn verkannt, ihn verstoßen, und er war unschuldig, besser, edler, als wir alle. Um meiner zu schonen, verschwieg er seine Unschuld, und behielt den Schein des Verbrechens auf sich; er wurde unglücklich, damit ich es nicht würde. Das that mein Sohn, lieber Wachtmeister.“

Der Wachtmeister sah verdrießlich vor sich nieder. Habe ich Ihnen, sagte ich zu ihm, das nicht tausendmal gesagt, lieber Oheim? — Geh zum Teufel! rief er. — Siehst du, Bruder, sagte mein Vater, daß du mit deinem Kainszeichen . . . — O, geh zum . . . zum . . .! brummte er, und stand unruhig da.

„Ich verstieß meinen Sohn,“ fieng der Drost wieder an; „aber . . .“ — Ich verstieß meine Tochter! fuhr der Wachtmeister auf. — „Aber,“ sagte der Drost; „er war unschuldig, und nun habe ich ihn gefunden.“ — Ach, seufzte mein Oheim, ich suche sie noch! — Wir werden sie finden! riefen mein Vater, Waldenbruch und ich, zu gleicher Zeit. Der Drost sah uns Alle verwundert an.

Vater, sagte Waldenbruch jetzt; Sie wissen noch nicht alles. Etwas müssen Sie Ihrem Sohne noch verzeihen. Ich habe eine Gattin und eine Tochter. Der Drost stand verlegen da; doch nicht lange, so drückte er den Sohn an seine Brust. „Wer sie auch sey, mein Sohn,“ sagte er; „sie ist meine Tochter. Ich habe viel wieder gut zu machen. Wer ist sie? wo ist sie?“ — Die Tochter dieses braven Mannes, sagte Waldenbruch, und zeigte auf den Wachtmeister.

Der Drost sah den Wachtmeister an, und lächelte mit einem sauersüßen Gesicht; er verbarg aber die bittre Empfindung in eine Umarmung seines Sohnes. Jetzt trat Waldenbruch demüthig auf den Wachtmeister zu, und

wir Andern umringten ihn, den Drosten ausgenommen, der in der Ferne stehen blieb. Dieser Tag, sagte Waldenbruch, ist ein Tag des Erkennens, des Vergebens. O, Vater meiner Gattin, verzeihen Sie mir auch!

Nun und nimmermehr! sagte der Wachtmeister, und gieng rasch zur Thüre hinaus, wahrscheinlich um sich vor seinem eigenen Herzen zu retten, das zu weich wurde. Wir, mein Vater und ich, giengen ihm nach, und führten ihn auf ein andres Zimmer. Er stand fest da, und stemmte sich auf seinen Stock. Jakob, sagte mein Vater: du verstießest deine Tochter; und was hattest du davon? Sechzehn Jahre ein wundes Herz und trübe Augen. Besinne dich! Wenn wir sie nun finden, willst du sie noch einmal verstoßen?

„Das fragst du wie ein Feind, nicht wie ein Bruder!"

Aber verstößest du sie denn nicht zum zweiten Male, wenn du ihren Mann hassest? Es ist geschehen. Suschen hat eine Tochter; nicht wahr? — Ja, Vater; ja, lieber Oheim: das schönste, beste, edelste Mädchen auf der Erde. Ich habe sie vier Jahre unterrichtet. — „Wie, Bösewicht! und davon schriebst du nicht ein Wort?" — Ich kannte sie nicht. Suschen führte einen andern Namen: Waldleben. Sie hatten ihr ja befohlen, ihren wahren abzulegen.

Das that ich; ja, Gott verzeihe es mir.

das that ich. Wie weh mag ihr der Name gethan haben! O Suschen; vergieb mir, vergieb mir!

Ich drang mit Gewalt in sein jetzt geöffnetes Herz; er merkte aber, daß ich es weich machen wollte, und fragte, um das zu verhindern, und um seinem Zorne wieder neue Nahrung zugeben: du weißt Alles? Nun so sprich! Suschen ist unschuldig, und der Rothkopf hat sie verführt! — Ich hatte noch diesen Morgen in meinem Tagebuche das Kapitel „die Medaille" geendigt, und zog es mit den Worten hervor: ich will Ihnen aus meinem Tagebuche vorlesen. Mein Vater trat freundlich einen Schritt näher, und fragte mit Verwunderung: Tagebuch? Sieh, sieh! Nun so lies doch! Ich bin begierig zu hören.

Mein Oheim mochte dem Tagebuche so wenig trauen, als seinen Empfindungen, und rief: „ich nicht; ich mag nichts wissen." Jetzt sagte mein Vater sehr ernsthaft: Jakob, du solltest dich schämen, mir das bischen Freude, das ich auf der Welt noch haben kann, zu verderben! — Mein Oheim nahm murrend einen Stuhl, und ich sah an seinem schnellen Kopfnicken, daß er sich vornahm, trotz Allem, was in meinem Tagebuche stehen könnte, zornig zu bleiben; mein Vater hingegen betrachtete die Papiere mit so zärtlichen Blicken, wie kaum ein Jüngling seine Geliebte. Folio, mein Sohn, sagte er, wäre besser gewesen. (Er

dachte an seine Bibel.) Doch fang nur an. Ich bin sehr begierig.

Ich fieng da an zu lesen, wo meines Vaters und des Wachtmeisters Streit über das Kainszeichen Suschen neugierig macht, den Vatermörder einmal zu sehen. Mein Vater lächelte; es freuete ihn, daß er, ohne es zu wissen, der Meinung des Heiligen Hieronymus gewesen war. Der Wachtmeister saß ohne Bewegung da; indeß machte die Anekdote von Waldenbruch und der armen Soldatenfrau sein Gesicht doch etwas weniger finster. Bruder, sagte mein Vater; das ist ein Styl! das geht zu Herzen! Wahrhaftig, das muß gedruckt werden! — Bei der Bemerkung, daß mein Vater seine große Freude an Geburtstagen gehabt habe, lächelte mein Oheim ein wenig. Mein Vater bemerkte es, und sagte: thut nichts; es ist wahr. Aber vor dem muß man sich hüten, Bruder! Nun, ich denke, du wirst deine Lektion auch noch bekommen. — Suschens Wunsch, mit dem Ipsilanti ihrem Vater an seinem Geburtstage eine Freude machen zu können, schien den Wachtmeister in Bewegung zu bringen. Der Zorn verlor sich aus seinem Gesichte, und die Wehmuth trat in dessen Stelle. Waldenbruchs erste Unterredung mit Suschen rührte ihn offenbar. Er schneuzte sich ein Paarmal, um die Thränen aus seinen Augen wegzuschaffen, die wir nicht sehen sollten. Zuwei-

ken wollte er etwas sagen; er mochte aber seiner Stimme nicht trauen.

Als ich bis zu Suschens Verstoßung aus dem väterlichen Hause gekommen war, und nun die Blätter wieder einsteckte, sprang mein Vater auf, und umarmte mich mit einer Achtung, die er mir bis jetzt noch nie bewiesen hatte. Bruder, sagte er dann mit einem stolzeren Wesen, als jemals: ich denke, wir haben Ursache mit Gottes Leitung zufrieden zu seyn. Jetzt solltest du auf eine gute Art deine Einwilligung geben; denn du siehst, Bruder, daß mein Sohn eine scharfe Feder führt, wie es auch recht ist. Gedruckt wird das werden, nach unserm Tode, oder noch vorher: das ist gleichviel. Nun, ich werde schon Acht geben, daß kein Leser einmal sagen kann: der alte Engelmann war doch ein wunderlicher Mensch. Ich dächte, Bruder, wenn du nun hingiengest, und den jungen Mann umarmtest, dem wir doch Beide schweres Unrecht gethan haben, und so einige freundliche Worte sprächest! Noch im Grabe wollte ich mich freuen, wenn die Leser einmal sagten: der Wachtmeister war hitzig, aber er nahm Vernunft an; und was er da dem jungen Waldenbruch sagt, ist rührend. Ja, Bruder, ich kann ordentlich wünschen, in deiner Stelle zu seyn.

Der Wachtmeister zog die Stirn noch immer in Falten. „Nun ja," sagte er; „ich sehe wohl, daß sie Beide unschuldig sind, obgleich Suschen nicht hinter meinem Rücken in das verdammte

Wäldchen gehen mußte. Aber sag du, was du willst; ich . . ." — In diesem Augenblick öffnete Waldenbruch die Thür. „Herr," sagte der Wachtmeister; „ich that Ihnen lange Zeit Unrecht. Sie aber — Sie haben meinen Kopf vor der Zeit grau gemacht. Ich will mich nicht weiter in die Sache mischen. Finden Sie Suschen, so sey Gott mit Ihnen. Ich reise nach Hause; denn, Herr, ich könnte es nicht mit ansehen, wenn wir Suschen fänden, und sie spränge in die Arme des Mannes, der sie verführt hat. Das würde sie, glaube ich, thun. Mag sie denn Ihre Frau werden! Sie wird ja ihren alten betrübten Vater wohl einmal besuchen. O, ich hatte geschworen . . . Es thut mir weh; aber lieben kann ich Sie nicht."

Er faßte meines Vaters Arm, und zog ihn mit sich fort. Mein Vater, der noch immer daran dachte, welche Rolle er in dem Tagebuche spielen könnte, wollte Suschen mit suchen helfen; er liebte aber seinen Bruder doch mehr als seinen Ruhm, und verließ uns, gerade bei der Entwickelung des Knotens. Ich glaube, sagte er beim Abschiednehmen zu mir, mein Herz würde mir etwas Schönes eingegeben haben, wenn ich Suschen mitgefunden hätte; aber ich kann den Trotzkopf doch nicht so allein gehen und sich grämen lassen.

Konnte er etwas Besseres sagen?

Das schwere Geständniß.

Als der Drost von dem Duelle zu Hause kam, eilten seine Frau und seine Tochter ihm mit einem Freudengeschrei entgegen. „Gott Lob!“ sagte er, gerührter als je; „hier bin ich gesund und wohl. Daß ich euch Beide, ihr Lieben, noch an mein Herz drücken kann, verdanke ich meinem Sohne.“ Bei seiner Erzählung von dem Duelle fühlte Julie Scham vor sich selbst; zugleich aber freuete sie sich, daß der Vater über seinen edlen Sohn nicht mehr zürnte. Schon lange hatte es schwer auf ihrem Herzen gelegen, daß sie Schuld an dem unversöhnlichen Hasse des Vaters war; aber zu einem offnen Geständnisse war sie nicht edel genug. Sie segnete im Herzen das Duell, welches die Versöhnung bewirkt hatte, und nützte diesen Augenblick, so gut sie konnte. Vielleicht, sagte sie, war jener unglückliche Auftritt ein Mißverständniß. Es ist möglich, daß ich mich geirrt habe. — Noch mehr zu gestehen, wagte sie nicht.

Der Drost kam an dem Tage, den er seinem Sohne bestimmt hatte, in die Residenz, eilte nach dessen Wirthshause, und erfuhr zu seiner Verwunderung, daß er am vorigen Abend abgereist wäre. Er gieng sehr unmuthig zu dem Kammerherrn von Tiefenthal, und wurde noch unmuthiger, als dieser ihm versicherte, daß er dem Sohne gestern die Ankunft seines Vaters ange-

kündigt habe. „Gestern!“ sagte der Drost sehr unwillig; „und ich hatte ihm gesagt: es sollte der erste Beweis seiner Liebe zu mir seyn, wenn er mich erwartete.

Dieser Ungehorsam brachte den Drosten auf die seltsamsten Gedanken, und sein Verdacht gegen den Sohn bekam neue Stärke. Zwar konnte er das Duell nicht damit zusammen reimen; das kümmerte ihn aber nicht. Er reiste sogleich zurück, und so wie er in das Haus trat, rief er seiner Frau entgegen: „es ist borbei! Entschuldige den Bösewicht nicht weiter!“ Als er erzählte, was ihm begegnet war, brannte Juliens Gesicht. Sie glaubte, die schnelle und heimliche Abreise ihres Stiefsohnes dadurch erklären zu können, daß er den Frieden zwischen ihr und seinem Vater nicht stören wolle. Bei diesem Edelmuthe fühlte sie ihre eigene Niedrigkeit desto stärker, und kam auf dem Gedanken, durch ein Geständniß ihr Gewissen zu beruhigen. Sie kämpfte lange mit sich selbst, und konnte ihren Vorsatz nicht ausführen; als aber der Vater nicht lange nachher ihre Tochter verheirathen wollte, und im Begriff stand, dem künftigen Schwiegersohne zu erklären, daß sein Sohn enterbt sey: da konnte sie die Qualen ihres Bewußtseyns nicht länger ertragen.

Nein, geliebter Mann, sagte sie schluchzend, thu das um Gottes willen nicht! Dein Sohn ist unschuldig! — Jetzt, da der erste Schritt

gethan war, sank sie in ihrer Angst dem Drosten zu Füßen, und entdeckte ihm, in welchem Verhältnisse sie mit seinem Sohne gestanden hatte. Ganz aufrichtig war sie aber nicht; denn sie sagte: ich gab dir meine Hand, um deinen Sohn von seiner verderbenden Leidenschaft zu befreien, da du ihm doch gewiß deine Einwilligung nicht gegeben hättest.

„Entschuldigt ihn das?“ sagte der Drost. „Du handeltest unbesonnen, daß du mir bei diesen Umständen deine Hand gabst; aber du warest nun einmal seines Vaters Frau. Der Bösewicht! Jetzt erst bin ich völlig überzeugt von seiner Abscheulichkeit. Jetzt kann ich mir das erklären, woran ich noch immer zu zweifeln geneigt war.“

Er ist unschuldig! rief Julie außer sich. Ich, ich allein, bin strafbar! Hingerissen von seiner Liebe, gerührt von seinem tiefen Gram, suchte ich ihn auf — freilich nur, ihm Mitleiden zu zeigen, das er bei keinem Menschen fand. Du warest nicht zu Hause. Er kam in mein Zimmer, weil er mich, wie ich erst nachher erfuhr, für sehr krank hielt, und weil er glaubte, daß ich Hülfe nöthig haben könnte. Ich verstand seinen Besuch unrecht. Ein unglücklicher Augenblick, worin Mitleiden, Theilnahme, das Bewußtseyn meiner Untreue ... Ich war außer mir ... Eine Unbesonnenheit, die ich mir nie verzeihen werde ... O, ich zittre noch jetzt vor dem Tone, mit dem

er mich zweimal Mutter nannte: Fast in demselben Augenblicke tratest du in das Zimmer. Dein Sohn war so edelmüthig, zu schweigen. In der Angst wälzte ich die Schuld auf ihn, und er wurde von dir verstoßen, ohne etwas verbrochen zu haben!

Hier bedeckte Julie ihr Gesicht, und schluchzte nur. Der Drost hob seine Gattin nicht auf; er war in ein stilles Nachdenken über den Charakter seines Sohnes versunken. „O Gott!“ sagte er endlich, als er Julien wieder bemerkte: „welch eine fürchterliche That konnte geschehen! Welch einem Abgrunde bin ich entgangen! Julie, Julie! . . . Und das hätte mein Sohn gethan? Dieses Edelmuthes wäre er fähig gewesen? So hätte er seines Vaters schonen können? Nimmermehr!“

Julie erzählte ihm von seines Sohnes Leben, was sie wußte; und das war nicht wenig. Nun sah der so lange verblendete Vater deutlich; nun dachte er wieder daran, mit welcher Innigkeit sein Sohn zu ihm gesagt hatte: so hab' ich Sie immer geliebt! Er gieng mit gefaltenen Händen auf und nieder, und jammerte schmerzlich: „mein Sohn! mein edler Sohn!“ — Um des Sohnes willen vergab er der Gattin. Aber wo sollte er ihn finden? Er reiste nach unserm Dorfe, in die Einsamkeit, wo sein Sohn so lange gelebt hatte, und fand da allenthalben Spuren von dessen Unschuld und Tugend. Im Dorfe begegnete

ihm Rudeli. „Ah! willkommen!“ sagte der Drost. „Wo ist mein Sohn?“ Rudeli erzählte, was er wußte. — Der Drost gieng nun zu meiner Mutter, und erfuhr von ihr, daß ihr Mann und ihr Schwager nach Leipzig gereist wären, wo sie auf der Post Nachricht von mir finden würden. Rudeli setzte hinzu: Waldenbruch wäre gewiß mit mir an demselben Orte. Wirklich fand der Drost nach dieser Anweisung seinen Sohn, und dieser erzählte ihm, während ich meinem Vater und dem Wachtmeister aus meinem Tagebuche vorlas, ein Stück aus seiner Lebensgeschichte. Der Drost war nicht recht mit seiner Schwiegertochter zufrieden, besonders als er hörte, daß sein Sohn noch nicht mit ihr getrauet war; dieser erklärte aber mit der gewohnten Festigkeit seinen Entschluß, und der Vater gab ihm seine Einwilligung.

So waren nun alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, und jedermann zufrieden. Um die Geschichte wie einen Roman zu endigen, fehlten nur noch Suschen und Sophie. Ich sagte zu Waldenbruch: sie können doch nicht im Mittelpunkte der Erde verborgen seyn! Freilich, um meines Tagebuchs willen möchte ich beinahe wünschen, daß es so wäre. Waldenbruch sah mich ernst an; ich blieb aber bei meiner Aeußerung, und erzählte ihm, daß so eben mein Tagebuch, von dem er so ungern etwas höre, bei Suschens und meinem Vater sehr nützliche Dienste geleistet hätte. Es sind, sag-

te ich, viele Tagebücher geschrieben; aber schwerlich eins, worin das Tagebuch selbst eine Rolle spielt, und zwar eine so wichtige. Er lächelte, und gieng aus, um noch einen Gang durch die Stadt und die Vorstädte zu machen. Ich setzte mich nieder, und schrieb unterdessen, ohne mich an sein Lächeln zu kehren, was der Leser so eben gesehen hat.

Die vergebliche Reise.

Ich habe oben gesagt, daß der Mensch der Tugend immer das Glück der Erde zugesellt. Das läßt sich leicht erklären; weit schwerer aber, daß dem Menschen, der so selten glücklich ist, fast nie ein Glück begegnen kann, ohne daß er noch auf ein zweites hofft. Waldenbruchs Versöhnung mit seinem Vater und mit meinem Oheim, woran zur Vollendung nur noch ein Blick, eine Thräne, ein Wort, eine Umarmung von Suschen fehlte, hatte mich übermüthig gemacht. Es waren noch ein Paar unbeschriebene Quartblätter in meinem Tagebuche, und als ich das vorige Kapitel beendigt hatte, da sagte ich: wenn ich die noch zu der Scene verwenden kann, wo Suschen in Waldenbruchs, und Sophie in meine Arme sinkt, so will ich dem Himmel danken. Dann aber werde ich meinem Vater wohl die Kunst ablernen müssen, mit Geburtstagen und

andern Kleinigkeiten, die niemanden kümmern, höchstens noch einige Blätter vollzuschreiben. Ein Paar Tage; und Alles, dies Tagebuch, wie unser Leiden, geht durch eine doppelte Trauung zu Ende, und an dem Glücke, das dann unser Loos seyn wird, nimmt kein Leser Theil. Ich war meiner Sache so gewiß: daß ich, wenn Jemand die Treppe herauf kam, mich schon zurecht stellte, um Suschen und Sophien zu empfangen.

Am Abend trat Waldenbruch mit den Worten: „wieder vergebens!“ in das Zimmer. Aus Verdruß nahm ich meinen Hut, und, weil es ein dunkler Herbstabend war, eine Laterne. So gieng ich mit den Worten: sie sind gewiß da! hinaus und auf die Straße. Es war lächerlich, daß ich mit solcher Zuversicht hoffte, Suschen und ihre Tochter müßten sich nun endlich finden. Ich betrachtete heute, nach allem was ich gesehen und erfahren hatte, mein Leben und mein Tagebuch wie einen Roman. Daß Suschen so verborgen blieb, war doch nur eine Neckerei, die zu weiter nichts half, als das Feuer, das die letzte Scene in dem Herzen der Leser angezündet hatte, wieder abzukühlen. Ich wüßte nicht, sagte ich ganz ernsthaft, warum ich sie nicht finden sollte, besonders da ich eine Laterne habe! — Mit dieser Laterne leuchtete ich nun jedem Frauenzimmer ins Gesicht, sah aber fast nichts als die fürchterlichen Züge der Frechheit, und mußte obendrein tausend Schimpfre-

den für meine Unhöflichkeit hinnehmen. Nur gut, daß ich nicht ein Paar Männer suchte; sonst hätte der Abend sehr übel für mich ablaufen können! — Ich kam endlich mit den Worten: wieder vergebens! nach Hause.

Am folgenden Morgen war mein Rausch vorüber; aber doch behielt ich noch immer große Hoffnung, daß wir Sophien und ihre Mutter bald finden würden. Waldenbruch glaubte das nicht; und ich selbst wurde nach acht Tagen kleinlaut. Wir verließen Leipzig, um weiter zu suchen; doch jeden Abend traten wir Beide mit den Worten: wieder vergebens! in unser Zimmer. Alle Auffoderungen an Suschen in den öffentlichen Blättern, unter ihrem wahren und ihrem angenommenen Namen, halfen eben so wenig; und endlich giengen wir Beide, auf Bitten des Drosten und meines Vaters, in das Wäldchen bei unserm Dorfe zurück. Von Zeit zu Zeit wiederholten wir unsre Auffoderungen an Suschen; doch immer ohne Erforg. Waldenbruch gab nun alle Hoffnung auf, und fieng seine ehemalige Art zu leben wieder an. Sein Garten versöhnte ihn völlig mit meinem Oheim. „Wenn Suschen nun da wäre,“ sagte dieser oft mit einem Seufzer; „welch ein Leben könnte ich führen! Ein Schwiegersohn mit solchen Blumen! Lieber Gott, warum ist denn nichts in dieser Welt vollkommen!“

Mein Vater war, seitdem er das Stück aus meinem Tagebuche gehört hatte, um vieles fei-

erlicher geworden, als vorher. Es gieng ihm, wie einem Menschen in einer guten Gesellschaft, von welcher er beobachtet wird: er beobachtet sich selbst desto mehr. Seinen gütigen, liebenswerthen, weichen, menschlichen Charakter behielt mein Vater; er suchte ihn aber, um des Tagebuches willen, mit einem kleinen Anstriche von Stolz, Würde, Weisheit und Standhaftigkeit aufzuputzen. Jetzt war er gegen seine Frau noch gütiger als zuvor, aber etwas gravitätisch; er warf mit Sentenzen um sich, die wohl einem von den sieben Weisen Ehre gemacht hätten, besonders gegen seinen hitzigen Bruder, der sich um alle Tagebücher in der Welt nicht kümmerte, und immer dem Antriebe seiner Leidenschaften folgte, ausgenommen wenn er sah, daß er Jemanden damit kränkte.

Es war nicht Eitelkeit von meinem Vater, auch nicht Heuchelei; denn er sagte seiner Frau und seinem Bruder ganz unverhohlen, was er über das Tagebuch dachte, Er errinnerte sogar Beide oft daran, und war eben so besorgt für seines Bruders Ehre, wie für seine eigne. Was werden die Leute einmal sagen, Bruder! — „Was sie wollen!“ antwortete der Wachtmeister hitzig. „Ich will nicht heucheln lernen, damit sie einmal sagen können, der Wachtmeister war ein gescheidter Mann!“ — Nein, Bruder, erwiederte mein Vater, betrübt über den Vorwurf der Heuchelei; — ich heuchle nicht; da sey Gott vor! Und du bist gut, Bru-

der, bei aller deiner Hitze; das weiß ich besser als du. Aber ich betrachte das Tagebuch, wie mein zweites Gewissen, wie das Glasfenster, wovon wir einmal lasen, das in der Brust sitzt, und wodurch die Menschen einander in das Herz sehen können. Sieh, Bruder, wenn du etwas thätest, wovor ich mich zu schämen hätte, ich wollte die Blätter verbrennen, und wenn auch die Welt nie ein Wort von dem Freisassen Engelmann erführe. Aber ich meine, andre Menschen sollten ein Beispiel an uns nehmen, wenn sie läsen, wie lieb wir einander gehabt, und wie du deine Hitze unterdrückt hättest. D a s meine ich, Bruder.

Und so dachte mein Vater wirklich, ob er sich gleich ein wenig aufputzte. Er wartete mit dem größten Verlangen auf die Stunde, da Suschen wiederkommen würde; es schmerzte ihn eben so sehr, wie den Vater, daß sie so lange ausblieb: aber er wußte doch schon vorher, was er sagen, was er thun wollte, wenn sie käme. Das hatte er schon einstudirt, und ich konnte, wenn wir über diesen Augenblick sprachen, an seiner bedeutend lächelnden Miene sehen, daß er mir etwas recht Schönes zu schreiben geben wollte.

Ich kann hier einen Zug in der edlen, zarten Seele meines Vaters nicht verschweigen. So groß auch seine Begierde war, mein Tagebuch ganz zu lesen, so unterdrückte er sie

doch; und wenn mein Oheim davon anfieng, so lächelte er erst, und sagte dann: nein, Bruder Jakob! laß ihn schreiben, und laß uns leben! Das wird sonst ein Heuchelkram. Und erführe die Welt einmal, daß er uns vorgelesen hätte, so würde sie sagen: wer weiß, ob es auch so wahr ist, wie es hier steht! er hat es ja vorlesen müssen!

Ein Kapitel mußte ich indeß vorlesen, weil der Wachtmeister darauf drang: das nehmlich, worin ich von Suschens Tochter erzähle. Mein Vater entschloß sich zuzuhören, da ich versicherte, es käme von ihm nicht das Mindeste darin vor. Daß ich Sophien liebte, wußten sie Beide schon; sie glaubten aber, es wäre nur Verwandtenliebe. Daß ich sie heirathen wollte, hatte ich verschwiegen, um ein Vorurtheil meines Vaters zu schonen. Indeß einmal mußte er es wissen; und ich hielt es für rathsam, vorzulesen, was meine Absicht war: denn sobald ich meine Papiere in Händen hatte, war mein Vater weiser, vorurtheilsfreier, als je.

Das Spinnengewebe.

Daß mein Vater der Sohn eines Schulmeisters war, und daß in dem Hause seiner Eltern sehr strenge Begriffe von Familienehre herrschten, habe ich schon gesagt. So weit

mein Großvater unter seinen Verwandten väterlicher und mütterlicher Seite hinauf denken konnte, hatte jedes Mädchen den Brautkranz mit Ehren getragen, und war nicht eher als neun oder zehn Monat nach der Trauung in das Wochenbett gekommen. In der Familie meiner Großmutter verhielt es sich eben so. Die Wörter „unehelich, Jungfernkind" waren daher in unserm Hause das Schimpflichste, was man von einem Menschen sagen konnte. Mein Urgroßvater, der gleichfalls Schulmeister gewesen war, hatte in den Kirchenbüchern jeden Verdacht, der eine Braut traf, jedes zu frühe Wochenbett einer jungen Frau mit bittern Ausdrücken, oder doch wenigstens mit einem großen NB., angemerkt. Mit den unehlichen Kindern war er ganz unbarmherzig umgegangen; keins hatte er ohne eine scharfe Rüge seiner Unehelichkeit, die ihm mit Verworfenheit gleichgalt, in das Taufregister geschrieben. Heirathete ein unehliches Kind, oder ließ es taufen, so wiederholte er die alten Anmerkungen, und tadelte die Famile, die sich so weit erniedrigt hatte, den verworfenen Menschen unter sich aufzunehmen. Eine solche scharfe, bittre Anmerkung in dem Kirchenbuche hatte einmal eine Verbindung zwischen zwei jungen Leuten getrennt, und sie Beide unglücklich gemacht. Mein Großvater, der nicht lange nach diesem Vorfalle seinem verstorbenen Vater im Amte

folgte, fand es, ungeachtet auch er sehr strenge Begriffe von Keuschheit hatte, doch ein wenig allzu hart, dergleichen Menschen vor der ganzen Nachwelt zu beschimpfen. Er half sich nun so, daß er bei jeder Braut, deren Ruf nicht ohne allen Flecken war, ein ganz kleines Spinnengewebe mit den feinsten, kaum sichtbaren Federzügen mahlte. Das Spinnengewebe war größer und deutlicher, je anstößiger ein solches Mädchen gelebt hatte; und bei jedem unehlichen Kinde stand eine Kreuzspinne mit einem großen, dicken Gewebe.

Mein Vater und mein Oheim kannten die Bedeutung dieser Mahlereien — einer Erfindung, auf die sich mein Großvater nicht wenig zu gute that —, und brauchten sie nur durchzuzählen, um zu wissen, wie viele Unordnungen seit einem halben Jahrhundert in der Gemeine vorgefallen waren. Sie mahlten in ihrer Jugend dergleichen mit eben der Geschicklichkeit, wie ihr Vater; dabei setzte sich aber in ihren Seelen der stärkste Widerwille gegen alle uneheliche Kinder fest. Eben deshalb that der Vorfall mit Suschen eine so große Wirkung auf meine Verwandten; eben deshalb war der Wachtmeister so unbeschreiblich hart gegen seine geliebte Tochter. Der Abscheu vor solchen Menschen machte auch, daß mein Vater sowohl als der Wachtmeister Suschens Abwesenheit ziemlich standhaft ertrugen; und um dies Vorurtheil zu schonen, hatte ich meinem Vater noch

immer verschwiegen, daß ich Suschens Tochter heirathen wollte.

Ich fieng an zu lesen. Die Beschreibung von Sophien rührte meinen Vater, und noch mehr den Wachtmeister, der sich eifrig über das Gesicht strich und mit Thränen in den Augen lächelte. Endlich kam ich auf meine Liebe zu Sophien, und gab dabei auf meinen Vater Acht, der noch immer lächelnd zuhörte. Ich sagte endlich einige Worte, die nicht da standen, und worin ich meinen festen Entschluß, Sophien zu heirathen, erklärte.

Hier sprang der Wachtmeister auf, und fiel mir froh um den Hals. „Was sagst du nun, Bruder?“ rief er. „Am Ende kannst du doch Recht haben, daß aus der verdammten Geschichte nichts als Freude entspringt.“ — Ja, sagte mein Vater etwas kalt: das kann seyn; wenn's nicht zu nahe in der Verwandtschaft ist! — Mein Oheim wendete sich bei diesem Tone von mir ab, und sah ihn an. „Ich weiß,“ sagte er ernst, „woran du denkst, Bruder; an ein Spinnengewebe. Aber ich glaube doch beinahe, unser seliger Vater gieng damit zu weit. Es ist ein Unterschied; und wenn Suschen den Herrn von Waldenbruch heirathet, so . . .“ — Mein Vater schüttelte den Kopf fast unmerklich; der Wachtmeister sah es aber doch. „Christian!“ fuhr er auf: „als der hier in Leipzig vorlas, wie alles gekommen ist, und ich mich nicht sogleich ergeben

wollte; wer sagte da, Suschen ist unschuldig? Du! Wer sagte da, ich sollte mich schämen? Du! Laß den seligen Vater wieder aufstehen, und ihn das hören, was wir in Leipzig gehört haben; er kann's nicht über sein Herz bringen, bei Suschens Namen nur das kleinste Gewebe zu machen; und du ...!" — Ich sage ja nichts, antwortete mein Vater betrübt.

„Du sagst nichts," fuhr der Wachtmeister noch hitziger fort; „aber du mahlst da mit dem Armensündergesichte, das du machst, ein Spinnengewebe hin, so groß wie eine Fensterscheibe. Ja freilich sagst du nichts; aber du denkst desto mehr. Nun, so sag es heraus! Sitze da nicht so stumm, wie ein Stein! Heraus damit! Und du da! paß auf, was dein Vater sagt! Ich stehe dir dafür, Bruder, dein eigener Sohn soll's, so wahr Gott lebt! mit großen Buchstaben in das Tagebuch schreiben. Versprich mir das Herzensjunge! Mit großen Buchstaben!" — Ich sah meinen Vater zärtlich an. Er stand auf, und bewegte die Lippen. „Paß auf!" rief der Wachtmeister mir noch einmal zu. — Mein Vater gab seinem Bruder die Hand, und sagte: (konnte er mir etwas Besseres mit großen Buchstaben zu schreiben geben?) J a, B r u d e r. W e n n e s U n r e c h t i s t, d a ß i c h, t r o t z m e i n e r L i e b e z u S u s c h e n u n d m e i n e m G l a u b e n a n i h r r e i n e s H e r z, a n e i n S p i n n e n g e w e b e d a c h t e, s o h a b e i c h d a s U n-

recht gethan, und er mag es mit Frakturbuchstaben aufschreiben, ja es mag in alle Zeitungen kommen. Aber, Bruder, mein Sohn soll Suschens Tochter heirathen, weil sie Suschens Tochter und deine Enkelin ist. Ich wollte lieber, ich weiß nicht was, thun, als nicht Alles mit dir theilen und tragen, was du zu tragen hast. — „Wie verstehst du das?“ fragte der Wachtmeister sanfter. Ich meine, Bruder, wenn Suschens Tochter meine Schwiegertochter ist, so gehört sie mir so gut an, wie dir; und was es dabei zu tragen giebt, das tragen wir gemeinschaftlich: denn, wie gesagt, Bruder, was auch einmal die Leser davon denken mögen — ich kann mir nicht helfen; die fatalen Spinnengewebe wollen mir nicht aus dem Kopfe. Aber aus Liebe zu dir, Bruder . . . —

Mein Oheim, der die Spinnengewebe eben so anstößig fand, obgleich Sophie seine Enkelin war, fühlte das Opfer, das sein Bruder ihm brachte. Ich glaubte, er würde sich in seiner Enkelin für beschimpft halten, und beschuldigte meinen Vater schon einer Härte gegen ihn; aber wie sehr hatte ich die beiden Brüder verkannt! Der Wachtmeister schien zwar über meines Vaters Vorurtheil hinaus zu seyn; er schien es aber nur. „Ach, Bruder,“ sagte er; „wir werden es nie überwinden, wenn wir es auch brüderlich zusammen tragen und

theilen!“ Sie umarmten einander, mit Thränen der Zärtlichkeit in den funkelnden Augen, und verließen das Zimmer. Keiner von Beiden dachte mehr an mein Tagebuch, und an das Urtheil der Leser über diese gewaltsame Zerreißung des Knotens.

Nun wurde feierlich erklärt, daß ich Suschens Tochter heirathen würde. Meine Mutter, die nicht unter Spinnegeweben erzogen war, und weiter hinaus dachte — an Waldenbruchs Vermögen u. s. w. —, fiel mir freudig um den Hals, und rief: wenn sie nur erst da wäre! Ich eilte zu Waldenbruch. Ob er gleich die Hoffnung aufgegeben hatte, Suschen wiederzufinden, so kostete es mir doch nur einen Wink, ihn zu einer neuen Entdeckungsreise zu bereden. Wir machten uns auf, und unsre Verwandten riefen: Gott gebe euch Glück! „Und für Ihre Blumen,“ sagte mein Oheim, „will ich während der Zeit wohl sorgen.“

Der Bastard.

Ich wünschte, lieber Sohn, sagte mein Vater den Abend vorher zu mir, du schöbest deine Hochzeit so lange auf, bis Suschen erst einige Tage Waldenbruchs Frau gewesen wäre, oder, noch besser, bis Waldenbruch seine Tochter hätte legitimiren lassen. — Zwar versprach ich

ihm, daß ich thun wollte, was ich könnte; allein ich sah voraus, daß ein solches Ansinnen Suschen, Waldenbruch, und am meisten Sophien, beleidigen müßte. Das sagte ich auch meinem Vater; und er schüttelte schweigend den Kopf.

Während meiner Abwesenheit trug sich in unserm Hause etwas zu, das meines Vaters Philosophie auf eine noch stärkere Probe setzte. Durch Suschens Schicksal waren meine Eltern mit meiner Schwester sehr vorsichtig geworden, und Beide hatten heimlich mit einander verabredet, daß Karoline ohne ihre Gesellschaft gar nicht ausgehen sollte. Man verschwieg meiner Schwester, daß sie bewacht wurde; besonders deshalb, weil man den Wachtmeister nicht kränken wollte, dem sonst einfallen mußte, daß auch er durch dieses Mittel sein Suschen hätte sichern können.

Karoline war ein heiteres, munteres Mädchen, und hatte Suschens Schönheit, Suschens sanftes Herz, aber freilich nicht ihre Geistesbildung. Glücklicher Weise merkte sie ihre Gefangenschaft nicht, weil sie die Gesellschaft ihrer Eltern liebte; und daß sie nicht zu den Tanzfesten der Bauern gelassen wurde, konnte ihr gar nicht auffallen, weil mein Vater und mein Oheim sich durch Kleidung und Sitten schon längst von den Bauern abgesondert hatten.

Linchen las fertig, schrieb recht hübsch, ob-

gleich langsam, und führte die Haushaltung ihrer alten Mutter, ohne in ihrem fröhlichen Herzen Sorgen, Wünsche und Ahnungen zu haben. Bei allen Arbeiten sang sie mit ihrer schönen Stimme lustige Lieder und geistliche Gesänge durch einander. Ein Band, ein Blumenstrauß, den ihr der Wachtmeister schenkte, ein Spaziergang mit ihren Eltern, eine kleine Reise auf den nahen Jahrmarkt, oder auf ein Freischießen, wohin der Oheim sie jedes Mal in seiner Staatsuniform begleitete und wobei er sie nicht aus den Augen ließ, befriedigten alle ihre Wünsche. Sie war glücklich, weil sie nicht wußte, daß sie noch glücklicher seyn konnte.

Um diese Zeit kam Rudeli in meines Vaters Haus. Er hatte sich kaum als den Schweizer, den sein Sohn schickte, angekündigt, so nahm ihn mein Vater an seine Brust. Dann umarmte und küßte meine Mutter den Retter ihres Sohnes. Rudeli, der heitre unbefangene Mensch, der noch immer nicht recht begriff, wie man so viel aus einer Handlung machen konnte, die er in jeder Minute zu wiederholen bereit war, hielt das Umarmen der Fremden für Landessitte. Als meine Mutter ihn losließ, näherte sich meine Schwester, ihm die Hand zu bieten; er umfaßte sie aber, und küßte sie eben so herzlich, wie meine Eltern ihn geküßt hatten. Die gute Laune, mit der er nun den Vorfall in der Schweiz erzählte,

die freimüthige Unbefangenheit seines offnen, gesunden Gesichts, die Ehrerbietung, die er meinem Vater und dem Wachtmeister erwies, gewannen ihm sogleich Aller Herzen. Ich hatte meinen Vater gebeten, ihn für den Landbau zu gebrauchen, da er selbst seiner Wirthschaft jetzt nicht mehr so vorstehen konnte, wie in früheren Jahren. Rudeli griff auch sogleich zu, und war so thätig, daß mein Vater ihn als den besten Gehülfen betrachtete. Er und meine Schwester schienen von dem Himmel recht eigentlich für einander bestimmt zu seyn. Sie sahen sich nie, ohne noch heiterer zu werden, als sie schon waren. Sang Linchen, so pfiff Rudeli, wo er auch seyn mochte, die zweite Stimme dazu. Er war viel zu aufrichtig, als daß er dem Mädchen nicht hätte sagen sollen: Linchen, ich habe Sie lieber, als alles auf der Welt. Das sagte er ihr lachend; und sie erwiederte lachend dasselbe. Bei allen seinen Arbeiten dachte er an Linchen, und freuete sich auf den Augenblick, da er sie wiedersehen würde. Sie erwartete ihn Abends immer vor der Hausthür, oder gieng ihm, wenn er zu lange ausblieb, gar ein Stück auf das freie Feld entgegen. Dann boten sie einander die Hand, und erzählten auf dem Rückwege laut und scherzend, was ihnen heute begegnet war.

Sie liebten einander herzlich, über alles; doch hatte sie keine Worte für ihre Empfindungen. Ihre Heiterkeit wurde nur größer, ihre

Freude lauter; kein Seufzer, keine schmachtenden Blicke, kein heimliches Winken verrieth, was sie fühlten. Sie wußten nicht, daß es anders seyn könne, als es war. In ihrem Herzen erwachte kein Verlangen; denn man legte ihnen kein Hinderniß in den Weg, und sie sahen, sie sprachen einander, so oft und so lange sie wollten. Hier war einmal der seltne Fall, daß die Freude, die reinste Natur, zwei Herzen an einander knüpfte. Sie konnten nicht mehr ohne einander leben; aber sie wußten das nicht, weil sie immer ungehindert beisammen waren. Kurz, sie lebten wie Schwester und Bruder, oder so ruhig, wie glückliche Eheleute. Von dem allen merkte ich nichts. Ich war ja überzeugt, daß die Liebe mit Seufzern, mit wehmüthiger Sehnsucht anfangen müsse. Wie konnte ich nun glauben, daß die jungen Leute ihre Herzen lachend vertauschen würden? Hätte mir nur geahnet, daß es so seyn könne, so würde ich darauf gedrungen haben, daß Rudeli sogleich fort solle; denn wie ließ es sich nur denken, daß mein Vater seine Tochter einem Bastarde geben würde! Ich hielt mich überdies die meiste Zeit in dem Fichtenwäldchen bei Waldenbruch auf, und so entgiengen mir Rudelis Äußerungen seiner Liebe. Mein Vater, der andre Begriffe von dieser Leidenschaft hatte, als ich, mochte etwas merken; er lächelte aber: denn er wußte nicht, daß Rudeli nur seine Mutter nennen konnte.

Auf meinen Befehl hatte der Jüngling bei dem Eintritte in das Haus meines Vaters sagen müssen, er sey der Sohn eines Landmanns in der Schweiz. Ich wollte nemlich dem armen Menschen eine freundlichere Aufnahme im Hause verschaffen.

Nun reiste ich mit Waldenbruch ab. Einige Wochen nachher stürzt Rudeli, weil ein morsches Brett unter ihm bricht, in die Scheune, und zum Unglück auf eine Sense. Man bringt ihn bleich und ohnmächtig ins Haus. Die Knechte, die ihn tragen, schrien laut. Linchen geht an die Thür, sieht, was geschehen ist, und sinkt ohnmächtig nieder. Das ganze Haus kommt zusammen, und Rudeli wird auf sein Bett gebracht. Linchen wirft sich über ihn her, und benetzt sein bleiches Gesicht mit heißen Thränen. Er schlägt die erloschenen Augen auf, und reicht ihr die matte Hand. Nur für sie hat er Blicke und Worte. Der Arzt, den man herbeiruft, untersucht die Wunde, und zuckt die Achseln. Linchen vergeht fast vor Angst, und sagt mit blassen Lippen: ich werde ihn nicht überleben! Mein Vater geht von Rudeli, den er tröstet, zu Linchen, um auch sie zu trösten. Sie seufzt aber: wenn Rudeli stirbt, so sterbe ich mit.

Sie sitzt in Rudelis Kammer, bleich, zitternd, starrt sein blasses Gesicht an, athmet nur, wenn Er athmet, erschrickt, so oft er sich bewegt, und hält unablässig seinen Puls. Als

der Verband abgenommen wird, und der Wundarzt lächelt, springt Linchen, die bebend seine Miene beobachtet hat, jauchzend auf, hängt sich an ihrer Eltern Hals, und sinkt dann weinend und betend an Rudelis Lager nieder.

Rudeli lächelt unter den heftigsten Schmerzen ihr zu. Nun ist Linchen seine Wärterin. Sie hält seine Hand, und küßt ihn froh in Aller Gegenwart, wenn er etwas fodert, wenn er sich besser fühlt. Mein Vater lächelt dazu, meiner Mutter stehen Thränen in den Augen, und mein Oheim sagt leise: Bruder Christian, hier kann es drei Hochzeiten auf einmal geben!

Als Rudeli sich erholt, führt Linchen ihn langsam in den Garten, schützt ihn vor dem Luftzuge, wie vor der Sonne, und schlägt freudig in die Hände, daß er nun wieder ohne Hülfe auf und nieder gehen kann; doch zitternd hat sie ihn begleitet, und ist immer bereit gewesen, ihn in ihre Arme aufzufangen. Linchen vergißt Alles über dem geliebten Kränken. Sie hat für nichts mehr Augen und Ohren, als für Rudelis Blicke und Worte.

Endlich ist er gesund, und Linchens Geburtstag kommt näher. „Bruder,“ sagt der Wachtmeister; „ich weiß nicht, wie du bist! Du siehst das alles, und schweigst. Gieb doch dem Mädchen, was es wünscht.“ Mein Vater erwiedert mit einem bedeutenden Lächeln: den 19ten ist Linchens Geburtstag. Verdirb mir

die Freude nicht, lieber Wachtmeister! Eben das sagt er auch meiner Mutter, und Beide schweigen, Beide hoffen.

Meine Mutter backt Kuchen, und läßt sich von Linchen helfen. Jetzt kann ihr mütterliches Herz es nicht länger aushalten. Sie umflicht weinend und zitternd, zwei Herzen auf dem Kuchen mit Blumen, und legt mit Zuckerkörnern auf das eine den Namen: Karoline. Nun? welchen Namen, fragt sie sanft schluchzend, soll ich denn auf dieses legen, mein liebes Kind? Linchen lächelt, und schweigt. Die zitternde Hand der Mutter zeichnet den Namen Rudeli in das zweite Herz, und verräth so der Tochter das Geheimniß des morgenden Tages: ihre und Rudelis Verlobung. Linchen zittert vor Freude. Jetzt weiß sie zum ersten Male, was sie gewünscht hat. Rudeli geht an der Küche vorüber. Linchen sieht ihn, breitet die Arme aus, und wirft sich an seine Brust. Ein inniger Kuß, ein Wort, ein Händedruck, verrathen auch ihm das schöne Geheimniß, das ihrem Herzen zu schwer ist

Die Mutter kann sich bei diesem Anblicke nicht mehr halten. Sie zieht den neuen Sohn in die Küche, legt die Hände der Liebenden zusammen, und segnet sie, macht es ihnen aber zur strengen Pflicht, noch zu schweigen.

Den folgenden Morgen feiert der Vater mit Thränen und Gebeten; und nicht lange, so ist der Wachtmeister in seiner Staatsuni-

form da. Linchen kommt erst auf den dritten Ruf des Vaters zitternd von ihrer Kammer. Rudeli sieht sie zum ersten Mal langsam und erröthend heruntergehen, breitet ihr die Arme entgegen, und verschwindet in freudiger Erwartung.

Rudeli! ruft mein Vater. Rudeli! ruft der Wachtmeister. Der Jüngling kommt ängstlich, und bleibt an der Thüre stehen. Da er Thränen von Linchens Wangen fließen sieht, so fängt auch er an zu weinen. Der Wachtmeister sitzt lächelnd auf seinem Lehnstuhl, mit einem Buket der schönsten Blumen vor der Brust, und winkt meinem Vater unablässig zu.

Endlich nimmt mein Vater die Bibel von dem Geldschränkchen herunter, und schreibt, sich selbst mit lauter Stimme diktirend: „Gott sey gelobt! Heute feiern wir durch seine Gnade in Frieden und Freude zwei große, schöne Feste: den Geburtstag unsrer geliebten Tochter Karoline, und . . .“ — Er legt die Feder nieder, und sieht mit unbeschreiblichen Blicken der Liebe und des Segens seine Tochter und den ehrlichen Schweizer an. Gebt einander die Hände, Kinder! sagt er bewegt. Doch — (er nimmt die Feder wieder) — wie heißest du denn, Rudeli? Rudolph! Wie weiter? — Rudeli tritt näher an den Tisch, und sagte: Rudeli Stäfi. — Stäfi. So hieß dein Vater? — Nein, meine Mutter. — Wie denn dein Vater? — Rudeli

antwortet: ich habe (warum, weiß ich nicht) sagen sollen, mein Vater wäre ein Landmann in der Schweitz gewesen. Aber es ist nicht wahr. Ich bin ein Jungfernkind, und kenne meinen Vater nicht.

„Gott erbarme sich!“ rief mein Oheim, und griff nach seinem Hute. — Bruder, sagte mein Vater; willst du mich in der Angst sitzen lassen? — Meine Mutter wurde blaß. Linchen wußte nicht, was vorgieng, und sah meinen Vater an, dann meine Mutter, dann Rudeli. Liebster Christel, sagte meine Mutter bittend, und faßte ihres Mannes Hand, die er an die Stirn legte. Mein Vater schwieg ganz und gar. Der Wachtmeister stand mitten im Zimmer, und stampfte gewaltig mit dem Stocke auf den Boden. Endlich rief er, Hut und Stock in die Ecke schleudernd; „ich will verdammt seyn, wenn wir nicht unter dem vermaledeiten Unglück noch zu Grunde gehen! Aber verlassen will ich dich nicht, Bruder!... Geh einmal hinaus, Rudeli,“ fuhr er sanfter fort; „und auch du, liebes Kind. Geht einmal hinaus!“ (Die beiden jungen Leute verließen bestürzt das Zimmer.) „Laß den Muth nicht sinken, Bruder!“ sagte der Wachtmeister nun; „es ist ja noch alles gut! Sie wissen Beide noch nichts. Es geht! wahrhaftig, es geht!“ — Aber sie haben einander so lieb! jammerte mein Vater. — „Das haben sie,

leider Gottes! das haben sie, Bruder Christian. Aber ist es deine Schuld, daß seine Mutter . . . ?" — Ach, lieber Schwager, fiel meine Mutter ein: ich will nichts sagen; aber ist es denn Rudelis Schuld? — Mein Oheim erwiederte ein wenig verlegen und nur mit halbem Muthe: „ei was! Gott will die Sünde der Eltern heimsuchen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied." — Ja, das will Gott, erwiederte meine Mutter; aber wir Menschen sollen es nicht: wir sollen sogar unsern Feinden wohlthun.

Der Wachtmeister, der sich nicht mehr vertheidigen konnte, blickte meinen Vater an. Als er ihn so bleich, so ängstlich da sitzen sah, nahm er seinen Stock vom Boden auf, schwang ihn muthig, und sagte: „was von Sünde dabei ist, nehm' ich auf mich." Meine Mutter fiel ihm in den Arm: o, lieber Schwager, versuchen Sie Gott nicht! Sie haben ja auch noch Kinder, die er heimsuchen kann! Diese Worte nahmen ihm auf einmal allen seinen Muth. Er sagte ganz leise: „Suschen, denk' ich, war dabei unschuldig." — Kann das nicht Rudelis Mutter auch gewesen seyn? — Er warf den Stock wieder in die Ecke, als ob er seine Waffen übergäbe, und sagte: „Bruder, ich werfe keinen Stein auf Rudelis Mutter. Ich demüthige mich unter Gottes Hand. Es ist ein Elend mit uns; ein Elend, sag' ich. Ich wollte, wir wären todt. Alle unsre Kin-

der! Dein Sohn und Suschens Tochter; und jetzt Rudeli und deine Tochter!“ — Gottes Hand liegt schwer auf mir, sagte mein Vater mit stillen Tönen des Jammers.

Bei diesen Tönen hob sich meines Oheims Muth wieder. „Es geht nicht!“ rief er. „Gut, wir sind Alle unschuldig, da mein armer Bruder. Rudeli, ich, Linchen, Suschen, wir Alle. Aber wir müssen thun, was wir können; und da die jungen Leute noch nichts wissen, so . . .“ —

Leider, fiel meine Mutter ein, wissen sie alles! — Sie erzählte die gestrige Scene in der Küche. Mein Vater schüttelte immer ängstlicher den Kopf, und sein Bruder hielt nun eine lange Rede über das Recht eines Vaters, die Hand seiner Tochter zu geben oder abzuschlagen. Er schöpfte aus seines Bruders jammernden Blicken immer neuen Muth, die Einwürfe meiner Mutter niederzudisputiren. Mein Vater erwartete nur den Triumph des Wachtmeisters; dann sagte er: es ist unmöglich, liebe Frau. Rudeli bekommt unsre Tochter nicht! — Er war dabei aufgestanden, und hinter dem Tische hervorgekommen, weil man im Stehen nachdrücklicher sprechen kann, als im Sitzen.

Jetzt sagte meine Mutter empfindlich: wird doch Suschens Tochter unsres Sohnes Frau! — Nun stand der arme Wachtmeister völlig

wehrlos da, und warf nur einen schmerzlichen Blick auf meinen Vater. Dieser umarmte ihn schweigend, als wollte er sagen: das ist auch mein Bruder! Und nun wiederholte er mit Festigkeit: Rudeli wird nimmermehr mein Schwiegersohn. Der Wachtmeister setzte sich, und nahm an den Verhandlungen weiter keinen Theil.

Man überlegte nun, wie den beiden Liebenden ihr Unglück anzukündigen wäre. Nach heftigen Debatten wurde beschlossen, die Sache gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen. Zuletzt kam noch die Frage: was soll denn aus der heutigen Geburtstagsfeuer werden? Der Kuchen mit den beiden Herzen war unbrauchbar, und auf Geschenke für Suschen hatte man nicht gedacht, weil sie ihren Rudeli bekommen sollte: Diese Verhandlungen waren in der That die schwierigsten. Der Wachtmeister steckte sein Buket in die Tasche, und gab dadurch stillschweigend seine Einwilligung zu dem Vorschlage, den meine Mutter, um sich zu rächen, that, daß der Geburtstag gar nicht gefeiert werden sollte.

Also gar nicht! sagte mein Vater endlich; und nun erst wurde sein Herz so weich, daß er allein in das Schlafzimmer gehen mußte. Welch ein schöner Tag entgeht mir! sagte er betrübt, und schlich in die Speisekammer, um den Kuchen zu sehen. Zwei verbundene Herzen! und ich reiße sie aus einander! Aber —

sagte er dann muthiger — muß ich nicht? bin ich nicht Vater?

Linchen und Rudeli warteten den Ausgang im Garten ab. Als sie nicht gerufen wurden, gieng Linchen endlich in das Wohnzimmer. Der Wachtmeister war fort. Die Mutter spann mit rothen Augen, und bückte sich, als die Tochter herein trat, auf das Spinnrad nieder. Der Vater saß und schrieb Rechnungen, und blickte eben so wenig auf, wie die Mutter. In der Küche wurde keine Anstalt zu einem Braten gemacht; der Kuchen mit den beiden Herzen war verschwunden, und überhaupt keine Spur von einer Feierlichkeit zu sehen.

Linchen brachte diese Nachricht ihrem Geliebten, der im Garten auf sie hoffte. Beide wußten nicht, was sie denken sollten. Endlich traf Linchen die Mutter in der Küche. Diese erklärte ihr — freilich brach ihr Herz dabei —, daß sie alle Hoffnung, Rudelis Frau zu werden, aufgeben müßte, weil der Vater kein uneheliches Kind zum Schwiegersohne haben wolle. Sie drückte das unglückliche Mädchen an ihr Herz, und bat sie, sich in ihr Schicksal zu ergeben. Linchen weinte; aber sich zu ergeben — daran war nicht zu denken. Sie hatte gestern einen Schritt gethan, der alle Plane ihres Vaters vereitelte: es war zwischen ihr und Rudeli zu einer Erklärung gekommen, und sie hatte ihm unter heißen Küssen ewige Treue geschworen. Jetzt suchte

sie ihren Rudeli auf, und erzählte ihm. Beide schworen nun einander noch einmal ewige Liebe und ewige Treue. „Was kann ich dafür?“ sagte Rudeli. — Was kannst du dafür? wiederholte Linchen. — „Es ist albern; denn ich bin ein ehrlicher Mensch!“ — Das bist du; und nur danach soll man fragen! — „Und ernähren kann ich dich, Linchen, wenn dein Vater dich verstößt! Ich habe ein Paar Arme!“ — Ich auch, Gott Lob! sagte Linchen, und sie umfaßten einander. — „Und Füße, Linchen, um mit dir bis ans Ende der Welt zu gehen!“ — Und ich gehe mit dir, lieber Rudeli, bis ins Grab. — „Und dein Bruder wird uns nicht in der Noth stecken lassen. — „Gewiß nicht. Und thäte er es auch, so habe ich doch dich, und frage nichts nach Noth und Elend! — „Ich eben so wenig, Linchen, wenn du m e i n bist.“

Hier ist die ganze Philosophie der Liebe! Und hatte je ein Paar Liebende das Recht, so muthig zu seyn, so war es dieses.

Mein Vater konnte sein weiches Herz nicht zum Schweigen bringen; da er aber die beiden jungen Leute so ruhig sah, so wurde auch er wieder ruhig. Er triumphirte schon gegen seinen Bruder, daß dieses Gewitter, ohne einzuschlagen, vorüber ziehen würde; und um es desto schneller wegzutreiben, that er Linchen den Vorschlag, einen jungen Prediger in der Nähe zu heirathen, der sie gesehen und sich

unter der Hand nach ihr erkundigt hatte. Linchen antwortete kalt, sie wollte sich bedenken. Sie gab Rudeli Nachricht davon. Als dieser finster zu Boden sah, weckte sie ihn mit Umarmungen aus seinen Träumen.

„Höre, Linchen!“ fragte er; „bist du entschlossen?“ — Zu allem in der Welt! Ich bin dein bis in den Tod. — Er verließ sie, gieng zu meinem Vater, und fragte ganz kurz: ob er gar nicht hoffen dürfe, seine Tochter zur Frau zu bekommen. Mein Vater war überrascht; er hielt sich aber, drückte dem Jünglinge die Hand, und gab ihm eine abschlägige Antwort. Am Abend sagte Rudeli zu Linchen: „dein Vater hat Nein gesagt. Ich, du, und Gott, wir sagen Ja! Hast du Muth?“ Linchen schlug ein, und um zwölf Uhr verließen sie Beide das väterliche Haus. Sie giengen den Weg nach Dessau zu, wo sie mich und Waldenbruch zu finden hofften. Ich hatte nemlich meinem Vater geschrieben: er möchte seine Briefe nach Dessau schicken, weil ich da einige Tage bleiben, und dann nach Wörlitz gehen würde, um den Garten des Fürsten kennen zu lernen.

Das unterirdische Gewölbe.

Am folgenden Morgen stützt mein Vater die Stirn mit der Hand, und überlegt. Er hört dreimal: Linchen! rufen, und dann: Rudeli! Ich weiß nicht, sagt meine Mutter, wo Linchen seyn mag. Man sucht, und sie ist so wenig zu finden, wie Rudeli. Man sieht sich um, und ihre Betten sind noch gemacht. Mein Vater erschrickt, meine Mutter fährt fort zu suchen. Als die jungen Leute sich auch den Mittag nicht sehen lassen, zweifelt man nicht länger, daß sie entflohen sind, und der Wachtmeister wird gerufen. Beide Männer sind betäubt; nur meine Mutter behält Besonnenheit, und sagt: sie sind nach Dessau gelaufen! Es fällt ihr ein, daß Linchen gestern Abend so bedeutend gefragt hat, wo ihr Bruder sey, und wann er in Dessau ankommen werde. Der Wagen wird angespannt. Meine Eltern und mein Oheim setzen sich auf, und eilen den Flüchtigen nach.

Mein Vater war untröstlich; denn ihm ahnete eine Geschichte wie mit Suschen. Der Wachtmeister hielt eine lange Rede, um seinem Bruder Muth einzusprechen; dieser schüttelte aber traurig den Kopf, und sagte: nein; es ist alles vorbei! alles! Keine Hoffnung mehr! Der Wachtmeister hob an: „in Amerika wur-

de ich einmal mit einigen Mann nach den Bahama-Inseln kommandirt. Sieh, Bruder, die Fahrt geht durch Meerströme, Klippen, Bänke, und unser Steuermann war seiner Sache nicht gewiß. Gott helfe, dachte ich, als eine Strömung uns fortriß. Nicht fünf Minuten, so scheiterten wir. Die Mannschaft rettete sich glücklich auf eine Felseninsel. Im Trocknen waren wir nun, aber der schrecklichsten Gefahr ausgesetzt, dem Schicksal zu verdursten. Keine Quelle, Bruder, kein Tropfen Wasser! Was that Gott? Da die unterirdischen Quellen fehlten, so gab er uns überirdische. Ein Schiffer aus einer Bahama-Insel, der bei uns war, zeigte uns Wasser auf den Bäumen. Wir schöpften es aus den hohlen Blättern einer Schmarotzerpflanze, und fristeten so unser Leben, bis Hülfe kam. Von dem Augenblicke an, Bruder, nahm ich mir vor, nie wieder die Hoffnung fahren zu lassen."

Diese Hoffnung, sagte mein Vater traurig, bleibt mir, Gott Lob! Alle Hülfsquellen der Erde sind vertrocknet; das Grab wird mir helfen!

Ihn so zu trösten, war nicht meines Oheims Absicht gewesen. Aber — sind denn nicht diese überirdischen Quellen auf dem dürren Bahama-Eilande, der Erde, der Trost des armen Lebens? Guter Oheim, ich werde deine Bahama-Felsen nie vergessen! Sie sind das schönste Bild der himmlischen Hülfe.

Mein Oheim wollte verbessern: „Wir fanden auch am Meerufer Wasser; der Bahamese grub in den Sand, so tief er konnte, und da war, was er suchte. Sieh, d a s wollte ich sagen.“ — Recht! erwiederte mein Vater; ich werde Hülfe finden, wenn ihr mich in die Erde grabt. — Der Wachtmeister schwieg; denn sein Trost wurde für meinen Vater nur die Quelle finsterer Betrachtungen.

Sie kamen in Dessau an, und fragten in dem bestimmten Wirthshause nach mir. Ich war mit Waldenbruch in Wörlitz, und sie erfuhren zugleich, daß ein junger Mensch und ein Mädchen uns gesucht hatten. Nach ihrer Kleidung, die man beschrieb, mußten es Linchen und Rudeli gewesen seyn. „Siehst du?“ rief der Wachtmeister fröhlich; „eine Quelle auf den Bahama-Felsen! Wir werden mehr finden, und endlich den Kahn, der uns Alle rettet!“

Wir, ich und Waldenbruch, kamen eben aus dem Garten zurück, als meine Eltern vor dem Wirthshause in Wörlitz hielten. Sind sie hier? rief mein Vater schon von weitem. Wir wußten von nichts. Mein Vater erzählte ganz kurz, und der Wirth sagte, daß ungefähr vor einer Viertelstunde ein Paar, wie wir es beschrieben, nach uns gefragt hätte und in den Garten gegangen wäre, um uns zu suchen. Mein Vater gieng sogleich nach dem Garten, und so schnell, daß wir Mühe hatten, ihm zu folgen. Ich führte meine Mutter, die mir im

Gehen den Vorfall ausführlich erzählte, und hinzu setzte, daß mein Vater durch die Flucht der jungen Leute wohl ein wenig nachgiebiger geworden seyn würde.

Ein Gärtnerbursche brachte uns bald auf die Spur der beiden Entflohenen. Mein Vater war mit dem Wachtmeister immer funfzig Schritte voraus. Auf einmal sah er seine Tochter und Rudelin auf einer Höhe, die zu der in Ketten hangenden Brücke führt. „Halt!“ rief er laut. „Halt!“ rief der Wachtmeister noch lauter. Rudeli sah sich um; als er meinen Vater und den Wachtmeister erblickte, der mit dem Stocke drohte, faßte er Linchens Hand, und eilte so schnell er nur konnte. Der Wachtmeister fluchte, und rief dann: „einsperren wollen wir euch!“ Rudeli eilte noch stärker, und wir folgten ihm die Höhe hinauf. Jetzt kamen Rudeli und Linchen an die Kettenbrücke. Linchen zauderte, als sie den Fuß auf die bewegliche Brücke setzte; Rudeli aber, welcher dergleichen vom Gotthard her sehr wohl kannte, umfaßte Linchen mit starkem Arm, hob sie auf, trug sie mit leichter Behendigkeit hinüber, und eilte nun die Felsentreppe hinunter.

Mein Vater kam zuerst an die bewegliche Brücke. Er sprang, ohne sich um ihr Wanken zu kümmern, hinauf, doch unglücklicher Weise nicht in die Mitte, so daß die Brücke unter ihm zur Seite flog. Nun sprang er auf die andere Seite, die sich gehoben hatte, und

die Brücke flog wieder seitwärts. So wurde er hin und her geschaukelt, und ich hörte ihn zum ersten Mal in meinem Leben fluchen. Der Wachtmeister zog ihn zurück; aber mein Vater rief zornig: laß mich! sie entkommen uns sonst! Nun wollte der Wachtmeister neben ihm weg; die Brücke schwankte aber so sehr, daß auch er sich gern wieder zurückzog. „Hol der Teufel die Brücke!“ rief er höchst zornig; „da gehen sie hin, und wir stehen hier wie die Narren!“

Wir, Waldenbruch und ich, wußten, daß die Brücke nichts weniger als gefährlich ist, und daß die Entflohenen uns unmöglich entgehen konnten; der Auftritt war uns daher ein wenig lächerlich. Herr Gott im Himmel! sagte mein Vater, und hob beide Arme auf; sie sind fort! — „Welch ein Satan,“ rief der Wachtmeister heftig, „hat diese Brücke gebauet? Ich will eben so gern auf dem Seile tanzen, als darüber hin gehen.“

Sie standen Beide unentschlossen da, hoben den einen Fuß, und wagten es doch nicht, die Brücke zu betreten. — Sie sind fort! rief mein Vater. „Wir holen sie nicht wieder ein!“ rief der Wachtmeister. Endlich drängte Waldenbruch sich lachend in die Mitte, und sagte: nur behutsam! Mein Vater faßte Waldenbruchs, und der Wachtmeister meines Vaters Rockschoß. Meine Mutter hängte sich zitternd an mich; und so giengen wir — mein Vater und mein

Oheim fluchend, ich und Waldenbruch lachend, meine Mutter betend — über die Brücke, über welche Rudeli mit Linchen geflogen war. „Lachst du noch?“ sagte mein Oheim, der jetzt selbst ein wenig lächelte. Ich brach in ein lautes Gelächter aus, und Waldenbruch stimmte mit ein. Mein Vater warf noch einen höchst zornigen Blick auf die Brücke, und eilte nun die Felsentreppe hinunter. Der Wachtmeister folgte ihm erhitzt auf dem Fuße. Jetzt stand mein Vater vor dem Eingange des dunkeln, unterirdischen Felsenganges. „Hier hinein?“ fragte er furchtsam, und sah nach uns zurück.

Der Wachtmeister drang vor, und tappte fort. Mein Vater blieb stehen, und wartete beschämt, bis wir kamen. Auf einmal hörten wir des Wachtmeisters Stimme aus dem Gewölbe hervor: „Viktoria! ich habe sie! Heran, Bruder! heran, Christian! Schreie du, so viel du willst, Puppe; ich halte dich!“ Wir Alle tappten, uns drängend, nach, und hörten den Wachtmeister noch immer rufen: „Mädchen, halt! ich stoße mir ja den Kopf ein! Solche Brücken, solche Gänge hat der Teufel erdacht! Helft mir doch! sie entwischt mir!“

Wir ziengen, so schnell wir konnten, dem Geschrei nach. Der Wachtmeister rief immer lauter: „ich werde dich doch halten können? So kommt doch!“ Ich war der erste, der zu ihm kam. „Linchen! sagte ich; „es soll dir nichts zu leide geschehen. „Jetzt kamen wir

an eine Oeffnung, durch die das Tageslicht hereinfiel. Da rief mein Oheim: „hol's der Teufel! es ist nicht Linchen! . . . Jungfer," sagte er, und zog den Hut ab; „nehme Sie es ja nicht übel. Hier unter der Erde im Dunkeln kann man sich irren." — Ich sah vor dem Hute des Wachtmeisters das Gesicht des Mädchens nicht, das nun sogleich wieder in das Dunkel eilte. Mein Oheim gieng mit vielen Entschuldigungen und eben so vielen Flüchen über Brücken und Gänge vorwärts.

Wir kamen wieder an eine Oeffnung, und nun sah ich das Mädchen. Sie ist es! rief ich laut, und warf den Wachtmeister an die Mauer, um bei ihm vorüberzukommen. Sie ist es! rief ich mit ängstlicher Freude. — „Sie ist es nicht!" widersprach der Wachtmeister; und jetzt waren wir auf einmal unter dem hellen Himmel, und ich faßte Sophien, die bebend und bleich vor mir stand, in meine Arme! — Ach, Herr Inspektor! sagte sie fröhlich, als sie mich erkannte; sind Sie es? — Der Wachtmeister sah den Auftritt mit großen Augen an. Waldenbruch kam, hörte mich Herr Inspektor nennen, stürzte auf Sophien zu, wollte fragen, konnte nicht, und rief: Gott im Himmel, erbarme dich! — Ich hielt Sophien noch immer fest. Mutter! o Mutter! rief diese ängstlich. „Mutter?" rief Waldenbruch. „Wo? wo?" Sophie zeigte auf eine dunkle Grotte, und Waldenbruch stürzte mit dem lau-

ten Geschrei: „Suschen! Suschen!“ hinein. Dieser Name belebte die erstaunenden, betäubten Zuschauer. „Suschen!“ schrie der Wachtmeister, ließ Hut und Stock fallen, und rannte hinter Waldenbruch her. Ich zog Sophien mit zu der Grotte, aus der so eben Waldenbruch schluchzend, mit Suschen an seiner Brust, hervor trat. „Suschen! Suschen!“ so riefen wir Alle laut. — Nein, keine Worte mahlen die Scene, wie der harte Wachtmeister sie umfaßte, sich wieder losriß, die Arme gen Himmel streckte, jeden Augenblick anfieng zu weinen, dann wieder wehmüthig seine Tochter betrachtete, und sie an seine Brust nahm; — wie Suschen bleich in Waldenbruchs Armen lag, langsam die großen Augen umher warf, das Gesicht wieder an der Brust des Geliebten verbarg, und nicht ein Wort, nicht einen Seufzer hervorbringen konnte; — wie Waldenbruch da stand, sie an sein pochendes Herz drückte, und nur leise, in Absätzen, den Namen: Suschen! stammelte; — wie mein Vater bittend von einem zum andern gieng, und betäubt fragte: was ist denn? Lieber Bruder, Herzens-Bruder, stirb nur nicht vor Freude! — wie Sophie vor der bleichen Mutter auf den Knieen lag, und ihre eine herabhangende Hand an Lippen und Brust drückte; — und wie meine fromme Mutter, um die schöne Scene zu vollenden, sich vor Gott auf die Kniee geworfen hatte, und ihm dankte! — — Nie in

diesem Leben werde ich wieder eine solche Stunde haben; nur dann erst, wenn wir aus dem finstern Grabe in das helle Licht der Ewigkeit treten, uns wieder erkennen und einander in die Arme sinken — dann erst werde ich sagen: diese Seligkeit hatte ich schon einmal auf der Erde!

Wir Alle konnten uns lange nicht erholen. Suschens erstes Wort war: „Waldenbruch!“ das zweite: „mein Vater!“ Dann sank sie wieder an Waldenbruchs Brust, und blieb lange daran liegen. Ich zitterte vor dem neuen Entzücken, das uns erwartete. Sophie wußte noch nichts von ihrem Vater; Waldenbruch hatte seine Tochter noch nicht angesehen. Als Suschen sich matt wieder aufrichtete, sagte Sophie: o Mutter, was ist das alles? Jetzt eilte Suschen von Waldenbruchs Brust in die Arme ihrer Tochter, und sagte: dein Vater! Es brachen Thränen aus Sophiens schönen Augen hervor, und sie sagte schmerzlich: ach, so lange mußte meine Mutter unglücklich seyn! — Dieser Vorwurf, den ihr das kindlichste Gefühl entriß, traf meinen Oheim gewaltig. „Suschen,“ rief er; „vergieb . . .“ Sie wollte ihn durch Küsse verhindern, mehr zu sagen; er rief aber: „ich war Schuld; nicht Waldenbruch, nicht dein Vater.“ Jetzt sank die Tochter vor Waldenbruch nieder; er hob sie auf, und drückte sie zum ersten Mal an seine Brust. Endlich konnten wir einzelne Worte

sagen, die nach und nach die Begebenheiten im Ganzen entwickelten.

Nun stellte auch Sophie ihrer Mutter den Herrn Inspektor vor. Es ist ja Karl! sagte mein Vater, als Suschen mich befremdet ansah. Ihre Miene erheiterte sich zwar, als sie das hörte; aber dennoch betrachtete sie mich nachdenkend, und blickte auf ihre Tochter. Ich faßte Sophiens Hand, und sagte nun mit dem ganzen Entzücken meines Herzens: siehst du, liebe Sophie? Wir haben uns wieder gefunden! Sophie erröthete. Waldenbruch legte ihre Hand in die meinige, und sagte: ich gebe dir meine Tochter, wenn sie dich liebt! Sie verbarg das glühende Gesicht an dem Busen ihrer Mutter; und diese sagte nun: o gütiger Himmel! soll ich unter Glück vergehen, wie ich unter Schmerz und Gram vergieng? . . . Sie liebte ihren Lehrer von Kindheit auf. Ach, ich zitterte vor ihrem brennenden Herzen. Nimm sie, nimm sie, deine Schülerin, und Gott segne euch! — Gott segne euch! sagten sie Alle, und ihre Hände zitterten auf meiner und Sophiens Stirn. Sophie lag in meinen Armen, und war so glücklich, wie ihre Mutter.

Da stehen sie! rief der Wachtmeister auf einmal, und zeigte in die Höhe. Linchen und Rudeli standen in dem offnen Tempel der Venus, von der Abendsonne bestrahlt, und sahen unsren Umarmungen in dem Thale zu. Besser,

sagte ich, könnten sie nicht stehen, als dort, von der Göttin der Liebe beschützt. Wir haben uns unter der Erde wiedergefunden, in den Thälern des Todes; und diese sehen wir dort oben, von dem hellen Lichte des Lebens bestrahlt. „Siehst du Bruder,“ rief der Wachtmeister, „daß ich Recht hatte, als ich sagte, ich würde sie erst unter der Erde wiederfinden? Jetzt haben wir uns, und sind glücklich!“ Wir Alle umarmten einander. „Und nun,“ sagte Waldenbruch zu Suschen, „will ich dir den Retter meines Lebens zeigen.“ — Und des meinigen, sagte ich zu Sophien. Dort steht er.

Rudeli und Linchen steckten die Köpfe unruhig zusammen, als wir auf sie zeigten, und schienen den Hügel, auf den sie wahrscheinlich nur in der Angst gerathen waren, verlassen zu wollen. „Bruder!“ sagte der Wachtmeister bedeutend. „Lieber Vater!“ sagte ich; „bester Christel!“ meine Mutter. Er sah finster zu Rudeli hinauf, und sagte: ich weiß nicht, Jakob . . . „Faß ein Herz, Bruder!“ unterbrach ihn dieser. „Wir Alle sind so glücklich. Sieh, wenn dein Sohn nun schreiben müßte: deine Tochter und Rudeli, der Retter deines Sohns, hätten mit gebrochenem Herzen unsre Seligkeit angesehen! Duldet doch Gott die Leute mit den Spinnengeweben auf der Erde; was sollten wir nicht!“ Mein Vater stand noch einen Augenblick. Mit gebrochenem Herzen, sagte er endlich; da sey Gott vor! Gott

ist so gütig gegen uns gewesen, er hat uns Allen wieder geschenkt, was uns fehlte; und in dem Augenblicke sollte ich ein Paar Herzen brechen? — „Paß auf!“ rief der Wachtmeister mir zu. — Nein, sagte mein Vater; mag er doch nichts aufschreiben. Genug, ich habe gesehen, welche Thränen aus gebrochenen Herzen fließen. Und am Ende, Bruder, frage ich noch, ob es nicht überhaupt ein Aberglaube mit den Spinnengeweben war, und Hochmuth von uns dazu. Stammte Rudeli, ich weiß nicht von wem, ab — wenn er Linchen liebt, so ist sie sein. Ich will nicht auch ein Kind in die Welt jagen. Es geht nicht immer so glücklich ab, wie heute. Amen! Er soll sie haben.

Viktoria! rief der Wachtmeister, und warf seinen Hut in die Höhe. Wir Alle stiegen jetzt die Stufen zu dem Tempel der Venus hinan, wo uns das liebende Paar in ängstlicher Verlegenheit erwartete. Schon von unten herauf riefen wir ihnen ihr Glück zu. Vor der Bildsäule der freundlichen Göttin, von den letzten Strahlen der Abendsonne beglänzt, legten drei Paar Liebende die Hände in einander, und die Eltern segneten sie. — Eine solche Ehre mag der Göttin lange nicht widerfahren seyn! Aber unsre Herzen waren gewiß voll Andacht.

Wir kehrten nun in das Thal unseres Glückes zurück. Wüßte der Fürst, dem der

schöne Garten gehört, welche Thränen in diesem Thale vergossen wurden, welche Seligkeit darin Menschenherzen empor hob; er ließe hier einen Stein errichten, mit den Worten: „Wir sehen uns wieder!“

Als wir uns in den Nachen setzten, um hinüber zu rudern, sagte der Wachtmeister, mit frommen Thränen in den Augen; „sieh, Bruder, das ist der zweite Kahn, der mich von dem dürren Bahama-Felsen rettet! Gott sey gelobt! Nein, ich lasse nie wieder die Hoffnung fahren. Das Leben ist eine Kettenbrücke, die uns hin und her schleudert; aber sie führt uns in das stille Thal der Seligkeit.“

Auf dem Rückwege erzählte Suschen ihre Begebenheiten, die unsern Augen Thränen kosteten.

„Bahama-Felsen!“ rief der Wachtmeister; „Kettenbrücken! Aber, Gott Lob! der Nachen ist da, der uns rettet.“ Er wird kommen, Bruder, sagte mein Vater, uns Alle von dem Bahama-Felsen dieses Lebens in die Ewigkeit zu führen.

„Damit schließ dein Tagebuch einmal!“ sagte mein Oheim. Ich lächelte, und halte Wort.

Bayerische Staatsbibliothek München

45
2
185
33

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Karl Engelmanns Tagebuch Eine Familiengeschichte

Berlin 1800

P.o.germ. 2047 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129275-1
VD18 13369814